Todtentanz
Todtentanz

Lyrisches Album.

1841.

Herausgegeben

von

AUGUST LEWALD.

Beigabe der Zeitschrift Europa.

Karlsruhe,

Druck und Verlag des Artistischen Instituts.

F. Gutsch & Rupp.

MÜNCHEN

Der Geisterkampf.

(Zürcher Volkssage.)

Von

J. J. Reithard.

„An der Erlenbachhalde,
Nach dem Walde,
Wächst ein purpurrother Wein,
Fliegen Vögel aus und ein,
Naschen von den dunkeln Beeren —
Vater, daß wir Vögel wären!
Ei, wie wetzten wir die Schnäbel,
Unerkannt, bei Nacht und Nebel!"

Laß Dein sträflich Wünschen fahren!
Geisterschaaren
Halten dort in stiller Nacht
Die geheimnißvolle Wacht.
Keine jener Purpurtrauben
Lassen ungestraft sie rauben.
Setz' Dich zu mir her, mein Knabe,
Hör', was ich erfahren habe!

Einſt mit zweien Deinesgleichen
Ging ich ſchleichen
Auf den Erlenbacherrain,
Als der Mond mit vollem Schein
Am geſtirnten Himmel wallte
Und der Herbſtwind ſchon, der kalte,
Niederfuhr auf gelbem Laube
Und gezeitigt war die Traube.

An den Hägen, längs den Latten,
Tief im Schatten
Huſchten leis wir, wie der Wind,
Langten emſig und geſchwind
Nach den Beeren roth und ſaftvoll —
Horch, da ſteigt es raſch und kraftvoll
Nieder von dem Buchenwalde
Und belebt die Rebenhalde.

Blitzſchnell ſprangen aus den Reben
In die Gräben
Und, verſtohlen blinzelnd ſah'n
Wir — mit Eiſen angethan —
Aus uralten Heldenzeiten
Hochgewachſ'ne Krieger ſchreiten —
Wohlverwahrt mit Panzerringen,
Wohlbewahrt mit breiten Klingen.

Aus den Helmen ſtarrten graſſe,
Todesblaſſe
Angeſichter — Firnenſchnee
Gleichend — nieder auf den See.
Mächtig, Alle überragend,
Eine ſchwere Streitaxt tragend,
Hält der Führer ſtill und finſter,
Wie die Tanne über'm Ginſter.

Taghell war's. Die weiß und blaue,
Altersgraue
Schärp' und Pickelhaubenzier
Flatterten zunächst bei mir.
Plötzlich fiel ein Blick des Ritters —
Leuchten schweren Ungewitters —
In die Tiefe, wo wir duckten,
Huh, wie seine Brauen zuckten.

Und die Augen sprühten Funken!
Hingesunken
Lagen starr wir, wie gefeit;
Dumpf begann der Held: Ihr seid
Geisterhänden heimgefallen;
Wißt, und kündet laut es Allen:
Unter unser'm Schutz und Horte
Steht der Wein an diesem Orte!

Bis im Dorf es Eins geklungen
Seid gezwungen
Unbeweglich hier zu steh'n
Und das Blutgericht zu seh'n,
Das wir strafende Gewalten
Jedes Jahr ob Jenen halten,
Die aus Schwyz und nid dem Walde
Einst beraubten diese Halde!

Ob dem Spruch erbebt der Hügel,
Auch der Spiegel
Des umschilften See's erbebt:
Eine Schaar von Barken schwebt
Ueber die gepeischte Fläche,
Und es glänzen Panzerbleche,
Schwerter leuchten, Speere funkeln
Von der Schiffe Bord im Dunkeln.

„Still, sie kommen! still, sie kommen
Hergeschwommen,
Aufgelegt zu schnödem Raub,
Bergt, Gesellen, Euch im Laub!“
Als wir hier den Ruf verstanden,
Sah'n wir dort die Barken landen,
Hörten trampeln, klirren, schäckern,
Aufwärts steigen von den Aeckern,

Stimmen jodeln, Hörner schmettern . . .
In den Blättern
Rauscht es bald, das Messer blinkt,
Wo die volle Traube winkt.
Hundert unbefugte Hände
Sammeln die gepries'ne Spende;
Körbe füllen sich und Züber —
Drunter ging es hier und drüber.

Hinter'm Laube steh'n die Späher —
Immer näher
Stellt der Traubenleser Schaar
Uns im Mondesglanz sich dar:
Männer, stark und hochgeschossen,
Wie der Waldstatt Eidsgenossen,
Die am See bei Sempach starben;
Roth und weiß sind ihre Farben.

Plötzlich, wie im Gletscherschachen
Lawen krachen,
Tönt es: „Zürch, Sankt Felix hier!
Auf, Gesellen, folget mir!“
Reben knicken, Sturmwind sauset,
Des Gebieters Streitart sauset,
Blitze flammen, Donner murren,
Helme krachen, Speere surren . . .

Hah, das war ein gräulich Birschen!
Zähneknirschen
Todesröcheln, Wuthgeheul
Scholl aus dem verworr'nen Knäul,
Und es preßt der wüste Hader
Rothen Saft aus mancher Ader
Und so rann, gleich rothem Weine,
Dampfend Blut vom Traubenraine.

Sieh, die Winzer eilen flüchtend.
Doch vernichtend
Folgt der weiß und blaue Schwarm
Rasch, mit rächerischem Arm;
Mancher sinkt noch bei den Barken
Unter'm Streich der Grimmigstarken,
Die in ihres Zornes Gluten
Nach sich stürzen in die Fluten.

Rauschend fliegen durch die Wellen
Schon die schnellen
Schiffe, trotz der Brandung Wuth.
Glühend senkt sich auf die Flut
Eine Wolk' mit Donnerschlägen
Und der See schäumt ihr entgegen,
Daß in Schaum- und Flammengüssen
Freund und Feind vergehen müssen.

Nur die beiden Führer bleiben
In dem Treiben
Eine Weile noch verschont:
Auf des Nachens Trümmern thront
Blitzumstralt das Haupt der Flücht'gen,
Schwingt den Kolben, den gewicht'gen,
Seine weißen Locken flattern
Um die Stirn gleich Silbernattern.

Und der And're ragt am Strande
Aus dem Sande
Wie ein finst'res Riesenbild,
Seine Streitart wirbelt wild
Ueber dem behelmten Haupte,
Und wie laut das Wetter schnaubte:
„Reding!“ hört am Strand ich's gellen —
„Stüssi!“ heult es aus den Wellen ....

Horch, da schlug's mit einem Male
Eins im Thale —
Noch ein Windstoß — jetzt zerrann
Wog' und Nebel, Schiff und Mann.
Tiefer Stille wich das Toben
Und der Vollmond sah von oben
Mit dem Chor der Sternenbrüder
Auf die klare Fläche wieder.

Und erlöst von Zauberbanden
Schaudernd standen
Wir noch eine Weile da,
Trauben lockten süß und nah;
Doch, gedenk der Geisterlehre,
Naschten wir nicht eine Beere,
Eilten fort wie Finken streichen —
Lieber Knabe thu' desgleichen!

Anmerkung. Während des alten Zürichkrieges landeten in einer schönen, mondhellen Octobernacht die Urkantönler bei Erlenbach am Zürichsee, um an der dortigen Rebenhalde unbefugte Weinlese zu halten. Allein die Züricher hatten von dem Vorhaben der Feinde Wind bekommen und sich in Hinterhalt gelegt. Als nun die Männer der Waldstätte heiter ernteten, wo sie nicht gesäet und gepflegt, brachen auf einmal die Zürcher aus ihrem Versteck hervor, tödteten ihrer gegen siebenzig und jagten die Uebrigen in die Flucht. Landammann Ital Reding war in jenen Zeiten der Führer der Urkantönler, Stüssi, der Bürgermeister, befehligte die Zürcher.

St. Gallen.

Die Blätter meiner Laube.

Von

Herwegh.

Das grüne Land wird ein und aus
Vom Herbſte durchgekehret
Und auch mein luftig Sommerhaus
Gar haſtig abgeleeret;
Schon war der grimme Räuber drin,
Schon ſchleppet er im Staube
Den Mantel meiner Liebe hin,
Die Blätter meiner Laube.

Die ſchönen Tage, ſind ſie doch,
Mein holdes Lieb verfloſſen,
Da neidiſch ſelbſt dem Himmel noch
Das Hüttchen ſich verſchloſſen,
Da ſich kein Auge ſtahl herein,
Und ſchüchtern nur die Taube,
Da, glücklich ohne Mondenſchein,
Wir ſchwärmten in der Laube?

O trüg' ich, hab' ich oft gedacht,
Die Welt in ihren Achſen —
Wie hätt' ich's anders doch gemacht!
Ich ließ nur Blätter wachſen;
Denn wer ein Lieb im Arme hält
So iſt und bleibt mein Glaube,
Birgt ſich am Beſten vor der Welt
In einer dunkeln Laube.

Wie hängt ſich an den kahlen Dorn
Das letzte Grün vergebens!
Mir iſt als ſänke Korn um Korn
Im Stundenglas des Lebens,
Wenn ſo der Blätter reicher Schwall
Dem Sturme wird zum Raube;
Doch ach! was gleichet wohl dem Fall
Der Blätter meiner Laube!

Es hat der Herbſt gar ſchlecht bedacht
Verliebter Seelen Wonne;
Die Liebe ſucht die tiefſte Nacht
Und ſeine Frucht die Sonne.
Wirf nur dein Roſenkränzlein weg,
Mein Kind und nimm die Haube;
Denn aus iſt's nun mit dem Verſteck
In unſrer ſtillen Laube!

Zürich.

Die Töchter des Waldes.

Von

Arthur Schott.

1.

Die Eiche.

Zuerst nenn' ich die Eiche
Der Waldestöchter Krone,
Die Königin der Bäume,
Die starke Amazone.

Es will der Sturm der wilde
Ihr freies Herz erringen,
Drum langt er, sich zu zeigen,
Nach seinen stärksten Schwingen.

Er tobt, daß hundert Opfer
Zerſchmettert ſinken müſſen,
Die reißt er der Geliebten
In rauhem Stolz zu Füßen.

Fels über Felſen ſchlägt er
Mit ſeinen Blitzen nieder
Und ſingt mit ſeinen Donnern
Ihr ſeine ſchönſten Lieder.

Aus ihren tiefſten Klüften
Erweckt er alle Quellen
Daß ſie, wie ſeine Liebe
Zu mächt'gen Strömen ſchwellen.

Doch kann dieß Alles nimmer
Der Eiche Herz bewegen,
Dem ungeſtümen Dränger
Stellt ſie ſich kühn entgegen.

Wie auch in ſeinem Raſen
Der Sturm wird ſtets nur grimmer,
Weicht doch die mächt'ge Heldin
Dem wilden Freier nimmer.

Lieber ſtürzt ſie zuſammen
Vom Blitze ganz zerſplittert,
Eh' ſie vor ſeinem Drohen
In ſchwacher Feigheit zittert.

Die Buche.

Gar große Freude hat der Wald
An seinem Lieblingskinde
Der Buche, der er zärtlich bot
Schutz vor dem rauhen Winde.

Er gab ihr seinen besten Platz
Des Berges sich're Halde;
Dort wuchs sie groß und sorgenfrei,
Drob freute sich der Alte.

Doch, wie die Schwester Eiche will
Auch sie sich Ruhm erwerben,
In hartem Streit will mit dem Sturm
Sie siegen oder sterben.

Kampflustig hebt sie hoch ihr Haupt
Und überragt die Berge,
Sie denkt, es paßt ihr Aufenthalt
Hier nur für schwache Zwerge.

Kaum aber sieht der wilde Sturm
Wie höher strebt die Buche,
So hetzt er schon ein Wolkenheer
Herbei mit wildem Fluche.

„Just auf des Waldes liebstes Kind“
„Will ich die Horden jagen;“
„Die Stolze, die sich frech erhob,“
„Will ich in Trümmer schlagen.“

So thürmt er ein Gewitter auf —
Mit Donner Blitz und Regen
Treibt er ein so gewaltig Spiel,
Daß bald die Buch' erlegen.

Ein Wildbach, den er aufgeschreckt
Aus seinem Höhlenbette,
Riß schnell den kahlen Strunk hinab,
Mit Felsen in die Wette.

Dort modert er in stiller Ruh
In einem dunklen Schlage,
Der Wind weht leise drüber hin
Des Waldes düstre Klage.

3.

Die Thuja.

Bild verdürrter Schwärmerei
Düstre Thuja Lebensschwache,
Die um öde Gräber stets
Hält getreue Todtenwache.

Hast der Welt längst übersatt
Allen Schmuckes dich begeben,
Stehest drum so ohne Grün
Bei den Todten ohne Leben.

Dort verkehrte Träumerin
Suchſt umſonſt du, Gott zu ſchauen,
Aufwärts heb den Blick zum Licht,
Auf zum Himmel, zu dem blauen.

In der Gräber wüſter Nacht
Siehſt du frömmleriſche Thuja
Nichts vom Himmel, hörſt auch nichts
Von der Sel'gen Halleluja.

4.

Die Akazie.

Tochter der Fremde,
Sanfte Akazie,
Dich ziert vor Allen
Schönheit und Grazie.

Schmiegſam die Aeſte,
Zart deine Blätter,
Stehſt du doch muthig
Stürmen und Wetter.

Liebliche Jungfrau,
Stachlich Bewehrte,
Die noch kein Dränger
Straflos begehrte!

Folgteſt dem ſüßen
Freunde nach Norden
Treu, wenn auch wilde
Stürme ihn morden.

Freundin des Frühlings
Schmerzlich voll Sehnen,
Weinſt du auf's Grab ihm
Blühende Thränen.

Jäm, im Bannat.

Verſchwunden.

Von

Ludwig Gottfried Neumann.

Die Todtenkreuze, alle ſind ſie fort
Von dieſem einſt ſo einſam ſtillen Ort;
Nun iſt ein freundlich lieber Garten da,
Wo ich vor Jahren einen Friedhof ſah.

Und auch zu Grund die alte Mauer ging,
Die das La Trapp' des Todes einſt umfing;
Sie nahm mit ſich des Schweigens düſtres Grau'n,
Wo ſie einſt war, ſteht ein lebend'ger Zaun.

Und drinnen ſpielen auf der Wieſe Grün
Nun Kinder, deren Wangen roſig glüh'n;
Sie hüpfen ſingend in der Sonne Glanz,
Wie Blumen, die gelernt Geſang und Tanz.

Auf grünem Dach vom ſtillen Moderhaus,
Da ſtellen Lenz und Kindheit Blüthen aus.
Nicht ahnen es im Taumel Blum' und Kind,
Daß ſie ſo nah des Todes Klauſe ſind.

Erſt wenn dem Kind die erſte Trauer naht,
Wenn ſeine Mutter geht den dunklen Pfad,
Ihr' Auge nicht mehr ſchaut, ihr Mund nicht küßt,
Dann weiß es, was ein Gottesacker iſt.

Der Gottesacker iſt ihm nur ein Grab,
Das die verhüllt, die ihm das Leben gab;
Noch iſt er ſeinen Augen eng und klein,
Die Jahre flieh'n, bald wird er größer ſeyn.

Der Ort der Ruh', er dehnt ſich weiter aus,
Was uns geliebt, flieht in des Todes Haus,
Und wenn das Alter uns im Arme hält,
Iſt uns ein großes Grab die ganze Welt.

Wien.

Illuſtrationen
zu
Freiligrath.

1) Titel.
2) Die ſeidene Schnur.
3) Blumenrache.

Die seidne Schnur.

Der Blumen Rache.

Diſſonanzen.

Sonette

von

Georg Herwegh.

Die ganze Welt iſt zum Verzweifeln traurig!
Nik. Lenau.

I.

Bitte.

Ein Glück, ihr Götter, oder nur ein Leiden,
Ein himmliſch würdig Leiden eurem Sohne!
Es iſt im Grunde doch die Dornenkrone,
Um die wir eure Lieblinge beneiden.

Ich kann das Glück mit ſtummem Lächeln meiden —
Naht' ich ein Sklave je mich ſeinem Throne? —
Nur Eines wünſch' ich, daß ich einſt nicht ohne
Des Unglücks Weihe mög' von hinnen ſcheiden.

Ich bin entſagend gern zurückgeblieben;
Wenn blühendroth das Volk ſich auf den Straßen
Mit ſeinen Dirnen ſchäckernd umgetrieben;

Doch manch ein ſtilles Antlitz von den blaſſen,
War's auch nur um ein unglückſelig Lieben,
Es mußte ſich von mir beneiden laſſen.

II.

Ohne Titel.

Der Gott des Friedens will uns nimmer ſegnen,
Den Oelzweig weinend auf die Seite legen,
Vom Nil zum Tajo höret man ſchon regen
Die Kriegsdämonen ſich, die wildverwegnen.

Und Mancher ſieht im Geiſt nur Helden regnen,
Die ſollen auf den Spitzen ihrer Degen
Der Völker künftige Geſchicke wägen
Und ſo dem Sturme ſtürmiſch auch begegnen.

Der Dichter aber denkt man nicht, der ſtillen,
Wenn blutig weithin ſich die Felder röthen
Und Unheil alle finſtern Mächte brauen.

Und doch verſtehn nur ſie der Gottheit Willen.
Jetzt, eben jetzt, ſind Seher recht vonnöthen,
Den Flug der Adler wieder zu beſchauen.

III.

Ohne Titel.

Tief, tief im Meere ſprach einſt eine Welle:
Wie glücklich müſſen meine Schweſtern leben,
Die droben ſtrahlend auf und niederſchweben,
O dürft' ich einmal an des Tages Helle!

Wie ſie gebeten, ſo geſchah ihr ſchnelle,
Sie durfte aus dem dunklen Schoos ſich heben,
Doch kaum war ihr Ein Sonnenſtrahl gegeben,
Lag ſie ſchon ſterbend auf des Ufers Schwelle.

O mögen alle doch ihr Schickſal loben,
Die ſtill geheim des Lebens Kreis beſchrieben —
Und nie die Wuth der offnen See erproben.

O mögen ſie in tiefer Nacht verbleiben
Und ihrer Keiner ſtreben je nach oben,
Um mit den Winden auf den Sand zu treiben.

IV.

Cliquen.

Es iſt der ſtete Fluch der kleinen Geiſter,
Wie ſie ſich ſelbſt als Schüler auch empfinden,
Daß ſie doch gern den Lorbeer laſſen winden
Um's Haupt ſich auf dem Markt, gleichwie die Meiſter.

Sie drücken Jedem gern die Hand, verheißt er
Ihr Stoppelwerk nur tadellos zu finden,
Es hübſch in goldnen Flitter einzubinden,
Zu überſtreichen ſanft mit Honigkleiſter.

Seh' ich es mir zu Zeiten einmal an,
Wie lächerlich erſcheint mir doch ihr Treiben
Und wie beneidungslos die Ruhmesbahn!

Denn wem der Genius gebeut zu ſchreiben,
Dem mag, hat er ſich ſelbſt genug gethan,
Der Lorbeer immerhin am Stamme bleiben.

V.

Heilig und Schön.

Das Leben hat am Ende doch gewonnen
Und alle die überhimmliſchen Geſtalten,
Verklärten Leiber und verklärten Falten,
Die ſchattenhaft durchſichtigen Madonnen,

Aus Aetherduft und Veilchenblau geſponnen,
Die nur auf Roſen und auf Lilien walten,
Sie konnten ſich nicht mehr zuſammenhalten
Und ſind in Andacht gottvollſt nun zerronnen.

Doch, liebe Künſtler drum kein Klaggeſtöhn!
Die Erde mag noch viel des Guten treiben,
Verlaſſet mir die ſchroffen kühlen Höh'n!

Sucht wieder Gott der Welt einzuverleiben;
Das Heilige gelingt ſo ſelten ſchön,
Das Schöne aber wird ſtets heilig bleiben.

VI.

An — — —

Ob die Locken eine Glorie quellen
Um dein Antlitz und du himmliſchmild
Auf mich blickſt, ein ſtumm Marienbild,
Das zwei blaue Sterne fromm erhellen;

Ob dein Haar in ungebundnen Wellen
Um den Nacken flutet ſtolz und wild
Und dein Aug' ein harter Demantſchild,
Dran die kühnſten Wünſche jach zerſchellen;

Ob ich ſehe mit dem Heil'genſcheine
Dich, ob mit des Unmuths düſt'rer Falte,
Ewig, ewig fleh' ich nur das Eine:

Daß dein ſchöner Mund doch nie erkalte,
Daß dein ſchönes Auge niemals weine
Und mir Gott dein ſchönes Herz erhalte.

VII.

Aus der Schweiz.

Ich habe nun ein freies Land gefunden;
Doch nirgend wird auf Roſen uns gebettet,
Und iſt der Leib nicht eben angekettet,
Bleibt ewig uns die Seele doch gebunden.

Ich fühl' es heiß in meinen ſchönſten Stunden:
Es hat mein grollend Herz zu viel verwettet,
Ich habe nur die Liebe mir gerettet,
Der Haß iſt an der Grenze längſt entſchwunden.

O tretet ein in dieſen kleinen Erker,
Ihr alle, die noch unverſöhnt geblieben,
Und lernet wieder eure Heimath lieben.

Hier ſchmacht' ich wie Columbus in dem Kerker,
Ich habe hundert Segel vor den Blicken
Und muß die Luſt zum Steuern wohl erſticken!

VIII.

Ohne Titel.

Ich ſah zwei Reben bei einander ſtehen
  Und ihrer eine hoch empor ſich heben,
  Die andre kriechend an der Erde kleben
Und ſtill mit ihrer Kraft zu Grunde gehen.

Konnt' nicht auch ſie frei in den Lüften wehen,
  Hätt' man zur Zeit ihr einen Stab gegeben,
  Dran wie die Schweſter himmelwärts zu ſtreben,
Statt daß ſie jetzt verkümmert, kaum geſehen.

Mein Schickſal, ſoll ich alſo auch erliegen?
  Wirſt du dich nimmer, nimmermehr erweichen
Und deinen langverjährten Groll beſiegen?

Soll ohne Stab ich an dem Boden ſchleichen,
  Und, ſtatt mein Haupt im Aether ſtolz zu wiegen,
Kaum an die Schultern einem Kinde reichen?

IX.

Allen Verliebten.

So jammert doch nicht Euer halbes Leben,
  Wenn jede Gunſt ſie kärglich Euch verſagen
  Und Euren Seufzern loſe Schnippchen ſchlagen,
Wenn Eurer Liebe ſie ſich überheben.

Es kommt die Nacht — da hilft kein Widerſtreben,
Und ob ſie brüſtend ſich am Tag getragen,
Ihr brauchet ſie nicht länger mehr zu fragen,
Die ſtolzen Damen müſſen ſich ergeben.

Sie ſpottet meiner zärtlichſten Sonette
Und jeder meiner kunſtgerechten Schlingen,
Ich legte leichter Tiger an die Kette.

Doch Alles, Alles muß dem Traum gelingen,
Der ſchleicht ſich leiſe nächtlich an ihr Bette,
Um mir ein Lamm, ihr wildes Herz zu bringen.

X.

Meine Zukünftige.

Ob ſie noch jung, ob ſie wohl gar bei Jahren,
Ob's eine Schwäbin oder Schweizerin,
Ob ſie ein ſpitzes oder rundes Kinn,
Ob ſie von blonden oder braunen Haaren —

Ich konnt' es leider niemals noch gewahren,
Das Ideal, von dem ich trunken bin,
Doch ganz gewiß zieht's mich zur Rechten hin,
Und meine Liebe wird nicht irre fahren.

Hab' ich von Antlitz auch sie nie gesehen,
Kann ich noch minder sie bei Namen nennen,
Und fühlt' ich niemals ihres Odems Wehen;

Sie komme nur, ich will sie gleich erkennen,
Und meine Seele soll ihr offen stehen,
Eh' meine Lippen noch auf ihren brennen.

XI.

Zur Hochzeit.

Ich will mir eine Narrenjacke machen,
Daß ich geglaubt, geliebt, gehofft noch gestern;
Es spotten mein die Vögel in den Nestern,
Ich sehe ringsum alle Blumen lachen.

In Scherben all die tausend hübschen Sachen!
Mit Fingern deuten auf mich Deine Schwestern,
Wer will mich hindern, meinen Stern zu lästern,
Der schlafen ging, just, als es galt, zu wachen?

Doch nein — das Aug', das mich so oft beglückt,
Will, treulos auch, mich noch zu Thränen rühren;
Ich fühle jeden Groll mir fern gerückt.

Nimm hier dieß Lied — es mag Dir wohl gebühren.
Man hat die Opfer jederzeit geschmückt
Und soll auch Dich bekränzt zum Altar führen.

Zürich.

Der Meiſterſänger.

Von

S. Moſenthal.

Der Meiſter Ehrenfriede ſtand
In Ehr und Fried' im ganzen Land;
Ein Weber war er nur, ein ſchlichter,
Doch war er nebenbei auch Dichter
Und ſang ſein Lied bei Tag und Nacht.
Was wohl zum Dichter ihn gemacht? —

Er hat geſehen ein Mägdlein fein,
So minniglich, ſo himmelsrein,
So hold, ſo ſittſam wie ein Engel,
So ſchlank als wie ein Lilienſtengel;
Seitdem hat er bei Tag und Nacht
An's holde Mägdlein nur gedacht,

Dacht' nicht an's Weben, nicht an's Linnen,
Dacht' nur an's ſüße Glück der Minnen.
Und mußte 's Schifflein grad herüber —
Gedankenvoll ſchob er's hinüber,
'S gab Fehler in die Kreuz und Quer,
'S gerieth kein Stückchen Linnen mehr.

Und wie er einmal ſich wieder ſatt
Geſehnet und geſeufzet hat,
Da thät er ſchnell den Webſtuhl faſſen,
Thät in die Eck' ihn werfen laſſen,
Ließ all' ſeine Geſellen laufen,
Und thät ſich eine Laute kaufen,
Und ſang der Minne Leid und Luſt
Und ſang aus voller Dichterbruſt:
„O, wüßteſt Du, wie man thut lieben,
„Du würdeſt länger mich nicht betrüben,
„Ein liebend Herze nicht ſchweigen kann.“
So fing ſeiner Lieder das ſchönſte an.

Hat er's geſagt einem Zweiten und Dritten?
Thät Einer ihn um die Abſchrift bitten?
Genug — bald war im ganzen Land
Der Sänger Ehrenfried bekannt,
Und wie man ſonſt gelobt ſein Linnen,
So lobte man jetzt ſein Dichten und Sinnen,
Gab ihm Geſchenke an Silber und Gold,
Und Alle waren dem Sänger hold —
Nur die allein nicht, für die alleine
Geſungen waren die Lieder ſeine.
Wo nur der Meiſter ſich ſehen gelaſſen,
Sang man ſeine Lieder auf Plätzen und Gaſſen,
Es war kein Kind in der ganzen Stadt,
Das ihn nicht gekannt und gegrüßet hat.

Man nannt' ihn den Meister Weber nicht länger,
Man nannt' ihn nur immer den Meistersänger.
Doch trotz der Ehre und trotz der Lieb,
Der Meistersänger blieb immer trüb.

So schlich er einst gedankenschwer
Des Abends mit seiner Laute her.
War's Zufall, oder was hat ihn getrieben? —
Er stand an dem Hause seiner Lieben,
Er drückt sich fester an ihre Thür,
All seine Gedanken sie flogen zu ihr.
„O! wüßtest Du, wie man thut lieben,
„Du würdest länger mich nicht betrüben,
„Ein liebend Herze nicht schweigen kann."
So sang er, es kamen ihm Thränen an.
Da naht sich auf einmal in schnellem Wandel
Ein Ritter verhüllet in langem Mantel;
Der Meister sieht ihn, es glüht sein Gesicht,
Es pocht sein Herze — er fühlt es nicht,
Er hält die Laute als wie ein Schwert:
„Will sehen doch, was der Herr begehrt."

Der Ritter steht stille und singt und singt,
Ein Mägdlein ihm schnell entgegenspringt,
Der Meister sieht sie, er hat sie erkannt, —
Da fällt die Laut' ihm aus der Hand
An die Mauer drückt er sein glühend Gesicht,
Hoch pocht sein Herze, — er fühlt es nicht
Und der Ritter darauf: Feinsliebchen mein,
Willst Du auch treu mir ergeben seyn?
Darauf das Mädchen mit wilder Hast
Mit dem Arm den Nacken des Buhlen umfaßt:
„O wüßtest Du, wie man thut lieben,
„Du würdest länger mich nicht betrüben,
„Ein liebend Herze nicht schweigen kann,
„Dein bin ich ewig, du schöner Mann."

Ein schönes Liedchen. Doch der's gedichtet,
Der steht an der Mauer stumm, vernichtet,
Das Lied, das er selbst für sie gemacht,
Das hat sie zu ihrem Buhlen gesagt.
Da schlich er sich heim. Was Niemand geschaut,
Das hat die Thräne dem Kissen vertraut.

Am Morgen, wie er gestanden auf,
Ließ er die Gesellen rufen herauf;
Die wußten nicht, was er begann zu sinnen.
Er sang noch einmal das Lied von der Minnen,
Dann wandt er sich zu den Gesellen daneben:
Kommt Freunde, wir wollen — Linnen weben!

Karlsruhe.

Goldriepel.

Von

H. W. Storm.

„Was scheust du, mein Gaul! Trag mich hinauf
Zum Schloß, das am gähen Abgrund liegt;
Zur Königsmaid, die der schauerliche Zwerg
In zaubertrüglichen Schlummer wiegt.“ —

Doch wieder scheut er und flieget der Gaul;
Da knattern die Fichten, es berstet der Berg;
Zwei blitzende Hämmer in rußiger Faust,
Aus der Spalte wirbelt der scheußliche Zwerg.

„Reiß aus, reiß aus! der Fels ist mein,
Und der Wald und das Schloß und die Dirne sind mein!
Reiß aus, reiß aus! und stör mich nicht auf,
Weil ich unten haue das Funkelgestein!

Das Funkelgestein und das klingende Gold
Das schmeiß' ich hinauf in den Schooß der Braut;
Drum liebt mich die Dirn', du eitler Gesell!
Goldriepel heiß ich! Jetzt wahr deine Haut!"

Da schwingt er die Hämmer; die blenden und sprüh'n,
Und der Ritter reißet das Schwert zur Hand:
„Mich schützet die Lieb', die ist theurer als Gold,
Und härter und hell als der hellste Demant."

Langarmige Fichten schlagen darein —
„Rasch an, mein Thier!" da bäumt sich das Pferd
Hoch auf vor den Hämmern; die blenden und sprüh'n;
In die leeren Lüfte sauset das Schwert.

„Hei Ritter, mein' Hämmer die spalten Demant!"
Hell kreischet der Helm. — „Hei, treffen sie gut?" —
Und der Ritter verwundet taumelt und wankt:
„O, heilige Jungfrau, beschütze mein Blut!"

Da springen die Thore hoch oben im Schloß;
Draus quillt es und strömt es wie himmlischer Schein;
Und drinnen im zaubertrüglichen Schlaf
Ruht die Maid wie lebendiger Marmelstein.

„Mich schützet der Himmel, mich schützet die Lieb!"
Und die Sehnen füllt's ihm mit neuer Gewalt;
Nicht schaut er die Hämmer, die blenden und sprüh'n.
Hindonnert sein Schwert auf des Zwerges Gestalt.

Und er reißt ihn zum Abgrund, und ſtürzt ihn hinab,
Wo die faule Sterze das Scheuſal begräbt. —
In des Ritters Armen erwachet die Maid;
Sie küßt ihm die Wunde, ſie lächelt und lebt.

Kiel.

Illuſtrationen

zu

Freiligrath.

1) Der Mohrenfürſt.
I und II.

—

2) Löwenritt.

Der Mohrenfürst I.

Nisle del. Lith. v. Gutsch & Rupp. Schütz fec.

Der Mohrenfürst II.

Löwenritt

Gedichte

von

Lorenz Diefenbach.

I.

Romanze.

In dem kerzenhellen Saale,
Bei dem jubelnd lauten Mahle,
Der Pokale Tiefen meſſend,
Sitzt der Fürſtenſohn, vergeſſend
Seiner kampferworbnen Braut,
Die vom Söller einſam ſchaut.

Nacht umgibt ſie, Nacht erfüllt ſie;
Der Verſchwiegenen enthüllt ſie
Ihre langverſchloß'nen Schmerzen.
Horch! Da klingt zu ihrem Herzen
Leiſe, liebe Melodie,
Ach, dieß Herz vergaß ſie nie!

Einſamkeit, einſt liebverklåret,
Einſamkeit, jetzt grambeſchweret,
Beides preßt die Arme nieder.
„Quell der Liebe, Quell der Lieder —
Spricht ſie — treue Sängerbruſt!
Wogſt auch Du in Feſtesluſt?

Unſer Feſt, mein Sänger, ſei es,
Und zum ew'gen Bunde weih' es
Uns die Nacht, die heimlich ſüße!“
Lauter locken ſeine Grüße,
Lockt der See im tiefen Grund,
Und geſchloſſen iſt der Bund.

2.

Jugend unter Trümmern.

Die Marmorfaſſung um den Quell
Hat Zeit und Menſchenhand zertrümmert;
Doch aus den Trümmern blickt er hell,
Von keiner Jahre Zahl gekümmert.

Es ſpiegelt ſich mit alter Luſt
In ihm des alten Himmels Bläue;
Er füllt aus ew'ger Felſenbruſt
Die Lebensadern ſtets auf's Neue.

So ſind im greiſen Angeſicht
Die Augen immer jung geblieben,
Beſeelt von unverjährtem Licht,
Von jungem Glück und Leid und Lieben.

3.

Perlenfiſcher.

Wär' ich nicht hinabgeſunken
Auf den tiefen Meeresgrund:
Hielt ich jetzt nicht freudetrunken
In der Hand den ſchönſten Fund.

Schiffer, tiefenſcheue Schwimmer
Auf der Fläche heller Flut:
Nimmer wißt ihr, welcher Schimmer
In geheimen Tiefen ruht.

Sprich nicht, Erdentag, verächtlich
Von des Meeres öder Nacht!
Sonne ſelbſt ſucht dort allnächtlich
Jugendlich erneute Pracht.

Und zum Danke läßt der Strahlen
Klärſte ſie der Meeresflut,
Birgt in feſtverſchloßnen Schalen
Ein der Welt verzaubert Gut.

Nur wer in die nachtumfloß'nen
Tiefen sich hinunter wagt,
Löst den Zauber vom verschloß'nen
Kleinod, das ihm sonnig tagt.

4.

Der Erlöste.

In dem öden, starren Lande,
Das in keiner Flut sich spiegelt,
Wo nicht Wald, noch Wellen brausen,
Wund gedrückt durch Sklavenbande,
Im Gefängniß fast verriegelt,
Muß der arme Fremdling hausen.

Da, in nächtlich stillen Stunden
Tönt es lockend, leise rauschend.
Hat ein Gruß vom fernen Rheine
Wohl den Weg zu ihm gefunden? —
Und die Nacht durchwacht er lauschend,
Schlummert ein im Morgenscheine;

Zieht in seinen letzten Träumen
Zu des lichten Stroms Gestaden,
In das Land, das flutbeseelte;
Und er sieht die Wellen schäumen,
Höret, wie sie heim ihn laden.
Und erlöst ist der Gequälte.

5.

Liebesfäden.

Mein leiblich Auge reicht nicht weit
Von dieſem nied'ren Hügel;
Doch tragen über Raum und Zeit
Mich leichte Geiſterflügel.

Die Pfade, die aus meinem Thal
In Berg' und Wald verſchwinden,
Sind Liebesfäden allzumal,
Die mich der Welt verbinden.

Der eine führt in's Mutterhaus,
Zum fernen Freund der andre;
Den Dritten ſchickt mein Liebchen aus,
Zu fragen: Wann ich wandre?

6.

Selige Räthſel.

Iſt mir doch, als hätt' ich niemals
In der Welt mich umgeſchaut!
Alles ſcheint ſo wunderbar mir,
Doch geheimnißvoll vertraut:

Als gehörte zu den Wundern
Selbſt ich fragend Menſchenkind;
Und das Wort: Von wannen kommſt Du?
Gibt mir ſelbſt zurück der Wind.

Weiß nicht — weiß nicht! hallt die Antwort,
Selbſt ein Räthſel ſich, zurück;
Doch das unerrathne Leben
Webet fort ſein magiſch Glück.

Sterne, Blumen, Herzen blühen
Droben und hienieden auf,
Und aus tauſend ſtillen Quellen
Wogt der Lebensſtröme Lauf.

Laubach.

Gedichte

von

Carlopago.

1

Das Vögelein.

Du Vögelein im Käfig,
Noch eben ſangſt du froh,
Was hängſt du jetzt die Flügel
Und ſenkſt das Köpfchen ſo?

Haſt du erblickt den Bruder,
Der draußen vorbei ſich ſchwingt
Und ſeine freudigen Lieder
In die blauen Lüfte ſingt?

Was hängst du ſo die Flügel,
Schauſt vorwurfvoll mich an,
Als wollteſt du mir ſagen,
Daß ich ein harter Mann?

Geöffnet ſei dein Kerker!
Flieg du dem Bruder nach!
Nicht trüg' ich's, daß dein Herzchen
Das Freiheitheimweh brach!

2.

Ein Brief.

Was ſitzt er dort im einſamen Gemach
Beim Flackerlicht, als ſänn' er angſtvoll nach?
Er nimmt die Feder, ſchreibt und ſeufzet tief,
Was ſchreibt er wohl? Mich dünkt, es iſt ein Brief.

Jetzt plötzlich hält er inne, ſchaut empor,
Als ob er den Zuſammenhang verlor;
Doch taucht er bald die Feder wieder ein;
Es muß das Ding ihm eingefallen ſeyn.

Und wieder ſtockt er, zieht ein weiblich Bild
Aus ſeiner Bruſt, betrachtet's lang und mild.
Da fallen Thränen. — Seh' ich wohl genau?
Das iſt das Bild von ſeines Bruders Frau!

Was iſt ihm jetzt? Was fährt im durchs Gehirn?
Raſch ſteht er auf und ſchlägt ſich vor die Stirn',
Wie Einer, welcher will und doch nicht will;
Dann ſetzt er ſich und ſchreibet wieder ſtill.

Und niederblickt er, todtenbleich und ſtier,
Als wenn ein Nachtgeſpenſt wär' das Papier;
Schaut dann auf's Bild hinunter matt und hohl
Und nickt ihm zu, als ſagt' er: Lebe wohl!

Jetzt unterſchreibt er ſich. Ich ſeh' es! Ja!
Der Schriftzug war das manum propria!
Jetzt löſcht er eilig und voll Haſt das Licht. —
Wie denn, verſiegelt er das Schreiben nicht?

Schwarz das Gemach. — Ein Blitz und drauf ein Knall! —
Ein halber Schrei — ein kurzer dumpfer Fall! —
Ein Aechzen und ein Röcheln, ſchwer und tief —
Dann Alles ſtumm! — Das war ſein letzter Brief.

Wien.

Diſſonanzen.

Sonette

von

Georg Herwegh.

(Fortſetzung von S. 17.)

XII.

Ihre Heimkehr.

Sie iſt's! Sie iſt's! Der Wagen hält am Haus.
Schon ſind die kleinen Füßchen ausgeſtiegen,
Sie ſchaut herauf, und ihre Blicke fliegen
Gleich Boten meiner Seligkeit voraus.

Da ruht am Herzen mir der ganze Strauß,
Ich darf mich wieder auf den Lilien wiegen,
Ein trunkner Falter an den Roſen liegen,
Und auch die Schlangen blieben mir nicht aus.

Ich halte wieder ſicher ſie umſchlungen,
Es hat in alter treuer, lieber Weiſe
Mich ihre holde Gegenwart bezwungen.

Was iſt mir, doch als hört' ich leiſe, leiſe
In meiner Seele flüſtern böſe Zungen:
„Dein Mädchen iſt noch immer auf der Reiſe!“

XIII.

Der philoſophiſchen Nebenbuhler.

Wir ſteh'n zu Zweien um Ein Weib in Gluten,
Um das wir gegenſeitig uns vernichten
Und ſchonungslos einander ſplitterrichten,
Das wollte mir ſchon längſt nicht mehr gemuten.

Mein theurer Freund und Freund des Abſoluten,
Du möchteſt jede Form zum Geiſte lichten,
Ich jeden Geiſt zur ſchönſten Form verdichten,
So höre meinen Vorſchlag denn zum Guten!

Trink' ihr unſterblich Theil in vollen Zügen,
Magſt Du der Schönen ſchöne Seele ſpeiſen
Und Dich am ewigen Begriffe laben;

Ich will mich mit dem Sterblichen begnügen,
Und herzhaft in den friſchen Apfel beißen,
Sollt' ich auch Morgen Nichts als Aſche haben.

XIV.

Auswanderer.

Vor der verkauften Hütte ſteht der Wagen,
Der gnädig wird noch bis zur See behalten,
Und gar geſchäftig ſeh' ich von zwei Alten
Den letzten Hausrath ſtumm herausgetragen.

Der Mann will noch in ſeinen ſpäten Tagen
Mit ſeiner Axt des Urwalds Bäume ſpalten,
Und, um vielleicht in Wüſtenein zu ſchalten,
Dem kleinen fruchtbaren Gebiet entſagen.

„Sei's denn mit Gott!“ ſpricht jetzt der Vater trocken;
Sein Knabe weilet weinend in der Ferne
Und folget ſeinem Rufe nur mit Stocken.

Ihr wollt verſuchen über'm Meer die Sterne?
Doch dieſes Kind hier mit den blonden Locken,
Däucht mich, hat noch den deutſchen Himmel gerne.

XV.

Schnell!

Wer Etwas auf dem Herzen hat, der eile,
Es noch bei Zeiten vor ſein Volk zu bringen;
Schon rührt der Hader ſeine ſchwarzen Schwingen,
Schon liegt das Haupt des Friedens unterm Beile.

Der Henker harrt, daß er's vom Rumpfe theile,
Bald wird der Blutſtrahl in die Lüfte dringen,
Verharrſchte Wunden werden wieder ſpringen,
Und fehlen wird der Arzt dann, der ſie heile.

Schon hör' ich ferne die Kanonen brummen,
Die Säbel klirren und die Trommeln ſchallen,
Kein Vogel will im Wald ſein Lied mehr ſummen.

Noch eine Nacht — die Würfel werden fallen;
Dann gibt's ein trübes trauriges Verſtummen,
Des Hahnen Ruf verſcheucht die Nachtigallen.

XVI.

An K. Gutzkow.

Victrix causa Diis placuit, sed victa — — —

Seit jenen bittern, freudeloſen Stunden,
Da übermüthig das Geſetz gerichtet,
Was heiß aus heißem Herzen war gedichtet,
Haſt Du wohl manchen lieben Freund gefunden.

Viel Haß und Groll ſind ſeitdem ſtill verſchwunden,
Der Unmuth manches zagen Geiſt's beſchwichtet,
Du haſt die eignen Tiefen mehr gelichtet
Und ſcheuer uns verborgen Deine Wunden.

Doch wenn jetzt allenthalben ſie ſich regen,
Ein freundlich Wort zur Sühne Dir zu ſagen,
Mögſt Du dieß Blättchen nicht bei Seite legen.

Mein kindlich Herz hat ſchon in böſen Tagen,
Der frommen Weisheit einer Welt entgegen,
Mit ritterlichem Trotz für Dich geſchlagen.

XVII.

Am Waſſer.

Ich kann oft ſtundenlang am Strome ſtehen,
Wenn ich entflohen aus der Menſchen Bann:
Er plaudert hier wie ein erfahrner Mann,
Der in der Welt ſich tüchtig umgeſehen.

Da ſchildert er mir ſeiner Jugend Wehen,
Wie er den Weg durch Klippen erſt gewann,
Ermattet drauf im Sande ſchier verrann,
Und jedes Wort fühl' ich zum Herzen gehen.

Wie wallt er doch ſo ſicher ſeine Bahn!
Bei allem Plänkeln, Hin- und Wiederſtreifen
Vergißt er nie: „Ich muß zum Ocean!“

Du, Seele, nur willſt in der Irre ſchweifen?
O tritt, ein Kind, doch zur Natur heran
Und lern' die Weisheit aus den Waſſern greifen!

XVIII.

Den kecken Dichtern.

Die ihr voll Muth zu ſchleudern euch nicht ſcheutet
Ein blitzend Wort in unſres Lebens Schwüle,
O Glück! wenn ihr euch auf dem Sterbepfühle
Vom Neid zerſtückter Kränze noch erfreutet!

Wie haben Ruhm in Scheffeln ſich erbeutet,
Die ruhig trabten ihren Weg zur Mühle,
Und immer hübſch die trunkenſten Gefühle
Gleich tauben Blüten aus dem Korn gereutet!

Brauch' Deine Hand, die iſt der Welt genug,
Und Kopf und Herz ſind beide überflüſſig;
Man will den Flaum vom Vogel, nicht den Flug.

Kannſt Du nur dichten, gehe lieber müſſig:
Die Welt, die ſtets das Ungereimte trug,
Iſt des Gereimten ſchnell ſehr überdrüſſig.

XIX.

Deutſche und franzöſiſche Dichter.

Gemälde, Spiegel, Uhren und Tapeten,
Und rings, wie bei dem türkiſchen Sultane,
Von Sammt und Seide ſtrotzende Divane,
Auch Kruzifixe, nie davor zu beten —

So lieben's über'm Rheine die Poeten.
Um's Haupt gewunden farbige Turbane,
Durch Wolken Weihrauch's rauſchend im Kaftane —
Sind das noch Dichter, das noch Muſageten?

Hoch über meinem Volk, in der Manſarde,
Umduftet von des Gartens blüh'ndem Flieder,
Am Hut von Roſen eine Feſtkokarde,

Indeß die jungen Spatzen auf und nieder
Vorm Fenſter ſchiltern, eine Ehrengarde —
So ſchrieb' ich für mein deutſches Mädchen Lieder.

Zürich.

Umriſſe zu Freiligrath's Gedichte.

I.

Die Schreinergeſellen.

»Fürwahr, ein traurig, ein ſchaurig Thun!
Eine Leiche ſoll zwiſchen den Brettern hier ruh'n!«
»—Du Weichherz! wie, Deine Thräne rinnt?
Was ſchiert Dich fremder Leute Kind?—«
»So ſei doch auch nur nicht gleich ſo arg,
Bedenk', es iſt ja mein erſter Sarg!«
»—Sei's erſter, ſei's letzter! da thu' mir Beſcheid!
Und ſing' eins, und ſchaff' Dir kein Herzeleid!—«

II

Die Griechin auf der Meſſe.

Dein Turban blau und ſchwarz Dein Haar;
Auf Deiner Stirne ruhig Sinnen,
Sieh'ſt Du im Geiſte den Bazar
Smyrna's und ſeine Käuferinnen?
O, träume fort! vorüberged'n
Der Seele laß Dein Zieh'n und Reiſen!

III.

Der Scheik am Sinai.

Der Emir nimmt das Gold, und blickt auf das Gepräge,
Ob dieß der Sultan ſei, dem er die Wüſtenwege
Vor langen Jahren wies, allein er ſeufzt und ſpricht:
»Das iſt ſein Auge nicht, das iſt nicht ſeine Stirn!«

Nicle del. Lith. v. Fatsch & Rapp. Schutz fec.

Die Schreinergesellen.

Die Griechin auf der Messe

Der Scheik um Sinai

Rheinisches.

Von

Ludwig Braunfels.

I.

Die Heimkehr.

1) Ueberfahrt.

Dort an des Fergen Haus
Blicket ein Mägdlein 'raus;
Lustig der Wandersmann
Springt in den leichten Kahn,
Schaut nach dem Fenster lang,
Singt zum Guitarrenklang:
Du Kind des edlen Rheines,
Du Mädchen blonder Locken,
Frisch wie der Duft des Weines,
Und zart wie Maienglocken!
Bald wirst Du Abends lauschen
Im Stromhall ferne Lieder;
Dann denke mein! sie rauschen:
Dir komm' ich, komm' ich wieder!

Und wie er ſang und ſprach,
Schauet und horcht ſie nach;
Und in des Fergen Fauſt,
Ha! wie das Ruder ſauſt!
Und wie er finſter dort
Denket ein arges Wort:

Der Tag kehrt nimmer wieder,
Wo ich das Ruder ſchwinge,
Und ihn und ſeine Lieder
Zurück an's Ufer bringe!
Hätt' ich Dich nicht zum Zeugen,
Du Licht am Himmelsdome,
Der Bube ſollte ſchweigen,
Ein Fiſch im dunkeln Strome!

* * *

2) Nimmer wieder.

„Was tönt ihr, Wellen? ein Geſandter
„Der fernen Lieder ſuchet mich!
„Die Blätter wispern miteinander;
„Die zarten Gräſer neigen ſich."

So ruhte ſie, ſtill unter Blüthen,
Und horchte rauſchen jedes Blatt;
Wenn nicht zwei Thränen es verriethen,
Wer dächte, daß ſie Schmerzen hat?

Sie lächelt zu den Wellen nieder;
Sie lauscht der Wolken hohem Gang.
Die Lerche braust ihr Wonnelieder;
Die Biene summt ihr Ruhgesang.

Sie hat ein Herz den kleinsten Freuden
Am Himmel dort, am Boden hier;
Und wäre nicht Dein bittres Scheiden,
Wie selig wär' ihr Herz von Dir!

»Ich weiß, Du wirst nicht wiederkehren,
»Und weiß, wie gern Du wiederkehrst.
»Es schmerzt mich sehr, Dich zu entbehren;
»Es tödtet mich, daß Du entbehrst.«

II

Nächtliche Wanderung.

Finst're Nacht, Sturzregen brauset;
Straßen öd, versteinte Leichen!
Wie ein Meer in Lüften sauset
Vom Gebirg das Laub der Eichen,

Drauf sich tummeln jetzt die blassen
Wildgelockten Sturmessöhne.
Aber horch! wie durch die Gassen
Schaurig weh'n Gesangestöne!

Tiefer Chor, wie Menſchen klagen;
Mädchenſang, wie Engel tröſten;
Hohe Orgelſtimmen ſagen
Dann die Ruhe der Erlöſten.

Aus den Scheiben der Kapelle
Leuchtet Glanz der Todtenkerzen;
Und es feiert Glanz und Helle
Hier ein Feſt gebroch'ner Herzen.

Eine Braut, den Kranz im Haare!
Und dort knien ſeh' ich Einen
An der off'nen Todtenbahre,
Einen, der vermag zu weinen.

Armer Mann, der Himmel ſchuldet
Dir noch viel der ſchönen Träume;
Und der Schmerz, der Thränen duldet,
Hegt ſchon neue Liebeskeime.

III.

Vier Lieder vom armen Wandersmann.

1) Rheinwanderung.

Am grünen Rhein, am grünen Rhein,
Dort wächst der Männerhort, der Wein;
Da ſchallen Lieder himmelan,
Da lauſcht der junge Wandersmann.

Am grünen Rhein, am grünen Rhein
Da wandeln liebe Mägdelein;
Und zieht die Straß' ein Wandersmann,
So haben sie's ihm angethan.

Ich kann nicht bleiben mehr allhie;
Ich nehm' mein Ränzel morgen früh,
Und zieh' nach Haus vom grünen Rhein,
Zu schau'n mein krankes Mütterlein.

O Mütterlein, wer wachet nun,
Wann Deine Augen nächtens ruh'n?
Hab' selbst im Herzen Todespein,
Seit ich nicht seh' den grünen Rhein!

* * *

2) Die sterbende Mutter.

Du Sohn von meinem Herzen,
Gott lohne Deine Treu!
Ich bin nun frei von Schmerzen,
Werd' auch vom Leben frei.

Du bist ja heim gekommen,
Warst ferne, fern von mir;
Mir konnt' es nicht mehr frommen,
Dich segne Gott dafür.

Kamſt heim von Deinem Rheine,
Haſt Schmerzen mitgebracht;
Hab' oft Dich ſehen weinen,
Wann Du bei mir gewacht.

Du ſollſt es mir nicht ſagen,
Was Dich ſo ſehr betrübt;
Ich auch in meinen Tagen
Hab' leidenſchwer geliebt.

Mein trauter Sohn, Du ſchließeſt
Mir nun die Augen zu;
Wann Deinen Rhein Du grüßeſt,
Schlaf' ich in neuer Ruh'.

* * *

3) Lenz ohne Liebe.

Ich weiß in dem Lenze nicht beſſere Freud',
Als wandern, als wandern zur traulichen Maid!
Ach wüßt' ich ein Mädchen, und's hätte mich gern,
Ich käm' wie ein Sturm aus der ferneſten Fern'.

Ich weiß in dem Lenze nicht größeres Leid,
Als lieben, als lieben die ſtolzeſte Maid!
Ich komm' aus der Fern' an ihr ſtattliches Haus;
Kalt blicket ein Stern aus dem Himmel heraus.

Und kennſt mich auch nimmer, ſo klag' ich doch nicht,
So hüll' ich in's Tüchlein mein braunes Geſicht,
Kein Engel verläßt ja den Sünder in Noth;
Du ſollſt mir nicht ſchauen die Augen ſo roth.

Zieh'n Wolken ſo dunkel am himmliſchen Zelt,
Sturmregen verſchwemmet die Saat und das Feld;
Da kommen der Tropfen viel tauſend einher;
Gott ſegne Dich, Mädchen, ſo vielmal und mehr!

* * *

4) Des Armen Opfer.

Du Gott im Himmel droben,
Du Vater, zürne nicht!
Mein Herze ſoll Dich loben,
Wenn es nur balde bricht.

In jenen Maientagen
Voll Blumen ſtand das Thal;
Die Lerche hört' ich ſchlagen,
War herzlich froh ein Mal.

Da kam ſie zu dem Thale,
Und pflückt ſich einen Strauß, —
Zum erſten, letzten Male
Aus ihrem hohen Haus.

Ein Blümlein gar geringe
Vom Strauße liegen blieb;
Konnt's ihr nicht wiederbringen,
Ich hatt' es gar zu lieb.

Dir, Gott, will ich nun geben
Dieß welke Blümelein; —
War Einmal froh im Leben,
Und werd' es nimmer seyn.

IV.

Zum Rhein hernieder.

„Du Himmel dort oben, was schaust du so trüb?
Nun zieh' ich zur Heimath, da tröst' ich mein Lieb.

„Ihr reisenden Störche, ihr kommt ja vom Rhein;
Und saht ihr mein Liebchen, und denket sie mein?

„Ihr habt sie erkannt an dem goldenen Haar, —
Den Augen so treu und den Wangen so klar.“ —

Da fielen zwei Schüsse, die trafen genau;
Ein Storch ist gestürzt aus dem himmlischen Blau.

„Du Vogel, wer sandte mit Briefchen dich aus?
Du luftiger Bote, nun bist du zu Haus.“ —

Da löst er dem Vogel ein seidenes Band;
Da las er das Briefchen, er kannte die Hand.

„„Mein Vater iſt ſtreng und mein Liebſter iſt weit;
„„Der Rhein iſt barmherzig, da werd' ich befreit.““

Da zog er in Aengſten hinab an den Rhein,
Und ſetzte ſich hin auf den felſigen Stein;

Und ſchaut in die Wellen, bis mitten zur Nacht
Ein wunderſam Leben da unten erwacht.

Was ſteigſt aus der Tiefe, du blaſſe Geſtalt,
Und drückſt ihn an's Herze, ſo innig, ſo kalt?

Am Morgen da ſaß er noch ſtill auf dem Stein;
Die Seele war bei ihr im kühligen Rhein.

Bonn.

Die drei Sterne.

Von

Georg Herwegh.

Es traten einſt um Mitternacht
Der Sterne drei zuſammen,
In nie geſeh'ner heller Pracht,
In nie geſeh'nen Flammen.

Da ſcholl es aus des Erſten Mund
Von blaſſer Silberlippe:
"Ich that den Weg den Völkern kund
"Zu eines Gottes Krippe!"

Und ſtolz darin der Zweite ſchaut,
Wie um ſich ſelbſt zu ſonnen:
"Auf mich hat Cäſar einſt vertraut
"Und eine Welt gewonnen!"

"Und mich liebt," fuhr der Dritte fort,
"Das ſchönſte Kind vor Allen;"
Noch klang am Himmel laut ſein Wort,
Der Stern war ſchon gefallen.

Zürich.

Vergißmeinnicht.

Von

Adolf Schults.

Ein Blümlein blüht an ſtillen Wieſenbächen,
Das hab' ich mir vor allen auserleſen,
Und keinem je bin ich ſo hold geweſen:
Drum geh' ich einſam gern, es mir zu brechen.

Die ſtolze Roſe rüſtet ſich zum Stechen,
Das Veilchen birgt ſich mit verſchämtem Weſen;
Das Blümlein aber, das ich mir erleſen,
Scheint bittend ſelbſt: o brich mich doch! zu ſprechen.

Du kennſt es wohl, doch weißt Du, wie's entſproſſen? —
Ein Mägdlein einſt kam über Feld gegangen,
Des fernen Liebſten denkend in Verlangen,
Und in das Gras die hellen Zähren floſſen
Aus blauen Augen über blaſſe Wangen:
Draus iſt das Blümlein hold emporgeſproſſen.

Elberfeld.

Kein Blümchen im Schnee.

Von

L. W.

Kein Blümchen blüht im Winterſchnee,
Mein Liebchen küßt mich nicht, o weh!
Wo find' ich Armer Freude dann? —
Ohn' Liebe ich nicht leben kann.

Ich will hinaus zum düſtern Hain,
Dort ſetz' ich mich und ſchlafe ein,
Die Winde treiben Schnee zu Hauf; —
Ich wache nimmer wieder auf.

Feinsliebchen ſchaut mein Angeſicht
Am Morgen und am Abend nicht.
Die Andern gehen her und hin, —
Weiß Keiner, wo ich blieben bin.

Sie finden mich im Wald zuletzt,
Feinsliebchen ruft und weinet jetzt. —
Laß nur den Thränen freien Lauf, —
Ich wache nimmer wieder auf.

Baſel.

Tanzliedchen.

Von

H. Püttmann.

Klingende Saiten
Hüpfen vor Luſt,
Ziehen die Schmerzen
Fort aus der Bruſt.

Schwingen zum Fliegen
Tanz dir verleiht,
Spotte der Sorgen
Im Flügelkleid.

Laß nur das Grübeln,
Laß nur den Gram,
Iſt's doch auf Erden
So wunderſam.

Siehe, der Himmel
Wob dir den Hut:
Lichtblau mit Golde,
Steht dir ſo gut.

Siehe, die Erde
Stickt' dir den Schuh:
Grün mit Rubinen —
Tanze nur zu!

Düſſeldorf.

Innerer Frühling.

Von

Theodor Apel.

Wenn im holden grünen Mai
Knospen ſich erſchließen,
Wollen alle Blüthen frei
Süßen Duft ergießen.

Nachtigallen zieh'n daher,
Frühlingsluſt zu ſingen,
Darf doch nicht der Winter mehr
Kalte Schauer bringen.

Rein will ſich der Sonne Macht
Ueberall bewähren,
Will des Frühlings heil'ge Pracht
Ungeſtört verklären.

Mädchen, Deiner Augen Strahl
Hat mein Herz gewonnen,
Und es blüht wie Berg und Thal,
Wenn der Mai begonnen.

Möchte Dir bei Tag und Nacht
Tauſend Grüße ſagen,
Wie im Lenze, liebentfacht,
Nachtigallen klagen.

Wie die Roſe ſüßen Duft
Auf der Flur verbreitet,
Wenn die linde Maienluft
Durch die Blüthen gleitet.

O ſo laß mich an dem Licht
Deiner Augen ſonnen,
Weicht doch auch der Frühling nicht,
Der einmal begonnen.

Und Du gleichſt der Frühlingsmacht,
Wie mein Herz der Blüthe,
Die, von warmer Sonnenpracht
Aufgeweckt, erglühte.

Leipzig.

Umriſſe zu Freiligrath's Gedichten.

I.

Piratenromanze 1.

Auf dem Decke der Gabarre
Liegt der Scheik der Chriſtenhunde,
Die erloſchene Cigarre
Von Havannah in dem Munde.

O, wohl mochte die Cigarre,
Caſtilianer, Dir verglimmen,
Da Du hörteſt zur Guitarre
Die holdſeligſte der Stimmen.

Angethan mit welſcher Seide
Und mit Tüchern von Hoangho,
Tanzt Juana, Deine Freude,
Mit dem Bootsmann den Fandango.

II.

Piratenromanze 2.

Groß iſt Allah! — Starr, voll Wunden,
Liegt der Hauptmann bei den Todten.
Die Lebend'gen knie'n gebunden
Auf dem Deck, dem blut'gen, rothen . .

III.

Der Falk.

Nun muß er ſie begleiten
Mit ſeiner krummen Klau!
Muß er für ſie beſtreiten
Den Reiher, ſilbergrau.
Er trägt eine Lederkappe,
Sie nimmt ihn mit auf's Pferd,
Burgherr und Edelknappe
Hält ihn des Neides werth.

Piratenromanze I.

Piratenromanze II

La Falk

Prag.

Prag, du hehre Stadt der Thürme,
Wo die wilden Kriegesstürme
Tobend, schwörend,
Niederreiſſend und zerſtörend
Brausten tauſend Unglücksfälle
Durch das Herz und durch die Wälle,
Daß in grauſenvollen Schauern
Sanken ein die ſtärkſten Mauern.

Welch Gewimmer und Gewinſel
Dröhnet von der Moldauinſel
Durch die Gaſſen
Aus der Soldateska Maſſen,
Die mit Spießen und mit Schüſſen
Sich die Straßen brechen müſſen,
Und dem Mordſtrahl wilder Würger
Fallen Ritter, Troß und Bürger.

Vom Hradſchin und von dem Schloſſe
Donnern krachend die Geſchoſſe,
Und die Lanzen
Starren von des Cziska Schanzen,
Schrei und Jammertöne quellen
Aus den Kammern und den Zellen,
Und durch Lärm und Sturmgeläute
Dringt der Weheruf der Bräute.

Dort der Pallast reicher Räume
Er umschloß des Friedlands Träume,
Tausend wogen
Der Trabanten durch die Bogen
Auf des Feldherrn Wink und Willen;
Aber ungemessen quillen
Des Gewaltigen Gedanken:
Nur der Tod schloß ihnen Schranken.

Stadt der Kirchen und der Klausen,
Der Abteien und Karthausen,
Der Kapellen
Und der stillen Klosterzellen,
Von der Andacht überschattet,
Reich verziert und ausgestattet,
Daß auch an der Künste Werken
Geist und Herz sich gläubig stärken.

Stadt der Schlösser und Palläste,
Zum Bankette zieh'n die Gäste,
Von dem Söller
Klingt der Freudengruß der Böller
Und der Zinken und der Geigen;
An der Tafel glänzt der Reigen
Prunk und Pracht im span'schen Saale
Bei dem großen Kaisermahle.

Stadt der Töne und des Sanges,
Wo in der Gewalt des Klanges
Melodien
Und der Meister Harmonien,
Von den Saiten schwellend schwingen,
Von den Lippen klingend dringen,
Wenn dazu der holden Schönen
Nachtigallenstimmen tönen.

Freundlich ſchau'n von dem Hradſchine
Seine Bauten und der grüne
Blüthenhügel
In der Moldau hellem Spiegel
So die Thäler und die grauen
Felſen, mit den ſchönen Auen,
Auf die Heiligen der Brücken,
Die die hohe Wölbung ſchmücken.

Ueberall herrſcht reges Treiben,
Daß ſich Kraft und Kräfte reiben,
Raſch im Wandel
Der Gewerbe und im Handel;
Blüthe, Fülle der Gewerbe
Sei dein Segen, ſei dein Erbe;
Mag fortan von deinen Thürmen
Dir nur frohe Botſchaft ſtürmen.

R. B.

Gedichte

von

F. Schoedler.

1.

Romanze.

Wohin mein Aug' ſich wendet,
Erſpäht es keinen Steg,
Verloren und geendet
Iſt der betret'ne Weg.
Rings ſtarre Felſen ſteigend
Zum Himmel hoch hinan,
Und vor mir, ſchwarz und ſchweigend
Gähnt mich ein Abgrund an.
Ave Maria!
Gnadenreiche
Hilf' und zeige
Dem Verirrten die Pfade.
Ave Maria,
Mutter der Gnade!

Ach — todtesmatt die Glieder,
Von heißem Durst gequält,
Sink ich verschmachtend nieder,
Wo jede Hülfe fehlt.
Da labet keine Quelle —
Die Beere fehlt — der Strauch —
Zur gastlich-frohen Schwelle
Lockt gastlich hier kein Rauch!
Heil'ge Maria!
Gnadenreiche
O hilf und zeige
Dem Verirrten die Pfade.
Heil'ge Maria,
Mutter der Gnade!

Der tiefsten Stille Grausen
Liegt auf der Gegend schwer;
Und nur des Waldstroms Brausen,
Tönt aus der Ferne her.
Die Klage meiner Lippen
Der Ruf von meinem Mund,
Schallt kalt von kalten Klippen —
Schallt hohl herauf vom Grund.
Ave Maria!
Gnadenreiche,
Hilf' und zeige
Dem Verirrten die Pfade.
Ave Maria,
Mutter der Gnade!

Und hinter jenen Klüften,
Das sonnig-milde Thal

Von Wiesen und von Triften
Seh' ich es noch einmal?
Dort harren liebe Herzen
Und harrt ein liebes Weib
Mit bangen, bangen Schmerzen,
Wo ich Verlorner bleib'.
Heil'ge Maria!
Gnadenreiche
O hilf und zeige
Dem Verlornen die Pfade!
Heil'ge Maria
Mutter der Gnade.

Es legen dunkle Schatten
Sich um die Gegend her
Und meiner Kraft Ermatten,
Ich fühl' es mehr und mehr.
O Nacht — die sonst so freundlich
Mit ihren Sternen grüßt —
Wie finster und wie feindlich
Du jetzo mich umschließt.
Ave Maria!
Gnadenreiche
Hilf und zeige
Dem Verlornen die Pfade!
Ave Maria
Mutter der Gnade.

Doch horch — welch leises Singen —
Das näher — näher zieht?
Es ist der Glocken Klingen,
Der Maulthiertreiber Lied!

O Sphärenklang von Oben,
Wie ſchlägſt du an mein Ohr!
Dich Retterin zu loben,
Steig' mein Gebet empor:
Dank Dir Maria!
Gnadenreiche!
Ich erreiche
Die verlorenen Pfade
Dank Dir Maria
Mutter der Gnade!

2.

Stufen.

Lied.

Gib einen Wink mir —
Ein kleines Zeichen!
Wenn Lippen ſchweigen,
Sprechen die Aeugelein:
Liebchen ich werde Dein.
Gib einen Wink mir —
Ein liebes Zeichen.

Gib nur ein Wort mir —
Ein ſüßes Flüſtern!
Löſe die düſtern,
Trüben Gedanken,
Hemme das Schwanken.
O gib ein Wort mir —
Ein liebes Wörtchen.

Gib Deine Hand mir —
Ein leises Drücken
Kann mich beglücken.
Ach wie so wenig
Wünsch' und erseh'n ich.
Gib Deine Hand mir —
Dein liebes Händchen.

Gib einen Kuß mir —
Worte und Blicke
Und Händedrücke,
Allen Genuß —
Für einen Kuß.
Gib einen Kuß mir
Ein liebes Küßchen.

O gib Dein Herz mir —
Daß ich dran sinke,
Und Wort und Winke,
Drücke und Küsse,
Alles genieße.
O gib Dein Herz mir —
Dein liebes Herzchen.

Darmstadt.

Meerfahrt zur Braut.

Von

Alexander Julius Schindler.

Der junge Held am Steuerruder ſteht,
Im guten Wind die rothe Flagge weht,
Dem ſchnellen Schiff — er lenkts mit ſich'rer Hand —
Iſt weit ſein Herz voraus und jubelt: Land!

„Wohin des Weges?“ rufen ringsum laut
Die wilden Wogen, wann er niederſchaut:
„Still, Kinder, ſpringt doch nicht ſo toll herauf,
Ihr haltet doch mein Fahrzeug nimmer auf.“

„Wohin des Weges?“ wettert aufgeregt
Ein Windſtoß, der ſich in die Segel legt:
„Mein ſtarker Freund, da gäbs' zu reden viel,
Bleib nur bei mir, ſo ſiehſt Du bald mein Ziel.“

Sturmvögel krächzen unterm schweren Flug:
„Du stolzes Schiff, wohin dein stolzer Zug?“
„Von Euch gewarnt durch Brandung, Riff und Bank,
Dem Sturm davon. Nehmt meinen besten Dank!“

Ein Wandervöglein läßt zur kurzen Rast
Sich singend nieder auf den hohen Mast.
Dem Helden klingt der süße Vogelklang
Wie seiner Sehnsucht schwellender Gesang.

Der fernen Küste lichter Klippenrand
Ragt aus dem Meere wie der Liebsten Hand;
Durch blaue Luft die Marmorzinne blinkt,
So wie ein weißer Finger, der ihm winkt.

Wien.

Rheiniſches.

Von

Ludwig Braunfels.

V.

Liebesleben.

1) Liebesfragen.

Warum ich Dich liebe? o ſage,
Was freut mich die Lenzesluft,
Und der Sternlein ewiges Lächeln,
Und des Schmetterlings bunter Duft?

Warum ich Dich liebe? o ſage,
Was glüh' ich in heiliger Glut,
Wenn im Buch der Zeiten ich leſe
Von Thaten, die edel und gut?

Ich liebe Dich, weil ich lebe;
Wir ſind geboren zu zwei'n: —
Und war ich vorher auf Erden,
Kann dieß nicht Erde mehr ſeyn.

2) Des Knaben Reichthum.

Ein Knabe ſtand in Luſt am hellen Rhein,
Die Füßchen naß vom zarten Kuß der Wogen,
Und ſuchte Muſcheln, glänziges Geſtein.

Die Wellen ſie wallen vorüber.

„O gelbe Muſcheln, rundlich zart gebogen!
Und Kieſel, bläulich wie des Himmels Rund,
Mit röthlichem Gräder ſchön durchzogen!“

Die Wellen ſie wallen vorüber.

Zum Vater bringt er froh den ſelt'nen Fund:
„O Vater, ſieh des Stromes liebe Gabe!
Und Vieles liegt noch ſtill im dunklen Grund.“

Die Wellen ſie wallen vorüber.

Der ernſte Vater zürnt: „Du armer Knabe,
Das iſt verächtlich Zeug, nicht Blickes werth!“
Und wirft zum Strom des Kindes reiche Habe.

Die Wellen ſie wallen vorüber.

Und durch die junge Seele ging ein Schwert:
„Ich hol' euch wieder, wenn ich Mann geworden!
Dann ſpielen wir zuſammen unverwehrt.“

Die Wellen ſie wallen vorüber.

Die Zeit iſt um; der Knab' iſt Mann geworden.
Er ſteht am Strom; wird er nach Kieſeln ſpähen?
Ein Schiff enteilt; er blickt gramvoll nach Norden,
Und ſieht ein weißes Tuch zum Abſchied wehen.

Die Wellen ſie wallen vorüber.

3) Im Himmel.

Jenes Wegs bin ich geritten,
Der am meiſten mir gefällt;
Denn die Straße zieht inmitten
Zweier Wunder dieſer Welt.

Vater Rhein rauſcht leiſe drüben,
Und hier quillt der Fels von Wein;
Zwei dazwiſchen, die ſich lieben, —
Könnt's im Himmel anders ſeyn?

* * *

4) Sieben Jahre ſpäter.

(Auf dem Drachenfels.)

Laß die Freunde jugendmuthig,
Laß ſie buhlen mit der Luſt!
— Doch mir zucken ſchmerzensblutig
Scharfe Pfeile durch die Bruſt.
Jene kleinen Fenſter ſind es,
Und das Häuschen, grau, gebückt,
Wo ich von des lieben Kindes
Lippen zartes Weh gepflückt.

Laß der Freunde Sang geflügelt
Brausen frisch zum Himmelszelt!
— Tief im Strome treu gespiegelt
Winkt der Schatten meiner Welt.
Dort ein Boot rauscht zum Gestade;
Trug's nicht einst den frohen Mann,
Der die stillen Liebespfade
Zu dem Liebchen finden kann?

Laßt mir fern die Becher bleiben!
Gold'ner Wein, mir lacht er nicht.
— Hinter jenen runden Scheiben
Lauscht' ein zartes Angesicht.
Und nun trat ich leis in's Zimmer;
Wie da Herz am Herzen liegt!
Und der durst'gen Lampe Schimmer,
Doch die Liebe nicht, versiegt.

Laßt mich, Freunde! mögt Ihr klimmen
Felsenan im Gemsenlauf!
— Ach! der Glocken milde Stimmen
Zaubern mir die Nacht herauf,
Wo an jener Thüre Stufen
Lauschend hielt sie bange Wacht:
Ob das Posthorn schon gerufen,
Schon geendet unsre Nacht.

Ruft mich nicht! ich bin zu Hause;
Rudert Ihr allein zur Stadt!
— Dort in ihrer armen Klause
Schrieb sie manches stille Blatt,
Schrieb ihr Träumen und ihr Sehnen,
Jedes Wort so treu wie sie!
Und vom Brief küßt ich die Thränen,
Doch von ihrer Wange nie.

Jubelt Eure Wonnen, Brüder,
An des Felſenthurmes Fuß!
Gebt des Rauſches kühnſte Lieder
Dieſem Tag zum Scheidegruß!
In der Tollheit Nebelſchleier
Hüllt mir ein des Geiſtes Blick!
Singt den Chor zur Leichenfeier
Und begrabt mein letztes Glück.

Bonn.

Umriſſe zu Freiligrath's Gedichten.

I.

Unter den Palmen.

Da — o ſieh', was über ihnen ſich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich ſchillernd, off'nen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Rieſenſchlange, keinen läſſeſt du den Raub zerreiſſen!
Du umſtrickſt ſie, du zermalmſt ſie — Tiger, Leoparden, Weißen! —

II.

Mirage 1.

»Geliebter, meine Zunge lechzt! wach auf, ſchon naht die Dämmerung!«
Noch einmal hob er ſeinen Blick; dann ſagt er dumpf: »die Spiegelung!
Ein Blendwerk, ärger als der Smum! böſart'ger Geiſter Zeitvertreib!«
Er ſchwieg — das Meteor verſchwand — auf ſeine Leiche ſank das Weib!

III.

Mirage 2.

Im Hafen von Venedig ſo von ſeiner Heimath ſprach der Mohr;
Des Feldherrn Rede ſtrömet ſüß in Desdemonens zierig Ohr.
Auf fuhr ſie, als das Fahrzeug nun an's Ufer ſtieß mit jähem Stoß —
Er führte ſchweigend zum Pallaſt das einz'ge Kind Brabantio's.

Druckfehler.

Man bittet in dem Gedichte Goldriepel von Storm (S. 30) nachſtehende Fehler zu verbeſſern:

Erſte Strophe, ſtatt: der ſchauerliche, l. der ſcheußliche Zwerg;
letzte Strophe, ſtatt: faule Sterze, l. faule Woge.

Unter den Palmen.

Mirage !

Ménage II.

Gedichte

von

Theodor Creizenach.

Einſame Hauche.

I.

Welcher Nachruf wird erſchallen,
Wenn das Schlachtgewühl verroſ't,
Und den Grabſtein von uns Allen
Ernſtes Dunkel übermoost?

Wird man nach dem Herzen fragen,
Das in dieſem Buſen ſchlug,
Ob's in ſeinen Erdentagen
Freuden oder Schmerz ertrug?

Was ich wirk' im Kampfgewühle,
Wird wohl seh'n der ganze Hauf;
Doch was ich im Busen fühle,
Geht dem Nachbar niemals auf.

Strebe nur in diesem Leben
Groß zu werden auch allein;
Was du nicht der Welt kannst geben,
Heimlich in dir selbst zu seyn.

II.

Nicht klag' ich über die umwölkte Sonne;
Sie wird sich heben zu erneuter Wonne.

Nicht klag' ich über die bedornte Rose;
Denn wer begehrte eine Dornenlose?

Nicht klag' ich, daß die Blütenzeit entschwindet;
Denn glücklich, wer die Frucht des Lebens findet.

Eins klag' ich: daß das Schönste stets entschwunden,
Eh' du zu ihm den Weg hast ausgefunden.

Und kannst du endlich seine Spur erfassen,
So ruft ein Gott: jetzt soll es dich verlassen.

2.

Die Harfe von Tara.

Nach Th. Moore.

Die Harfe, die durch Tara's Raum
Die holden Töne ſtreute,
Hängt nun verſtummt am Eichenbaum
Und bietet Keinem Freude.
So ſank der Stolz der alten Zeit,
Der Ruhm aus grauen Tagen;
Und für des Landes Herrlichkeit
Wird keine Schlacht geſchlagen.

Kein Sänger, der zur Laute ſingt,
Um Tara's Fall zu trauern;
Die Saite nur, die nächtlich ſpringt,
Erzählt vom Sturz der Mauern.
So auch die Freiheit athmet nicht
Und kann ſich nicht erheben;
Und nur ein Herz, das einſam bricht,
Zeugt noch von ihrem Leben.

3.

Das Mädchen von Erin.

Nach Moore.

Sie hat Edelgeſtein vom Saum zum Kragen
Und goldene Ring' an den Händen getragen;
Ihre Schönheit überſtrahlte doch weit
Das helle Geſtein, das helle Geſchmeid.

„Du Schöne, fürchteſt du nicht, zu ſtreichen
So allein in Erins grünen Reichen?
Sind ſeine Söhne ſo gut und ſo kalt?
Hat Schönheit und Gold hier keine Gewalt?“

„Herr Ritter, ich fürchte nicht die Getreuen;
Nicht hab' ich Erins Söhne zu ſcheuen.
Sie lieben Frauen und Schätze ſehr;
Doch Ehr' und Tugend lieben ſie mehr!“

So ſprach die Liebliche, ſchuldlos heiter,
Und ſchritt durch die Lande ohne Geleiter;
Und wir Alle ſegnen und preiſen ſie laut,
Die auf Erins Treue und Stolz vertraut!

4.

Apologie.

Wenn ein ſchmerzlich trübes Ahnen
Eines Dichters Stirne faltet,
Sollt ihr nie ihn thöricht mahnen,
Daß die Klagen längſt veraltet.

Stachlich heben ſich die Aehren,
Wenn die Körner ſchwellend ſprießen;
Doch der Rebſtock läßt die Zähren
Hin zur Erde bebend fließen.

Gibt ja nichts von Deinem Lieben,
Deinem Ringen beß're Kunde,
Als die Schmerzen, die Dir blieben,
Und des Zweifels bange Stunde.

Fühlt' ich doch des Herzens Preſſen,
Wenn die Roſe heiter blühte,
Wenn in holdem Selbſtvergeſſen
Eines Mädchens Wange glühte.

Saß ich doch mit heißem Blute
Oft allein in ſtillem Weinen,
Zweifelt' oft in düſterm Muthe
An dem Höchſten, an dem Reinen;

Sprach alsdann zu mir und bebte:
Wär' ich lieber nie geboren!
Was ich that und was ich lebte,
Ist dahin und ist verloren; —

Bis in meine enge Zelle
Frische Luft begann zu fächeln,
Und des Morgens warme Helle
Mich begrüßt mit holdem Lächeln.

Seid willkommen, Kampf und Sorgen,
Weil der Tag mich neu besonnte.
Doppelt hell ist mir der Morgen,
Da ich nächtlich weinen konnte.

Frankfurt.

Gedichte

von

J. M. Hutterus.

Kerkerfreuden.

I.

Ihr habt, ich weiß, in meinen Liedern
Umhergeſpürt ihr ſchnöden Wichte,
Und ſcharfen Blickes ausgewittert,
Wie ich gar hold dem Sonnenlichte.

Daß ſeines Born's nun keine Welle
In meinen Kerker mögen fließen,
Habt ihr nach Norden, engvergittert
Mir meine Zelle angewieſen.

Doch daß die Sonne, wie so ferne
Sie wandelt durch die ew'gen Hallen,
Erwiedern könne meine Liebe,
Nicht kam es in den Sinn euch Allen.

Und dennoch hat, wie ihr auch immer
Verdammt mich habt zu dunkeln Stunden,
Zu meinen engen Kerkerräumen
Die freundliche den Weg gefunden.

In jenem Hause, das verödet
Mit dunkelm Giebel steht dort drüben,
Ist wunderbar! von allen Fenstern
Nur Eines unverletzt geblieben.

Zu diesem Fenster sendet heimlich
Sie ihre Strahlengrüße nieder,
Und seine hellen Scheiben spiegeln
Mir treu die gold'nen Lettern wieder.

Und in den Flammenzügen les' ich
Von einem Licht, dem ihr nicht wehren,
Von einer Freiheit, die ihr würgen
Nicht könnt an euern Blutaltären.

2.

Seit dieſe Mauern mich umfangen,
Sah ich kein menſchlich Antlitz noch:
Denn ſchlüpfrig wie die Haut der Schlangen
Sind jene, und die Gitter hoch.

Doch öffnet wohl im Dämmerlichte
Sich eine Spalte in der Wand,
Und Blumen reicht hindurch und Früchte
Mir eine weiße Mädchenhand.

Und ſeit ſich dieſe Hand mir zeigte,
Vermiß ich jenen Anblick nicht:
Denn ach! wie ſie, ſo huldvoll neigte
Sich nimmer mir ein Angeſicht;

Denn ſolche Anmuth, ſolche Milde,
Wie ſich in ihren Linien paart,
Sah ich in keinem Frauenbilde
So rein und lauter noch bewahrt.

Wie hab' ich in die weichen Züge
So ſelig oftmals mich vertieft,
Und, ob ein Wahn mich nicht belüge,
Mit meinen Lippen dann geprüft!

Und ſo nun kündet ihr Erſcheinen
Sich wie ein Antlitz ſelbſt mir an,
Das lächeln, zürnen, ſinnen, weinen
Nur wie ein Mädchen-Antlitz kann.

3.

Ich ſann, wie ich die Kerkerwände,
Die nakten, düſtern, aus mir ſchmücke,
Daß ſie nicht ewig mich gemahnten,
Wenn mich ein heit'rer Wahn berücke.

Ein Strohbett hier und dort ein Schemel,
Sonſt gleich der Wände leer die Räume —
Womit denn ſchmücken mag ich jene,
Wenn mit den Bildern nicht der Träume! —

Da auf die Roſen fiel mein Auge,
Die angehäuft im Winkel lagen,
Vergilbte, welke, duftig-friſche,
Die kaum die erſte Hülle brachen.

Wohl war's ein Blumenleichen-Hügel!
Zu unterſt ruhten, die im Lenze
Geblühet, nun braune, loſe Blätter,
Die friſchen d'rauf als Todtenkränze.

Ich las ſie aus, und was an Knospen
Ich fand, an Blüten, halberſchloſſen,
Das ſteckt ich in die Mauerritzen,
D'raus helle Tropfen niederfloſſen.

Und — Wunder! — als des Tages Dämmer
Bleich guckten um die Eiſenſtäbe,
Da ſchien's, als ob die Morgenröthe
Genüber am Gemäuer webe.

Denn aufgeblüht zu Nachte waren
Die Rosenknospen in den Wänden,
Und helle Silbertropfen hingen
Wie Thau an ihren Purpurränden.

Und nun — wie ziemen dem Gefang'nen
In einem Kerker feige Klagen,
Wo Sonn' und Liebe ihn besuchen,
Und Rosen gar die Wände tragen.

Münster.

Waldlieder.

Von

Adolph Schults.

1.

Im Wald im Wald, im grünen Wald,
Wie jauchzt mein Herz vor Wonne!
Gesang aus allen Zweigen schallt
Und d'rüber lacht die Sonne!

Im Wald im Wald, im grünen Wald
Da möcht' ich leben und sterben,
Und mir zum ewigen Aufenthalt
Ein grünes Grab erwerben!

2.

O Vöglein, flieh' doch nicht vor mir,
Bin ja kein Vogelfänger!
Gar gerne weil' ich hier bei dir,
Ich bin wie du ein Sänger.

Ich weiß ja leider nur zu gut,
Was heißt, gefangen leben:
D'rum magst du nur in frischem Muth
Dein freies Lied erheben!

3.

Und soll ich einst begraben seyn,
Legt mich in Waldes Mitten:
Ein Baumstamm sei mein Leichenstein,
Der Stamm d'rin ich den Namen mein
Vor Zeiten eingeschnitten!

Dann kommen wohl die Vög'lein all'
Geflogen her zur Stelle;
Und Abends singt die Nachtigall
Auf meinem Grab mit hellem Schall:
Schlaf wohl, Du lieb' Geselle!

Elberfeld.

Das Jägerhaus.

Von

Friedrich Otte.

Du ſiehſt das ſchmucke Jägerhaus
Aus grünen Wipfeln tauchen,
Dort ſchaut die ſchönſte Maid heraus
Mit himmelblauen Augen.

Das iſt die ſchönſte Jägermaid,
Die je mein Aug' erblickte;
Wie ſteht ihr gut das grüne Kleid,
Das knappe, ungeſchmückte.

Genüber prangt ein Apfelbaum
Mit friſchen duftigen Blüthen;
Der hat es gut, manch ſchönen Traum
Hat ihm der Lenz beſchieden!

Der hat es gut, der darf der Maid
In's klare Auge blicken,
Und ihr mit ſtiller Zärtlichkeit
Manch lautes Grüßchen nicken.

Der darf in ſchwüler Mittagsglut
Manch ſüßes Wort ihr flüſtern,
Wenn ſie in ſeinem Schatten ruht,
Nach ſel'gen Träumen lüſtern.

Wenn ſie an ſeine Rinde kühl
Die glüh'nde Wange ſchmieget
Und mit dem Bluſt, das niederfiel,
Sich wie ein Kind vergnüget. — —

Der Apfelbaum, der iſt beglückt,
Der blühende Geſelle!
Ich wollt', ich wär der Welt entrückt
Und ſtänd an ſeiner Stelle.

Ich wollt', ich ſtänd voll Blüten dicht,
Wie er, im Waldgehege,
Dann ſchlich ich wie ein Wilddieb nicht
Um's Haus verbot'ne Wege.

Mühlhauſen.

Umriſſe zu Freiligrath's Gedichten.

I.

Der Waſſergeuſe.

Auf den ſich lehnend, ſpäht ſie,
Ob nicht ein Segel ſchwillt,
Ob nicht ein Wimpel flattert, —
Recht wie der Hoffnung Bild.

Da kommt die Hand geflogen,
Als wär's zu Druck und Gruß.
Die bleichen, ſtarren Finger
Berühren ihren Fuß.

II.

Landrinette.

Und über Allem ſie, die kleine Fee
Des über Nacht erſtand'nen Mährchens! — Seh'
Ich ſie nicht heute noch, jetzt lächelnd
Ihr ſchnaubend Thier, jetzt mit holdſel'gem Gruß
Die Bahn durchſprengend, jetzt den kleinen Fuß
Der Kreide bietend, immer lächelnd!

III.

Henry.

Zurück das Leichentuch! — Siehſt Du in ſeiner Hand
Den blut'gen Dolch? — Sei Mann! entferne das Gewand! —
Sein Herz die Scheide dieſes Dolches!
Einmal betrachte noch dieß lächelnde Geſicht,
Und dann dieß ſchmerzliche! — Nun komm! doch frage nicht:
Um ſolch' ein Angeſicht, o Gott, warum ein ſolches?

Der Verzweifelte.

Bayerische
Staatsbibliothek

Landrinette.

Der Geiſt der Nacht.

Von

Robert Haſe.

Auf Burggemäuer halb verwittert
Siz' ich gedankenvoll, allein.
Durch hoher Tannen Dunkel zittert
Geſpenſtiſch-bleicher Mondenſchein.
Es gleiten pfeilſchnell durch die Lüfte
Zerriſſ'ne Wolken, wunderbar;
Ein Windzug, tragend Blütendüfte,
Kühlt mir die Wange, ſpielt im Haar.

Es neigen, beugen ſich die Bäume,
Und ſäuſeln Lieb', und ſäuſeln Groll;
Vom Waldbach her durch weite Räume
Da rauſcht ein Lied geheimnißvoll.

So ſchwebt ein Geiſt, ein heil'ger, ſtiller,
Allnächtlich über Flur und Hain.
O, Geiſt der Nacht, du heil'ger, ſtiller,
Weih' mich in dein Geheimniß ein.

Weimar.

Rhapſodie.

Von

Rode.

Wer, wenn die Sonne
Aus Thaueswolken Morgens empor ſteigt,
Denkt an des Abends
Wehmuth weckenden Abſchied ſchon?

Aus braunen Armen der Nacht
Entwindet ſich der weiße Tag;
Blauer und blauer
Hellt ſich der öſtliche Rand des Himmels auf;
Gelbe Lichtpfeile
Schießen einzeln herauf,
Daß die flimmernden Sterne,
So heimlich luſtig noch eben,
Erſchrocken verbleichen und flieh'n. —

Safranfarben quillt die weite
Unbewegte Fluth des reinen Luftmeers
Mit breiten Wogen gewaltig nach,
Und hüllet Gipfel und Zacken,
Uralter Berge ein,
Die überreiften von kaltem Nachtfroſt.
Kleine Wolkenſchiffe
Schwimmen mit ſilbernen Segeln
Höher und höher,
Bis mit immer röther glühender Pracht
Inmitten der Fluth
Langſam
Der feurige Goldball,
Die ruhig lächelnde Sonne,
Sich über die Ränder der Erd' erhebt.
— Noch athmet glückliche Athemzüge
Der lieblich träumende Schläfer,
Der den trunkenen Arm noch
Um ſein lächelndes Glück,
Seines Lagers ſchöne Genoſſin,
Liebend geſchlungen hält,
Als wollt' er nie und nimmer
Sie laſſen von ſeinem Herzen.
Schlaftrunken wendet ſie ſich,
Und legt
Ueber die Locken des Hauptes
Die weißen Arme; auch ſie
Lächelt den Traum
Unſchuldvoller, beglückter Liebe noch.
— O genießt die kurzen Stunden!
Auch geträumtes Glück iſt Glück.
Denn bald, zu bald nur flattert
Der Traum verſchüchtert
Vor des Lebens tönenden Schritten auf,
Unwiedergreifbar,

Ewig verloren;
Den einmal flüchtigen einzuholen
Müheſt du ganz umſonſt dich ab.

Wohl wußte ich, daß
Die Sonne, die froh mir empor ging,
Dereinſt auch ſinken müſſe,
Hinab, zurück
In die ewige Nacht;
Aber ich glaubte den Abend
So nahe nicht.

Sonne! meine Sonne! lebe wohl!
Anderen Sterblichen
Gehſt du zu leuchten,
Ach! und machſt ſie doch auch
Nicht glücklicher als mich.
Wohl kommſt du wieder, ich weiß es,
Doch über Nacht
Stirbt manch herrliche Blume,
Bricht manch menſchliches Herz.

Hirſchberg.

Trinklied,

von

Freimund Pfeiffer.

O je.

Im grauen Hauſe nebenan
Da wohnt ein pudelnärr'ſcher Mann.
Die Pfoſten ſind mit Gold bordirt,
Mit Seide iſt die Wand garnirt.
O je,
Und der trinkt Thee!
Das iſt der Herr von Rokoko,
Hoho, ein Narr in Folio!

Im Giebel ſieben Treppen hoch
Sitz ich in meinem Muſenloch.
Die Wand iſt einmal weiß geweſt,
Der Wind durch Thür und Fenſter bläst.
Mag ſeyn,
Ich trinke Wein!
Ich bin der Bruder Studio,
Und der da Herr von Rokoko.

Im großen Hauſe nebenan
Da iſt ein pudelnärr'ſcher Mann.
Er geht nach neu'ſtem Schnitt einher,
Die Taſche hängt von Geide ſchwer.
O je,
Und der trinkt Thee!
Das iſt ein Narr in Folio,
Der Herr Baron von Rokoko!

Im Giebel ſieben Treppen hoch
Sitz ich in meinem Muſenloch.
Ich trag daheim, ich trag dadrauß
Den alten ſturmerprobten Flaus
Beim Wein
Jahraus, jahrein!
Im Flaus der frohe Studio,
Im Frack der Herr von Rokoko.

Der in dem Hauſe nebenan
Iſt doch ein pudelnärr'ſcher Mann!
Den Cicero, den Altpapa,
In blanken Schreinen hegt er da.
O je,
Und er trinkt Thee!
Wer iſt ein Narr in Folio?
Das iſt der Herr von Rokoko.

In meiner Sternenkammer dort
Steht auch ein morſches Bücherbord.
Den Cicero und Seneka,
Den triffſt du ganz gewiß nicht da!
Wein, Wein,
Der ſteht darein!
Wein trinkt der Bruder Studio,
Und Thee der Herr von Rokoko!

Oldenburg.

Romanze.

Von

Auguſt Rodnagel.

Ich bin betrübt, ach ſo betrübt,
Und weiß doch nicht warum.
Es trübt mein Herz, wenn eilig hin
Die gold'nen Morgenwolken zieh'n,
Und kehren nimmer um.

Ich bin betrübt, ach ſo betrübt,
Und weiß doch nicht warum.
Es trübt mein Herz, wenn Baches Well'
Eilt durch den Wieſengrund ſo ſchnell,
Und kehret nimmer um.

Ich bin betrübt, ach ſo betrübt,
Und weiß doch nicht warum.
Es trübt mein Herz, wenn Blühens ſatt
Fällt von der Roſe Blatt auf Blatt,
Zur Erde ſtill und ſtumm.

Ich bin betrübt, ach ſo betrübt,
Und weiß doch nicht warum.
Es trübt mein Herz, wenn Tag um Tag
So eilig mir entfliehen mag,
Und kehret nimmer um.

Darmſtadt.

Des Hammerknechts Liebe,

von

Joh. N. Vogl.

Die Nacht iſt ſchwarz, ich bin es auch,
Hoch aus der Eſſe ſteigt der Rauch
Empor vom düſter'n Hauſe,
Der Rauch fliegt in die Lüfte fort,
Als wüßt' er ſich was Liebes dort,
In Luft und Windgebrauſe.

Und wie der Rauch ſo zieht mein Sinn
Zu Dir, o ſüßes Mägdlein, hin,
Im Wachen und im Träumen;
Dein Bild nur ſchwebt vor mir allein,
Wie dort der Stern, ſo blank und rein,
Ob dieſen ruß'gen Räumen.

So ſchaff' ich hier nach Schmiedebrauch
Bei Ofenglut und Bälgehauch,
Bei wilden Hammerſtreichen,
Doch was ich immer ſchaffen mag:
Es will Dein Bild, ſo Nacht als Tag,
Nicht mehr von mir entweichen.

Du aber achteſt wenig d'rauf
Und läßſt der Sehnſucht ihren Lauf,
Mag auch das Herz mir brechen,
O Mägdlein, ſieh nicht auf's Geſicht,
Was Außen ſchwarz, iſt's Innen nicht,
O laß das Inn're ſprechen.

O höre, wie der Hammer fällt,
Horch wie er donnert, wie er gellt!
Kannſt Du denn Sinn wohl ahnen?
So heftig pocht, ſo heftig ſchlägt
Mein Herz für Dich, von Lieb' bewegt,
An das will er Dich mahnen!

Wien.

Gedichte

von

F. Brunold.

1.

Ein Vögelein.

Ein Vögelein war ich im Traum;
Zur Heimath flog ich aus,
Da fand ich umgehau'n den Baum
Und abgebrannt das Haus.

Feinsliebchen war gezogen
Weit, weit wohl über's Meer,
Da bin ich fort geflogen —
Hatt' keine Heimath mehr.

Die Sonn' war aufgegangen,
Als ich ſo träumend lag;
Vom Lindenbaume ſangen
Die Vögelein mich wach.

Und muß ich heute wandern
Weit in die Welt hinaus:
Schatz! nimm Dir keinen Andern,
Treu kehr' ich Dir nach Haus.

Die Vöglein luſtig ſingen
Auf grüner Bergeshöh';
Die Rehlein hüpfen, ſpringen:
Leb' wohl mein Schatz: — Ade!

2.

Abendfahrt.

Leiſe, ſchaukelnd in dem Kahne
Zieh' ich einſam meine Bahn;
Mond, gleich einer Friedensfahne,
Sieht mich ſtill verſtohlen an.

Durch das Schilf am nahen Strande
Wind mit leiſem Rauſchen zieht;
Klagend, mahnend tönt vom Lande
Ferner Nachtigallen Lied.

Keine Lieder, keine Worte
Sprach der trübverſchloſſ'ne Mund,
Und doch ward dem ſtillen Orte
Längſt ſchon mein Geheimniß kund.

Bei des Kahnes leichtem Schwanken
Kündet es die Welle mir,
Daß ich einzig in Gedanken
Bin Geliebte nur bei Dir.

Auf dem Klang der Melodien,
Der herüber weht zu mir,
Traum und Wunſch und Grüße ziehen,
Ach, Geliebte, nur zu Dir.

Leiſe, ſchaukelnd in dem Kahne
Zieh' ich einſam meine Bahn;
Mond, gleich einer Friedensfahne,
Sieht mich ſtill verſtohlen an.

Berlin.

Schiffergeſang.

Von

Ludwig Gottfried Neumann.

Das dunkle Meer, es ſchlummert,
Das dunkle Meer, es ruht;
Und drunten tief, am Grunde,
Da ſchläft die wilde Flut.

Mit ſachtem Ruderſchlage,
In meinem kleinen Kahn,
Durchkreuz' ich leis die Waſſer
Auf glatter Spiegelbahn.

Und ringsum iſt verſchwunden
Den Blicken alles Land,
Die Küſte iſt verſunken
An Horizontes Rand.

Die Sterne glänzen über
Und unter mir daher,
Mir iſt, als ſchiff' ich jetzo
Umher im Weltenmeer.

Und zwiſchen beiden Himmeln
Dehnt ſich die See hinaus;
Mir iſt, als ſchiff' ich jetzo
In's Heimathland nach Haus.

Wien.

Umriſſe zu Lenau's Gedichten.

I.

Einem Knaben.

An jenem Baume hörſt Du ſingen
Den Fernen, den Dein Herz verlor.
Und unaufhaltſam eilig dringen
Die heißen Thränen Dir hervor.

Gib acht, gib acht, o lieber Knabe,
Daß Du nicht daſtehſt trauernd einſt,
Und um die beſte, ſchönſte Habe
Des Menſchenlebens bitter weinſt!

II.

Die Haideſchenke.

Stets wilde, in die Seelen geigt
Nun die Zigeunerbande,
Der Freude ſüßes Rufen ſteigt
Laut auf zum höchſten Brande.

Und ſelbſt des Hauptmanns Angeſicht
Hat Freude überkommen; —
Da dacht ich an das Hochgericht,
Und ging hinaus, beklommen.

III.

Der Raubſchütz.

— — — — — — — — —

Da bleibt er ſteh'n und donnert: „ſchau!
Hier ſchoß er mich wie eine Sau!“

Es ächzt der Wald im Sturm verzagt,
Vom Monde jetzt erhellt;
Der kühn geword'ne Müller fragt:
Was iſt's in jener Welt?
Da murmelt trüben Angeſicht's
Der Jägersmann: „es iſt halt nichts!“

Einem Knaben.

Die Haidesehenke

Der Raubschütz

Gedichte

von

A. Freiherrn von Eichendorf.

1.

Der Tag.

Aus den Schneegebirgen rauſcht der Morgen;
Lang hielt ihren Sohn die Nacht geborgen
Unter dem geſenkten Schwingenpaar:
Nun, aus Felſen, die ihn rings umthürmen,
Hebt er ſich den Himmel zu erſtürmen,
Flügelausgeſpannt, ein gold'ner Aar.

Und der Schwingen eine legt ſich miſchend
Auf die Flur — die andre taucht er ziſchend
In die blaue ſchlafbefang'ne See;
Seine gold'nen Flammen läßt er fallen
Auf die halbe Welt; — die Feuerkrallen
Drückt er in des Berges ew'gen Schnee.

Gold'ner Tag, aus Nachtmeers Finſterniſſen,
Die erzürnt Dein Flammenſchwert zerriſſen,
Glüht Dein Antlitz gleich dem Gabriels;
Und zu Deinem Volk aus dem verſcheuchten
Dunkel trittſt Du kühn; es ſei Dein Leuchten
Uns die Feuerſäule Israels! — —

Sieh, der Morgen blitzt mit Glutgezitter
Hier an eines Kerkers Eiſengitter,
Der Gefang'ne klettert in die Höh';
Bleich und zitternd blickt er durch die Stäbe,
Vor ihm blüh'n die Thale, glüht die Rebe,
Und im Abgrund ſchläft der blaue See.

Dreißig Jahre ſind's! — Sein hohles Auge
Schweift hinaus, daß es die Wonne ſauge
Dieſes Frühlings; — raſcher pocht ſein Herz.
Knirſchend rüttelt er das alte Eiſen,
Doch, die Ketten und die Gitter weiſen
Ihn mit Hohngelächter kerkerwärts. —

Wie der Tag dem ſterbenden Gefang'nen,
So auch lächelt er dem ſchlafbefang'nen
Mädchen hier; dieß Antlitz ſieh, wie hold!
Sie erwacht; geweckt vom Morgenlichte
Sinnt ſie träumeriſch — aus dem Geſichte
Streifend ihrer Locken flüſſig Gold.

Ueber'm Lager hangt im Licht der Sonne
Wie zum Schutz das Bildniß der Madonne,
In das Kiſſen ſinkt des Mädchens Knie —
Still, ſie betet. Reiner, ſchöner Engel!
— Eine Lilie, die auf ſchwankem Stengel
Ruht, — der Morgen übergoldet ſie!

Doch, für wen ſie dieſes Flehen ſenden
Mag? Auf den gebetverſchlung'nen Händen
Sieh die Roſenkranzkorallen ſprüh'n;
Gilt's der Mutter? — Die ſchlief längſt hinüber!
Ihre Wang' erbleicht; ihr Aug' wird trüber —
An den Wimpern ſeh ich Thränen glüh'n. —

Dumpf und ſtill; auf ödem Schlachtfeld laſtet
Heiß der Tag, gleichwie ein Geier raſtet
Auf der Leiche müden Schwingenpaars.
Schweigen rings — der Sonne Flammen ſengen
Die Gefilde; led'ge Roſſe ſprengen
Wild umher beſtäubten Mähnenhaars.

Und die Geier mit den Raben lauern
Dort; auf den zerſchoſſ'nen Leichen kauern
Sie — die Luft erfüllt ihr wild Geſchrei;
Sieh, ihr blut'ger Schnabel hackt; das Stöhnen
Sterbender miſcht ſich mit ihren Tönen, —
Jubellieder dieſer Wüſtenei.

Einer doch verſcheucht mit ſeinem Aechzen
Rab und Geier; O! nach Waſſer lechzen
Seine Lippen — keins beut ſich ihm dar;
Dann hat er, eh' ihn der Tod gelichtet,
Krampfhaft ſich noch einmal aufgerichtet,
Bleich die Stirne, blutbeſpritzt das Haar.

Lebensfunke der ſich hier verſpätet!
Jenes Mädchen hat für Dich gebetet,
Hob für Dich die Hände himmelwärts;
Sterbend mit der Hand am Schwerte trank er
Nochmals Luft, — gebroch'nen Auges ſank er
Auf die Mähnen ſeines todten Pferds.

Heimwärts flieh'n der Sterbenden Gedanken,
Und die Bilder ihrer Lieben wanken
Ihnen zu, bis matt ihr Aug' erliſcht. —
Gleich geſenkter Fackel, wild und ſprühend,
Stirbt der Tag, das Schlachtfeld überglühend,
Bis er in die Meere niederziſcht.

Gold'ner Adler Tag! Du rieſſt, es werde
Licht! Schwelgſt auf den Gräbern dieſer Erde —
Selbſt des Menſchen Herz gleicht dieſer Schlacht!
Dämm'rung, laſſ' den Schleier fallen; breite
Aus dein Schwingenpaar, o komm und gleite
Auf mich nieder — träumeriſche Nacht!

2.

Nacht.

Euch ſah ich oft, Gebilde finſt'rer Nacht,
Wenn ſich mein Haupt halbwachend, ſtarr
Wie eine Leiche auf bewegter See,
Im Fiebertraume hob und ſank. —
Die Nacht hing trüb wie dunkle Schleierflut
Herab, und ſilbern zitterte der Mond
Durch's faltige Gewand — ein roſenroth
Bekränztes Todtenhaupt, — den Wiederſchein
Schräghin auf's dunkle, ſtille Meer geworfen:
Denn ruhig zog es hin, vom Raube ſatt,
Nachdem Gewitterſtürme ausgeheult,
Und nimmer Blitze in der Flut ſich ſpiegelten.
Die Trümmer eines Schiffes ſchwammen dort
Gleich einem Todtgerippe ruhig fort;

Sein Leichentuch, zerriſſ'ne Segel, die,
Von dunkler Flut zurückgeſpiegelt, hell
Wie Rieſenſchwäne zogen durch die Nacht. —
Und hie und da am Ufer irrten Menſchen,
Geſpenſterbleich, in todter Einſamkeit.
Gleich einem Marmorbild ragt einer dort
Auf fels'ger Höh', das Haupt auf dürrer Fauſt
Geſtützt; ſein dunkles Auge ſtarrte kalt
In's Meer hinaus: da trieb der Wogenſchwall
Dumpf eine Mädchenleiche her; der Mond
Umzitterte ihr ſchönes Angeſicht,
Und weitverbreitet ſchwamm das dunkle Haar
Vom Wellenſpiel geſchaukelt um ſie her.
Starr ſah er auf die Leiche nieder, ſtarr
Glänzt ihr erloſch'nes Aug' hinauf, dann ſank
Sie ſtill verſchwindend in die Flut hinab,
Zu ruh'n in ſchimmernder Korallengruft.

Noch And're irren dort; ſie ſtarren wild
Verzweifelnd vor ſich hin. Das Meer warf ſie
An's Ufer her, auf ödem Klippenſtrand
Den Hungertod zu ſterben. Jeder ſchielt
Den andern an, als ſei er lüſtern ſich
Am Bruderfleiſch zu ſätt'gen; hebt dann wild
Und fluchend die geballte Knochenfauſt
Zum Himmel, der in Stürmen Antwort heult. —
Doch, And're, Gottesfürchtige, bücken ſich zur See,
Und tauchen zitternd ihre Knochenarme in
Die Flut, — indeß ihr ſtarres Auge Gott
Um einen Leichnam fleht. — Und ſieh!
Zur halberſtorb'nen Mutter treibt die See
Das eig'ne jüngſt ertrunk'ne Kind;
Vom Waſſer wie vom Mutterbuſen ſanft
Geſchaukelt, fließt es her; ſein lächelnd Antlitz glänzt

Im Zitterlicht der Nacht; ſo gleicht es der
Gepflückten Roſe, die die Mutter einſt
Als Mädchen dem Geliebten zugeworfen:
Die Mutter küßt er fort und fort,
Indeß der Sturm ihr flatternd Haar zertheilt;
Er zerrt ſie am Gewand voll Spott und Hohn,
Und ruft ein fürchterliches: Friß! ihr zu . . . . .

Euch Andern lächle die Unſterblichkeit! denn
Geſchaffen iſt der Menſch, um nie zu ſterben;
Durch Millionen Welten rollt er fort;
Und heißgequält, ſein elend Daſein ſtets
Verfluchend, — um die bleiche Stirn
Die welken Blumen ſeiner Hoffnungen
Geſchlungen, — rollt er trotzend
Sein glühend Aug' dem Himmel zu!

Schloß Wonfurt, in Franken.

Gedichte

von

L. W.

1.

Die Ausgewanderten.

Die Sonne ſteigt im Morgen, —
Wo wareſt Du verborgen?
Du gingeſt ja ſo leiſe
Nach Weſten auf die Reiſe.

Du ſah'ſt in fernen Zonen
Die trauten Brüder wohnen;
Aus Deinem gold'nen Munde
Erwarten wir die Kunde.

Sie wanderten vom Heerde
Auf deutſcher Vatererde,
Sie zogen aus dem Lande
Zum fernen Meeresſtrande.

Sie folgten in die Ferne
Dem ſchönen Hoffnungsſterne,
Der war mit Glanz und Prangen
In Weſten aufgegangen.

Du kannſt die Antwort ſagen,
Drum wollen wir Dich fragen:
Was kehren unſre Brüder
Aus fernem Land nicht wieder?

Die Antwort gibſt Du gerne:
Sie folgten ihrem Sterne
Und haben treu verbunden
Ein freies Land gefunden.

2.

Des Baches Leid und Luſt.

Der Bach geht freundlich durch die Au
Und ſucht ſich eine ſchöne Frau,
Und fragt bei vielen Blümelein,
Doch Keine will die Seine ſeyn.

Melodiſch klingt des Baches Lied,
Der ungeliebt die Au durchzieht,
Da horchen ſeinem Trauerſang
Viel Blümelein am Bach entlang.

Wie ſich ſein dumpfes Lied ergießt, —
In Wehmuth jedes Herz zerfließt,
Die Roſ', im Auge milden Thau,
Beugt ſich zu ihm, die ſchöne Frau.

Sie neigt den zarten, rothen Mund
Und küßt den armen Bach geſund;
Doch Lieb' aus Mitleid hat nicht Halt, —
Sie kommt gar ſchnell und geht gar bald.

Es kommt der Wind, — leb' wohl, o Bach!
Dem Winde zieh'n die Herzen nach,
Das iſt ein Mann nach ihrem Sinn,
Der nimmt die ſchöne Frau dahin.

So ungeliebt auf grüner Flur,
In tiefer Bruſt der Liebe Spur, —
Auf rafft der Bach ſich als ein Held
Und liebt die ganze ſchöne Welt.

Umſchlingt die Au mit ſtarkem Arm,
Eilt liebend zu der Brüder Schwarm,
Und ſchwimmt hinab im großen Strom,
Drin ſpiegelt ſich des Himmels Dom.

Aus vielen tauſend Bächen quillt
Der Strom, der gleich dem Donner brüllt,
Und jede Welle ſtimmt in's Lied,
Wie er mit Macht durch Länder zieht.

Das hohe Lied rauſcht ſtolz im Chor
Bis zu des Himmels Burg empor,
Es hallt und ſchallt durch Wald und Au
Von Freiheit, von der ſchönſten Frau.

Baſel.

Gedichte

von

Feodor Löwe.

1.

Die Palme.

Stille Palme! aus den Wellen
Eines Sandmeers aufgetaucht,
Dünkeſt Du mir hier ein Dichter,
Rings von Mährchenduft umhaucht.

Wie von Moſis Stab berühret,
Waſſer von dem Felſen fließt,
So durch Dich, ein Quell im Geiſte
Träumerauſchend ſich ergießt.

In das öde Reich der Wüſte,
Das der Löwe mit Dir theilt,
Fühl' ich, wie auf Zauberflügeln
Meine Seele ſchnell enteilt.

Wo der Samum Dich durchbrauſet,
Wo dich küßt der Sonne Glut,
Wo der Panther Deine Wurzeln
Tränket mit Gazellenblut.

Wo in Deinem kargen Schatten
Mekka's frommer Pilger ſinnt
Einem Mährchen, das vom Munde
Eines Derwiſch niederrinnt.

Stille Palme! Schmuck der Wüſte,
Die Dich ihre Kön'gin nennt,
Sendeſt Du die ſtummen Wünſche
Nach dem flammenden Orient.

In dem Abendlande fühleſt
Du Dich nimmer heimiſch, Baum.
Wie Du grüneſt, ſcheinſt Du immer
Nur ein grüner Sehnſuchtstraum.

2.

Das Roß der Steppe.

Schlanke Perſer mit den ſpitzen
Schöngeformten Schlafpelzmützen,
Der Buchar, umrauſcht von Seide,
Der Tatar im Waffenkleide,
Pol' und Ungar, der Armene,
Bärt'ge Söhne der Ukräne,
Der Prachtliebende Tſcherkeſſe
Finden ſich auf dieſer Meſſe.

Was auf Erden wächst und ſprießet,
Was die Nacht des Schachts umſchließet,
Was in Lüften ſich beweget,
Was die flinken Läufe reget,
Waffen, ſo zum Schmuck, zum Streite,
Pelzwerk, Zierrath und Geſchmeide,
Weſſen auch Dein Herz begehrte,
Findeſt Du — und welche Pferde!

Liebſt Du es, das Roß beſteigen,
Deine Ferſen in die Weichen
Preſſend mit der Zunge ſchlagend,
Windſchnell durch die Eb'ne jagend,
Deine Sohle ſtreift den Boden,
Aus den aufgeriſſ'nen rothen
Nüſtern ſtrömt der Dampf, die lange
Mähne ſchlägt um Deine Wange:

Dann tritt her und ſieh den Hirten
Mit des Fohlens Haut ſich gürten,
Aus dem Bart ſtreift er die harten
Tropfen, die zu Eis erſtarrten.

Ruhig rauchend auf der Stute
Sitzt er, ohne Sporn und Ruthe,
Während, eine treue Heerde,
Wiehernd folgen ſeine Pferde.

Kennſt Du ſie die flücht'gen Renner?
Hei! wie pocht das Herz dem Kenner!
Ungekoppelt, ſtampfend, ſpringend,
Wolken-Schnee gen Himmel ſchwingend
Mit dem Huf, die dunkeln, hellen
Schweife krümmt der Wind zu Wellen,
Und mit ihren ſchwarzen Lichtern
Scheinen ſie Dich einzuſchüchtern.

So nur bringt den wilden Haufen
Her der Führer zum Verkaufen;
Wenn er ſie mit Banden ſchlöſſe,
Brächt' er todt ſie nur zur Meſſe.
Denn das Blut, das ſie durchſprühet,
Iſt von Freiheit ſo durchglühet,
Daß es, die es eingeenget,
Oft die ſtarken Adern ſprenget.

Willſt Du kaufen, unbetrogen,
Wähl' ein ſolches Roß, gezogen
Auf der Steppe, wo das freie
Weite Schneefeld ſeine Streue,
Wo der Regen oft die raſchen
Kräft'gen Glieder rein gewaſchen,
Schweif und Mähnen ihm geſchwemmet,
Die der Sturmwind dann durchkämmet.

Haſt Du ſolch' ein Thier, dann wage
Jede Wette, fröhlich jage
Nach dem Ziel in weiten Sprüngen,
Nur vertraut, es wird gelingen,
Wie die Kugel aus dem Rohre
Fliegt es hin durch Sumpf und Moore,
Raſch wie Glück, das kaum gefunden,
Unſern Wünſchen ſchon entſchwunden.

Deine Liebſte zu erweichen,
Laſſ' es ſtampfen nun und ſteigen:
Eines ſolchen Roſſes Reiter
Widerſteht das Kind nicht weiter.
Doch vom Feind verfolgt, die Zügel
Auf den Hals — das ſtürmt — die Flügel,
Die oft Thörichte begehren,
Kannſt Du durch ſolch' Thier entbehren!

Stuttgart.

Umriſſe zu Lenau's Gedichten.

Klara Hebert,
ein Romanzenkranz.

I.

Der ſelige Abend.

Klärchen hört die Zauberworte,
Daß ſie ihm auf weiter Erde
Die alleinzige Geliebte
Sei und ewig bleiben werde.

In der Jungfrau Buſen plötzlich
Iſt der Himmel aufgegangen,
Seines Lenzes Purpurblüten
Treibt das Herz ihr auf die Wangen.

II.

Der alte Marko.

Doch der alte treue Marko
Waltet ohne Raſt noch immer;
Sieht vielleicht ſein ſcharfes Auge
Noch wo dämmern einen Schimmer?

III.

Die Sehnſucht.

Oft in heitern, ſchönen Nächten,
Wenn der Mond, die Sterne ſcheinen,
Wandelt Klara, ſein gedenkend,
An dem Strand mit leiſem Weinen;
— — — — — — — — —
Wirft das Meer in trüben Nächten
Seine Wellen an's Geſtade,
Wandelt Klara ſtill und einſam
Ihres Grams geheime Pfade.

Klara Hebert

Klara Hebert 2
Der alte Marko

Nitle del. Lith. v. Lutsch & Braun Heidemann sc.

Klara Hebert 3

Die Sehnsucht

Waldgänge.

Von

F. Schödler.

Es waren ſolche Wege,
Die bin ich oft gegangen,
Vom dunkeln Laube überhangen.
— Dort ſchleicht ein Reh leis durch's Gehege!

Es waren ſolche Pfade,
Die dann durch Schilf und Erlenſträuche
Hinführten nach des Waldes ſtillem Teiche.
— Dort ſteigt ein Schwan an das Geſtade!

Es waren ſolche Düfte,
Die zwiſchen Berg und Bäumen weben
Und blau und Violett der Ferne geben.
— Dort kreiſt ein Falke durch die Lüfte!

Es waren ſolche Bilder,
Die ich bewahret, in der Bruſt getragen;
Die machen mir in trüben Tagen
Das Schwere leicht, — das Strenge milder!

Darmſtadt.

Gedichte

von

J. M. Hutterus.

Reminiszenzen.

1.

Ich löste leis die Schleifen Deiner Flechten,
Schlang um die Hand mir Deine Locken dann;
Kühl-duftig weht' es wie in Sommernächten
Mich wie aus feuchten Blumenkelchen an.

Und »nur in meine Macht bist Du gegeben,«
Sprach ich, »und so gefesselt ganz und gar
Halt ich Dein Denken, Fühlen, Lieben, Leben
Wie dieses reiche, weiche Lockenhaar.«

Du schwiegst und lächeltest zur Seite nieder,
Ich aber strich Dir bald die Locken glatt,
Und löst'e los sie bald und flocht sie wieder,
Und wurde nicht des süßen Spieles satt.

Du ſchwiegſt und ließeſt ſchalten mich, Du Loſe! —
Da ward mir klar, daß ich der Sklave ſei,
Der thöricht mit den eig'nen Feſſeln koſe,
Und zürnend gab ich Deine Locken frei.

2.

Wir ſaßen in der Rebenlaube,
Die Lüfte wehten weich und mild,
Wie eine weiße Friedenstaube
Stand über uns des Mondes Bild.

Noch ſeh' ich, wie auf Deinen Zügen
Verklärt ſein bleicher Schimmer lag,
Welch ſtilles, ſeliges Genügen
Aus Deinen milden Augen ſprach.

Wohl grüßte mich die nächſte Sonne
Allein auf fernen Wegen ſchon,
Doch ſtahl ſich ſtörend in die Wonne
Der Gegenwart kein Klageton.

Wie oftmals, zu den hellen Tagen,
Die aus dem trüben Wellenſchaum
Der Zeit wie ſtille Inſeln ragen,
Trug uns auch jetzt ein holder Traum.

Ob lauter auch die Herzen klopften
Beim letzten Kuß, wir weinten nicht,
Doch über uns die Reben tropften,
Und netzten uns das Angeſicht.

Die Reben ach! mit ihren Thränen,
Sie wußten's beſſer wohl, als wir;
Vergebens nun in Schmerz und Sehnen
Breit' ich die Arme aus nach Dir.

Ach! einer öden, ſtarren Leere
Die bilderreiche Traumwelt wich,
Und aus dem weiten Wüſtenmeere
Hebt einſam nur Dein Hügel ſich.

Münſter.

Gedichte

von

Storm.

Morgenwanderung.

Im erſten Frühſchein leuchtet ſchon die Gaſſe;
Noch ruht die Stadt, da ich das Haus verlaſſe.
Drei Stunden muß gewandert ſeyn,
Mein Lieb, dann kehr' ich bei Dir ein!

Noch ſchläfſt Du wohl; im kleinen Heiligthume
Beſcheint die Sonne ihre ſchönſte Blume.
Der Frühſchein ſtreift Dein ſüß' Geſicht;
Du lächelſt, doch erwachſt Du nicht.

Und hoch durch's Blau der Sonne Strahlen dringen;
Hoch ſchlägt mein Herz, und helle Lerchen ſingen.
Jetzt ſcheint auch Dich die Sonne wach,
Und träumend ſchauſt Du in den Tag.

Was konnt' die Nacht ſo Süßes Dir bereiten? —
Wie durch die Hand die dunkeln Flechten gleiten,
So ſprichſt Du ſinnend Wort um Wort,
Und halbe Träume ſpinnſt Du fort.

Die liebe Sonn', was hat ſie Dir genommen?
Haſt Du geträumt, Du ſähſt den Liebſten kommen?
— Wach auf, mein Lieb! Schleuß auf die Thür!
Der Traum iſt aus, der Liebſte hier.

Hüben, drüben.

1.

In ſeinem Garten wandelt er allein;
In alle Bäume gräbt er immer wieder
Gedankenſchwer den einz'gen Namen ein,
Und in dem Namen klagen ſeine Lieder.

Sanft blaut der Himmel, milde Roſen webt
Die Sommerzeit durch nächt'ge Blättermaſſen.
Er ſchaut ſie nicht; die Zeit, in der er lebt,
Iſt alt, verblüht, von Allen längſt verlaſſen.

2.

In friſcher Laube ruht ein blühend Weib,
Es glänzt das Laub, die vollen Zweige brechen;
Ein ſchöner Knabe ſchmiegt an ihren Leib;
Sie lacht und küßt und lehrt ihn Namen ſprechen.

Und auch ein Name, wie ſie leis ihn ruft,
Daß ihn der Knabe ſtammelnd nacherzähle,
Wehmüthig zieht, wie Abends Lilienduft,
Ein Jugendbild im Flug' durch ihre Seele.

Erinnrung führt empor aus ſtummer Nacht
Ihr Duftgeſpann, ſie ſanft hinabzutragen.
Umſonſt, umſonſt! Hier ſcheitert Deine Macht;
Zurück mit Deinem nachtbeſchwingtem Wagen!

Hier waltet Gegenwart ſo freundlich lind;
Laß ruh'n die Zeit in ihrem alten Grabe! —
„Was fehlt dir Mutter?“ Koſet ſie das Kind.
Sie hebt das Haupt: „Nichts, nichts! mein ſüßer Knabe!“

Kiel.

Drei Lieder an die Eine.

(Aus einem Cyklus.)

Von

Adolf Schults.

Ach, es iſt doch eine Wonne.
Sich ſo treu geliebt zu wiſſen!
Treue Liebe iſt die Sonne
In des Lebens-Finſterniſſen.

1.

Du die Meine.

Wenn ich beim Morgenſcheine
Vom Schlummer auferwach',
Denk' ich: Du biſt die Meine!
Und grüße froh den Tag.

Wird mir im Sonnenſcheine
Beim Tagewerke ſchwül,
Denk' ich: Du biſt die Meine!
Das macht die Stirn mir kühl.

Geh' ich bei'm Mondenſcheine
Auf's ſtille Kämmerlein,
Denk' ich: Du biſt die Meine!
Und friedlich ſchlaf' ich ein.

Hab' ich dem Dämmerſcheine
Mein Aug' geſchloſſen kaum,
Denk' ich: Du biſt die Meine!
In einem ſüßen Traum.

2.

Der erſte Kuß.

Wie iſt's doch zugegangen,
Mein Lieb', wenn ich's nur wüßt',
Als wir uns zuerſt umfangen,
Zum erſtenmal uns geküßt?

Wie iſt's doch zugegangen,
Mein Lieb', weißt Du's nicht mehr?
Ich glaub', uns brannten die Wangen
Uns pochten die Herzen ſehr.

Wie iſt's doch zugegangen,
Erinnerſt Du Dich, o ſprich!
Ich glaube, wir waren befangen
Im Traume, Du und ich.

„Mir deucht, es iſt zugegangen,
Als ob es ſo ſeyn müßt'!
Wir haben uns ſtumm umfangen,
Wir haben uns ſtill geküßt."

3.

Wahrheit.

Dich hab' ich niemals »Sonne«
Noch »Königin« genannt:
Doch hab' ich ſtets in Wonne
Mein Aug' auf Dich gewandt.

Auch niemals »Engel« hieß' ich
Dich in verliebtem Tand:
Doch ſtets den Himmel pries ich,
Der Dich mir zugeſandt.

Nie ſank ich vor Dir nieder,
Noch küßt' ich Dir die Hand:
Dich liebt' ich treu und bieder,
Als ich Dein Herz erkannt.

Ich hab' aus meinen Klängen
Den Heuchelſchein verbannt;
Ich ſang in den Geſängen
Nur was ich tief empfand.

So ſchloß ſich feſt und feſter
Um uns der Liebe Band:
Geliebte, Freundin, Schweſter!
Zu ewigem Beſtand.

Elberfeld.

Italieniſche Volkslieder.

Mitgetheilt von

Ludwig Aug. Frankl.

I.

Das Herz.

No juorno jemmo a spasso oji pello mare
Sto cuore mi cadette int' a l'arene.

Addimmannaji a cierte marenare
Dice che l'hanno visto m' piett' a tene.

Jo so benuto pe te lo cercare
Jo senza e tu duje ne tiene.

E quann' e chisto embè sa che buò fare:
Lo tujo nimi daje e lu mio te tieni.

Luſtwandelnd ging ich an dem Strand einher,
Da fiel mein junges Herz mir in das Meer.

Bei allen Schiffern ſucht' ich den Verluſt,
Die ſagten: „Wir ſahn's in ſeiner Bruſt!“

Bei Dir's zu ſuchen komm' ich nun herbei,
Ich hab' kein Herz und Du haſt ihrer zwei.

Da es ſo iſt, nun gut! Weißt, was zu thun?
Gib mir das Deine, mein's behalte nun.

II.

Nächtlicher Dialog.

Tuche! Tuche! „Cuje?“ Jen su signura.
„A cui vai cercannu?“ A vuji stidda Niana.
„Jen nu su stidda!“ Dunca si ti Luna.
Vorria na vota viviri a ssa Funtana.
„Ce la sgarrasti, ci langedasti la persuna.
Va, cca sua pizzi la piddi e la liana
Chissu mi curi e curi di linna
E di ssa scala ne si scinni, si chiana.“

Tuk! Tuk! „Wer iſt's?“ Ich bin es Mädchen.
„Wen kommſt Du ſuchen?“ Dich o Liebesſtern.
„Ich bin kein Stern der Liebe.“ Alſo Luna;
Dich möcht' ich ſprechen mal an der Ciſtern.
„Du irrſt und haſt wohl die Perſon verwechſelt,
Leicht ſinkt Dein junges Leben hier in's Grab,
Entflieh, mein Herz iſt wie das Herz der Löwin,
Und meine Treppe ſteigt man leicht nicht auf und ab.“

III.

Die Flamme.

Che bella serettina ch' oscurava,
Luce la Luna, che la data Jddio
La bella alla finestra s'affacciava
Fece mi colle man' segno e rideva

Die Sonne war bereits hinabgegangen,
Der Mond, den uns der Herr gegeben, blinkt'
Am Fenſter, glänzt er hell des Liebchens Wangen,
Sie lächelte und hatte hold gewinkt.

Colla manuccia un granato mi dava
Tu magnatèlo per l'amore mio

Non fu granato no, che mit donava
Fu fiamma che abbrucció lo cuore mio.

Sie kam: „Iß die Granate theures Leben!“
Die ſie mit weißen Händen mir verehrt';
Ach keine Frucht war's, die ſie mir gegeben,
Nein, eine Flamme, die mein Herz verzehrt.

IV.

Der Palaſt.

Me voglio fa na casa in mezzo av mare
Frabicata di penne di paone

D'oro e d'argento li scalini fare

E di preta preziose li barcone.
Quando nenella mia si va a affaciare
Tutti dicono: Ve' che spunta o Sole!

Ich will ein glänzend Haus mir bauen
Im Meer aus Federn eines Pfauen.

Aus Gold und Silber ſoll die Stiege ſeyn,

Und der Balkon aus Edelſtein.
Und läßt im Hauſe ſich mein Liebchen ſehen,
So ſagen Alle: „Seht die Sonn' aufgehen!“

Wien.

Lieder

von

Fuco.

I.

Woher die Thräne, die ich hier
In Deinem Auge ſehe?
Wie! weißt auch Du, o junges Blut,
Von Kummer und von Wehe?
Liegt nicht das Leben noch vor Dir
Als friſcher Blumengarten?
Und d'rin willſt Du der Trauer nun
Statt Deines Frohſinns warten?
Nein! Eben ſang die Nachtigall —
Da brach mit Wonneſchmerzen
Dir wohl zum erſten Mal die Roſ',
Die ſchönſte auf im Herzen . . .

2.

Nur Ein Mal ruhte, ſtillbeglückt,
Mein Auge aus in Deinen,
Und unſ're Ruhe war dahin,
Ich ſchwieg — und ſah Dich weinen.
Wie warſt in Thränen Du ſo ſchön!
Ja tief im Herzensgrunde
Trägſt Du die Perle des Gefühls
Und Jene heil'ge Wunde,
Im Frühling blutend, namenlos,
Und nimmermehr zu heilen.
Was mich durchflammt, verzehret Dich:
Leb' wohl, laß fort mich eilen!

Genf.

Umriſſe zu Lenau's Gedichten.

Die Waldkapelle.

I.

Dort, wo die Eiche rauſcht am Bergesfuß,
Wo bang vorüberklagt des Baches Welle,
Dort winket, wie aus alter Zeit ein Gruß,
Die längſt verlaſſ'ne, ſtille Waldkapelle.

II.

Da hob' die Hand ſie ſchnell und feierlich
Und ſprach, ſo ſchien's, mit tiefbewegter Stimme:
»Lieb' ich nicht warm, und treu, und ewig Dich,
So ſtrafe mich der Herr mit ſeinem Grimme!«

III.

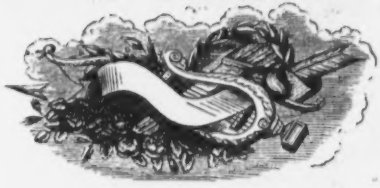
D'rum flucht er nun empor mit wildem Spott,
Gequält von ſeinem Schmerz, an jener Stelle,
Wo er ſo ſelig einſt gekniet vor Gott,
D'rum irrt er, wie gebannt, um die Kapelle.

Nisle del. Lith. v. Gutsch & Rupp Heinen sc.

Die Waldkapelle.

Die Waldkapelle.

Die Waldkapelle. 3.



Liebes-Lieder

von

Feodor Löwe.

1.

Schön wie der Mond,
Der nächtlich einsam wallt,
So schön bist Du!
Doch auch so ernst und kalt.

Mein Herz ein See,
In dem Dein Bildniß ruht,
Und bist Du nah,
So wechselt Ebb' und Fluth.

Du aber theilst
Dieß wilde Drängen nicht,
Streust still auf mich
Dein träumerisches Licht.

2.

Auf dem Gipfel eines Berges
Stand ich frei im Sonnenstrahl.
Voll Entzücken rief ich jauchzend
Deinen Namen in das Thal.

Und die Schläferin im Felsen,
Echo, wurde davon wach,
Rief von Kluft zu Kluft lautklingend
Deinen holden Namen nach.

Und im Thal die grünen Bäume
Hatten froh ihr Haupt bewegt,
Blüten in die Luft hinstreuend,
Die so süßen Namen trägt.

3.

O forsche nicht dem Grame nach,
Der dumpf auf meiner Seele brütet,
Leg' Deine Hand sanft auf mein Haupt,
Und jeder Sturm hat ausgewüthet.

Dann aus gerissnen Wolken schaut
Des Mondes Halbscheid ruhig nieder;
In meinem Innern ist es Nacht,
Doch eine stille Nacht ist wieder.

4.

Kannſt dem Frühling Du gebieten:
Keine Blüten ſollſt Du tragen?
Kannſt dem Sproſſer Du gebieten:
Nicht in Liedern ſollſt Du klagen?
Kannſt dem Tage Du gebieten:
Heute ſoll es nimmer tagen?
Kannſt dem Sturme Du gebieten:
Keine Wolke ſollſt Du jagen?
Kannſt dem Echo Du gebieten:
Schweige ſtill bei meinen Fragen?
Kannſt dem Himmel Du gebieten:
Seine Sterne zu verſagen?
Kannſt dem Adler Du gebieten:
Sich zur Sonne nicht zu wagen?
Kannſt dem Herzen Du gebieten:
Nicht in Lieb' für Dich zu ſchlagen?

5.

Ein ſtiller Sonntag iſt genaht.
Ich weiß es, daß Du jetzt getreten,
Das ſchwarze Buch in weißer Hand,
In's Gotteshaus, um fromm zu beten.

Mich aber hat der junge Tag
Auf einen Felſen hingetrieben;
Der Orgel Ton, der Glocke Ruf,
Iſt unten tief im Thal geblieben.

Hier, wo die Bergluft mich umweht,
Will ich der Träumereien pflegen,
Das heiße Haupt, als wie zum Schlaf
An's kühle Moos der Stämme legen.

Auf meiner Sehnsucht Schwingen rasch
In Deines Zaubers Kreise eilen,
Dir nah im Geist' und doch so fern
Die heil'ge Andachtfeier theilen.

II.

Und wieder singt die Nachtigall
Ihr allerschönstes Lied der Nacht,
Und wieder sind die Sterne all'
Wie meine Sehnsucht aufgewacht.

Ich streife still durch Busch und Strauch
Allein! — so ist mir wohl fürwahr!
Der Abendwind mit lauem Hauch
Streut Blüten mir auf Bart und Haar.

Ich denke Dein! und über mir
Ein schöner Stern, so licht und rein.
Es ist, als sänge er von Dir:
Sie denket Dein! sie denket Dein!

7.

O ſage nicht, ich ſei ein Träumer,
Der ſinnend Feld und Wald durchirrt,
Auf Trümmern lagernd, wo die Eule
Mit ſcheuem Flug mein Haupt umſchwirrt.

Mit bleichen Lippen ſtets beklagend
Ein eingebildet ewig Leid,
Von nahen wilden Kämpfen redend,
Ein kranker Sohn der kranken Zeit.

Wohl haſt Du Recht! an tiefer Wunde
Krankt dieſe Zeit — doch was ſich naht?! —
Sieh, wie der Pflug das Feld durchſchneidet,
Aus Wunden ſprießt die ſchöne Saat.

Ein Abſchied.

1.

Mit trock'nem Aug', mit ſtummem Mund,
So willſt Du von mir gehen!
Konnt' all' der ſüßen Worte Schall
So raſch, ſo früh verwehen?

Sonſt war Dein Herz ſo heiß, Du ſchwurſt,
Daß ewig ſo es bliebe,
Jetzt iſt es kalt, wie Deine Hand, —
O Ewigkeit der Liebe!

Du ziehſt davon auf flücht'gem Roß
Zur Ferne hingetragen.
Des Hufes Schlag iſt bald verhallt,
Nicht meines Herzens Schlagen.

Was Du zurück mir läßt, ſind nur
Der Sehnſucht heiße Triebe
Und der Erinn'rung Träumerei'n —
O Ewigkeit der Liebe!

Der Friede, den Du mir geraubt,
Er kehrt mir nimmer wieder,
Dafür hat meine Bruſt Dein Bild,
Das Echo Deiner Lieder.

Es war ein Spiel um Glück und Schmerz;
Wer iſt, der es beſchriebe.
Laß mich beklagen den Verluſt —
O Ewigkeit der Liebe!

Aus ihrem Arm, mit raschem Schwung
Bin ich auf's Roß gestiegen;
Mir war so heiß, den Mantel ließ
Ich frei im Winde fliegen.
Ich schaute rückwärts nicht, ich sah
Den Weg sich endlos dehnen,
Das Auge schwamm mir wunderbar, —
Doch sind es keine Thränen! —

Ich hab' auf all' ihr Klagen nicht
Ein einzig Wort gesprochen;
Ihr Haupt lag fest an meiner Brust,
Sie hörte nicht ihr Pochen.
Ich habe wie ein Held gekämpft,
Doch in des Rosses Mähnen
Drück' ich die feuchten Wangen nun —
Doch sind es keine Thränen!

Ein Abschied war's für ew'ge Zeit,
Mir mußten so [illegible];
Sie sollte Asche [illegible], so noch
Die wilden Flammen kennen.
Jetzt ist's vorbei; verrauscht, verglüht,
Verklungen all' mein Sehnen.
Ein Traum war Alles! nur ein Traum?
Hab' ich für Träume Thränen!?

An Einen.

Ein wilder Rufer, der da mahnt zum Kampfe,
So trittſt Du auf die Roſtra vor dem Volke;
Du willſt es nicht, daß Friedensopfer dampfe
Auf dem Altar, des Weihrauchs duft'ge Wolke.

Die Funken, die ſtill in der Aſche glommen,
Zu hellem Brande willſt Du auf ſie ſchüren,
Dir ſcheint der langverheiß'ne Tag gekommen,
Um in die Schlacht die Stämme all' zu führen.

O daß Dein Wort vermögend ſei zu lüften
Die roſt'gen Schwerter in den roſt'gen Scheiden;
Doch wie Du rufſt: Umgürtet Eure Hüften!
Ein neuer Kreuzzug iſt es, laßt uns ſtreiten.

Das Banner roth von Herzen, die gebrochen,
Von Dichterherzen kommt, daß ich's entfalte! —
Dumpf ſchläft das Volk und all', was Du geſprochen,
Es iſt verhallt wie Jägerſchrei im Walde.

Stuttgart.

Gedichte

von

Adelheid von Stolterfoth.

Schloß Ambras bei Innsbruck.

O Ambras! würd'ger Ort für Fürſt und Dichter,
Wer mag noch gern durch Deine Hallen irren?
Da tönen Wachenruf und Säbelklirren,
Da blinken finſter bärtige Geſichter,
Kroatenfluch entweiht die hehren Räume,
Wo einſt zwei Herzen träumten ſel'ge Träume.

O Du! geheiligt einſt durch hohes Lieben,
Vergebens ſchauſt Du ſtolz in weite Ferne!
Es iſt Dein Loos zu enden als Kaſerne,
Denn dort iſt Dir kein Herz geneigt geblieben —
Ich ſah, wo Oeſtreichs ſchönſte Sterne glänzen,
Doch manch belorbeert Haupt mit Roſen kränzen!

Nun Ambras! wenn denn Alle Dich vergessen,
So sucht Dich liebend auf die treue Muse,
Sie naht sich Dir mit einem Liedesgruße
Gewohnt den Ruhm vergang'ner Zeit zu messen. —
Thu' Deine Säle auf mit Helm und Schildern,
Und zeige was Du hast von Schmuck und Bildern.

O Schattenburg!! — wehmüthig leise stöhnen
Aus Philippinens Orgel Klagelaute;
Mehr als zweihundertjähr'ge Nacht umgraute
Dieß Instrument der heißgeliebten Schönen,
Und noch Akkorde! Doch noch Melodien,
Die sanft wie Geistergruß vorüberziehen!

„Wo aber ist ihr Abbild treu zu schauen,
Ihr Angesicht der schönen Seele Spiegel — "
„„Nicht mehr in Ambras — wo des Todtes Siegel
Die Marmorstirn bedeckt mit seinem Grauen:
Im Dom zu Innsbruck magst Du zu ihm wallen,
Hier streift nur noch ein Schatten durch die Hallen!““

Anmerkung: Der Name Ambras wird von dem römischen Wort Umbra, Schatten, hergeleitet. Die Geschichte dieser herrlichen, leider jetzt zu einer Kaserne benützten Burg hat sehr bedeutende Momente. Das größte Interesse erhält sie jedoch dadurch, einst Lieblingsaufenthalt Erzherzog Ferdinands von Oesterreich und seiner Gemahlin Philippine Welser gewesen zu seyn. Ihre Geschichte ist bekannt. — Hormayr hat die Volkssage, welche erzählt, daß ihr im Bade die Adern geoffnet worden seien, widerlegt. Obgleich die einst berühmte Ambraser Sammlung nach Wien gekommen ist, so werden doch noch daselbst mancherlei Kunstsachen, Waffen und Bilder, auch mehre Andenken an Philippine, wie z. B. ihre Zimmerorgel, Schreibzeuge u. dgl. aufbewahrt. Man zeigt auch noch zwei Bilder von der ehemaligen Besitzerin von Ambras, aber es ist unmöglich, sie für ächt und getreu anzuerkennen, wenn man die schönen und edlen Züge der Marmorgestalt auf ihrem Grabmal, im Dom zu Innsbruck, aufmerksam betrachtet hat.

Abſchied von Tirol.

Tirol, Tirol! ſo muß ich ſcheiden wieder,
So wäre dieſer ſchöne Weg vollbracht;
Die Waſſer rauſchen in den Abgrund nieder,
Uralte Tannen decken ihn mit Nacht.
Und drunten liegt die Grenze, drunten ragen
Die Säulen, welche Deinen Adler tragen.

O Alpenluft! laß Dich noch einmal ſchlürfen
Du Göttertrank ſo himmelrein und klar,
Ich habe mich in Dir berauſchen dürfen
Und träumte wieder ſchön und wunderbar!
Mein müder Geiſt iſt wieder ſtark geworden,
Und kehrt ein and'rer zu des Rheines Borden.

Hab' Dank! hab' Dank! — Ich will nicht traurig enden,
Was ich ſo freudig und ſo ſchön begann,
Zu Deinen Bergen will ich einſt mich wenden,
Wenn ich da drunten nimmer wohnen kann
Drum ſag' ich Dir kein ew'ges Lebewohl,
Du Land der Treue, herrliches Tirol!

Geiſenheim im Rheingau.

Des Dichters Glück.

Von

A. H.

Seh' ich Einen rüſtig wandern,
Treibt die Luſt mich mitzugehen,
Von der einen Stadt zur andern,
Zu den Bergen zu den See'n.

Seh' ich, wie die Vögel fliegen
Froher, freier aller Bande,
Möcht' ich in der Luft mich wiegen,
Ruh'n am fernen Meeresſtrande.

Seh' ich hoch die Wolken ziehen
Meilenweit in Augenblicken,
Möcht' ich ſchnell von dannen fliehen,
Fortgeführt auf ihren Rücken.

Seh' ich Nachts die hellen Sterne,
Möcht ich gerne ſie begleiten;
Durch die Himmel möcht' ich gerne
Fort von Stern zu Sterne ſchreiten.

Alſo ſingt der kleine Knabe,
Und mit haſtiger Geberde
Greift er nach des Vaters Stabe
Und — macht ſeinem Pferde.

Alſo ſingt der Jüngling lauter,
Will nicht mehr zu Hauſe bleiben,
Und — ſein eig'nes Hüttchen baut er,
Um darin ſich zu beweiben.

Alſo ſingt der Mann, zur Reiſe
Sehnt er ſich aus ſeiner Klauſe;
Doch die Kinder wollen Speiſe
Und er bleibet auch zu Hauſe.

Alſo ſingt der Greis, der müde,
Doch die Kraft iſt ihm genommen,
Und bald bettet ew'ger Friede
Tief im ſtillen Grab den Frommen.

Nur dem Dichter ward's gegeben,
So dem jungen wie dem alten,
Mit den Wolken fortzuſtreben
An den Sternen ſich zu halten.

Mag er ſingen mit dem Munde
Oder nur im Herzen drinne,
In des Lebens herbſter Stunde
Oder bei dem Glück der Minne.

Wenn ihm böſe Wetter tagen,
Fliehe er in die weit'ſte Ferne;
Seinen Kummer, ſeine Klagen
Theilen mit ihm Mond und Sterne.

Seine Freuden, ſeine Wonne
Sind nicht bloß am Heimathsheerde;
Seinen Jubel hört die Sonne,
Seine Luſt fühlt mit die Erde.

Halberſtadt.

Welche Heilung?

Von

M. Honeck.

Viel Bäder haben ſie gefunden
Und Quellen labend und geſund,
Und dahin ſchicken ſie zur Heilung
Wem ſeine Glieder krank und wund.

Viel Bücher haben ſie geſchrieben
Und jede Krankheit kennen ſie,
Wie ſchwer ſie ſei und wie gefährlich,
Sie weicht doch oft des Arztes Müh'.

Die Pflanzen, die in Wäldern wachſen,
Die grünen auf der ſteilſten Höh':
Sie wiſſen wohl ſie zu verwenden
Zur Lind'rung für des Körpers Weh.

Sie wiſſen Heilung manchem Uebel
Und wiſſen Balſam jedem Schmerz:
Wo iſt der Quell, wo grünt die Pflanze
Zur Heilung für ein krankes Herz?

Hannover.

Umriſſe zu Lenau's Gedichten.

Die Marionetten.

I.

Lorenzo.

Einſt ſaßen wir am ſteilen Felſenhang
Vor dem Ruinenſchloß und überließen
Nachſinnend uns dem Sonnenuntergang.
Dort ſah ich ganz die Roſe ſich erſchließen.
Maria's blaues Auge, tief und klar,
Schien Seelen in den Abend auszugießen.

II.

Ob auch Maria's Blicke ihn vermieden,
Ich ſah des Vaters Hand ſie zitternd faſſen;
Auf immer war die Ruh' von ihr geſchieden.
Ich ſah ihr wechſelnd Glühen und Erblaſſen,
Und ich empfand in meines Herzens Grunde
Zu jenem Fremden ahnungsvolles Haſſen.

III.

Antonio.

Lorenzo floh; Maria ſtarb vor Gram.
Wie bitter ſchwer Roberto ſie verloren,
Und wie in ihm der Liebe letzter Funken
An ſeines Kindes kalter Leich' erfroren;
Und wie ſein Blick, in's todte Kind verſunken,
Schmerzlich ergründet, was man ihm geraubt,
Und ſich mit wilder Rache voll getrunken,

Die Marionetten I.

Die Marionetten. 2

Die Marionetten 3.

Gedichte von P.

Die Liebe am Strande.

I.

Vermählung.

Mädchen, ſchau den Strom ſo wild und kühn!
Sieh ihn hin zum weiten Meere zieh'n!
Wie's ihn raſtlos treibt und wie er ſchwillt: —
Ach, der Strom iſt meiner Liebe Bild!

Ewig zieht's ihn, ewig ferneher
Ohne Ruh und ohne Raſt zum Meer!
Und er ſtürzt hinab mit wilder Luſt,
Nieder an die kühle Wogenbruſt!

In des Meeres Schoos mit Sturmgebraus
Gießt, ein Strahl, er all sein Leben aus! —
So möcht' ich, ein Strahl, in Dir vergeh'n,
Ach, und nimmer wieder aufersteh'n!

II.

O, sieh in's Meer! Sieh, wie die Meereswellen
Ohn' Unterlaß dort Brust an Brust zerschellen!
Zwei Wogen zieh'n daher auf ihren Wegen,
Sie kommen wild und schäumend sich entgegen;
Sie werfen jauchzend jetzt sich Brust an Brust,
Vergehen beide rasch in wilder Lust;
Und jeder Tropfen kehrt in's Meer zurück,
Verbindet neu sich dann im Augenblick;
Entgegen fluthen sich die neuen Wellen,
Um Brust an Brust auf's Neue zu zerschellen!

O schön wohl ist es also zu vergehen,
Um neuverjüngt nur wieder zu erstehen!
Von Lieb' erschöpft in sich zurück zu fallen,
Und frei und neu zum Licht emporzuwallen!
Ein jeder Tropfen ewig unverloren!
Im großen Weltmeer immer neugeboren.
Zu neuer Liebe und zu neuem Leben
Sich fort und fort verjüngt emporzuheben!

Der Friedhof.

Es lagern an einander traut und dicht
Die Grabeswellen, nichts mag ſie bewegen!
Der Zeitenſtrom, ach er berührt ſie nicht,
Die abgelauf'nen, die zur Ruh ſich legen;

So ſtill, wie nach Orkanen auf dem Meer!
Ein großer Schiffbruch auf den Lebenswogen!
Es ragt ein Kreuz aus jeder Woge her:
Ein Wrack, daran ein Todter kommt gezogen!

Halberſtadt.

Das Begynchen zu Gent.

Legende

(aus dem Flamändiſchen des Van Duyſe)

von

Eduard Duller.

Es war einmal ein Begynchen,
Jung, gottesfürchtig und rein,
Das lebte zu Gent in der Veſte
Wohl mutterſeelenallein.

So hold wie der Mond, der einſam
In ſtiller Heiterkeit
Sich in den Wellen ſpiegelt,
So freundlich war die Maid.

Und als der Faſtnachtsabend
Mit ſeinen Freuden erſchien,
Da ging manch junges Begynchen
Herzfroh und lachend hin.

Die Meiſterin wohlerwürdig,
Die hatte ſie All' zum Beſuch;
Da gab es für die Gelad'nen
Der Leckerbiſſen genug.

Da ſaßen ſie Alle lachend,
In Gott vergnügt, bei ihr,
Und nippten in Zucht und Ehren
Vom ſüßen Malvaſier.

Da ſaßen ſie an dem Feſttiſch
Vor all der Herrlichkeit,
Und aßen lockere Waffeln
Mit Zucker überſchneit.

Eine einzige war vergeſſen
Bei Süßwein, Waffeln und Scherz,
Das junge, feine Begynchen,
Das fromme minnige Herz.

Es hallte bis in ihr Höfchen
Vom Freudengewühle ringsum;
Ihre junge Seele ward traurig
Bei all den Freuden ringsum.

Und weinend pflückte ſie Blumen
Und wand ſie zum Kranz und ſchritt
Demüthig zur Kirche und ſchmückte
Das Kruzifix damit.

Sie ſeufzte: „O liebſter Jeſu,
Mein ſüßer Bräutigam!
Wie hab' ich am Faſtnachtsabend
Das Herz ſo voller Gram!

Abwies ich alle Freier,
Begynchen wollt' ich nur ſeyn,
Und verhoffte mir nichts als Wonne
Und habe nun ſolche Pein!

Meine junge Schweſter verließ ich,
Und weinte ſie noch ſo ſehr;
Meine liebe Mutter verließ ich,
Du weißt's: Dich liebt' ich noch mehr.

Und die ganze Welt verließ ich
Für meinen Bräutigam.
Nun reiche der Braut die Arme,
Die ſeufzend zu Dir kam.

Sie ſchmauſen und ſie tanzen;
Ich hungere und ich wein'.
Sie klingen an und trinken;
Ich kniee hier traurig allein.“ —

„Geh nur zu der Meiſterin eilends,
O Mattheken, geh nur geſchwind;
Und ſag' ihr, daß ſie in's Kränzchen
Dich aufnimmt, mein bräutliches Kind!“ —

So sprach das Kreuzbild. Vertrauend
Ging das Begynchen fort,
Und brachte der Meisterin treulich
Des Herren eigenes Wort. —

„Der Herr hätte zu Dir geredet?
O Mattheken, sprichst Du im Traum?
Geh, komm' mir vernünftiger wieder,
Mein Kind, oder komme mir kaum!“ —

Und Mattheken ging zurücke,
Betrübter als sie's war,
Und kniete vor'm Kruzifix hin,
Und betete an dem Altar.

Da hört sie: „Mein Bräutchen, geh nochmals,
Und sage der Meisterin frei:
„Ihr Wollenhemd, das sie versteckte,
Daß unter dem Kissen es sei.

Sie sah, daß es aufgetrennt war.
Diese Nacht wird es wieder genäht.
Das hat mit purpurnen Fäden
Meine Mutter selber genäht.“ —

Und Mattheken ging von hinnen
Mit fröhlichem Angesicht,
Und wiederholte getreulich
Von Wort zu Wort den Bericht.

Da rief, des Wunders erſchrocken,
Die Meiſterin: „Ja, fürwahr,
Dich hat der Herr geſendet!
Tritt ein in unſre Schaar!“

Und, ob dem Wunder verſtummend,
Bot Ehren ihr jede Begyn',
Und neben die Meiſterin ſetzten
Sie Mattheken nun hin.

Die Freude wurde ſtiller
Und jeglich Auge ſah
Auf Mattheken; wie vom Glanze
Umwoben ſaß es da. —

Die Sonne war geſunken,
In allen Straßen Ruh;
Es ſchritt dem Begyn's-Kloſter
Das Jeſubräutchen zu.

Da klang auf den alten Thürmen
Das Glockenſpiel ſo laut,
Und begrüßte mit raſtloſen Klängen
Des Herrn heimkommende Braut.

Kein Glöckner zog die Stränge;
Es klang von ſelbſt ſo hell,
Als rauſchte rein und mächtig
Der Himmelsfreuden Quell.

Viel Volk kam in den Begynhof
Und eilte zur Kirche hinein;
Dort lag vor dem Altare
Jung Mattheken allein.

Sie kniete vorm Kruzifixe
Mit frommgefalteter Hand,
Sie ſchien ſchon nach oben entrücket,
In's ſchönere Heimathland.

Sie kniete vor'm Kruzifixe
Und endete ihr Gebet,
Und ſchwebte ſanft entſchlummernd,
Zum ewigen Feſtbanket.

Eine friſche Jasminblüte, —
So völlig Duft ſie war;
Zwei friſche Roſenknospen —
Ihr zartes Wangenpaar!

So hold wie der Mond, der einſam
In ſtiller Heiterkeit
Sich in den Wellen ſpiegelt,
So freundlich war die Maid.

Noch ſchwebt' um die ſüßen Lippen,
Von Bläſſe noch befreit,
Ein minnig jungfräuliches Lächeln,
Das Lächeln der Seligkeit.

Und vier Begynchen trugen,
Vier weiße Begynchen den Schrein,
Geſchmückt mit Jungfernkränzen;
Jung Mattheken lag darein.

Und früh am andern Morgen
Wuchs duftend, ſchlank und weiß
Auf ihrem Grab eine Lilie
Auf ihres Bräut'gams Geheiß.

Darmſtadt.

Gedichte

von

Fr. Lichterfeld.

1.

Mein Himmel.

Schöner als des Frühlings Pracht
Iſt mein Liebchen, wenn es lacht,
Schöner als ihr Angeſicht
Iſt der Sternen-Himmel nicht!
Denn am Firmamente wohnen
Schlangen auch und Scorpionen,
Doch auf ihrer Stirne Thron
Leier nur und Schwan und Kron,
Zieht auch manchmal drüber her
Brummig ſtolz der nord'ſche Bär;
Bleibt er doch nie lange d'rauf,
Denn ſie bindet mir ihn auf.

2.

Die zwei Kreuze.

Unter einer Trauerweide
Steh'n zwei Kreuze einſam, ſchlicht,
Ohne Inſchrift ſind ſie beide,
Künden Stand und Namen nicht.

Doch mit ewig grünen Banden
Feſt ein Epheu ſie umflicht;
Zeigend, daß der Ungekannten
Treue nicht im Tode bricht.

Mannheim.

Gedichte

von

Theodor Creizenach.

1.

Eisgang bei Nacht.

Der Strudel rauscht, der Strudel flieht;
Laut heulen Wind und Wogen.
Die fluthumbrauste Scholle zieht
Durch weitgethürmte Bogen.

Wild flammt die düsterröthe Glut
Der Fackeln von dem Strande,
Und tosend wälzt sich hin die Fluth,
Erhellt von ihrem Brande.

Die Scholle kracht in schnellem Lauf,
Das Ufer hebt sich steiler,
Unheimlich murrt die Brandung auf
Am felsenfesten Pfeiler.

Ein Hülferuf in düſtrer Nacht, —
Die Stürme ziehen ſchnelle,
Die Fackel ſprüht, die Scholle kracht
Gleichgültig braust die Welle. —

Zwei Männer ſteh'n gerüſtet dort,
Das Ufer zu bewachen;
Doch ſcheint die Brandung fort und fort
Sie gellend zu verlachen.

O haltet doch die Schollen ein,
Die ſtürmend ſich bewegen!
O reiſſet doch den Felſen ein,
Der trotzend ſteht entgegen!

Der ſturmgewohnte Felſen ſteht,
Die Scholle zieht zum Meere,
Wie ihr auch an der Brücke geht
Und ſchultert die Gewehre.

Mein Lied jedoch, vom Sturm gepackt,
Hallt wieder durch die Bogen,
Und miſcht ſich in den Rudertakt
Des Sturmes und der Wogen.

2.

Der ewige Baum.

(In der Volksſage ein Birnbaum auf dem Walſerfelde bei Salzburg.)

Der dürre Baum, gebeugt und kahl,
Der einſam ſteht im weiten Thal,
Erwartet ſtill und ahnungsvoll
Die Zeit, die noch erſcheinen ſoll.

Es ſtreicht um ihn der Abendwind
Zur Frühlingszeit ſo ſchaurig lind;
Er ſteht an dieſer kahlen Stätt',
So ernſt, als ob er Leben hätt'.

Zwar ſchmucklos ſteht der düſtre Baum,
Seit vielen Jahren grünt er kaum;
Doch einſt wird kommen ſeine Zeit,
Dann blüht er auf in Herrlichkeit.

Dann wird in dieſem Thal vollbracht
Der große Kampf, die letzte Schlacht;
Da treffen hart und fürchterlich
Die Guten und die Böſen ſich.

Es wogt die Haide ganz von Blut,
Bis an die Knier ſchwillt das Blut;
Es währt zwei Tag, es währt zwei Nacht,
Dann iſt des Guten Sieg vollbracht. —

Schon dreimal auf demſelben Raum
Entlaubten ſie den heil'gen Baum;
Und wenn ſie ſchlugen ſein Gezelt,
Schritt Nacht und Unheil durch die Welt.

Der Stamm allein blieb ewig feſt,
Stets neu erhub ſich ſein Geäſt;
Und bald erſcheint der höchſte Tag,
Den Keiner mehr vertreiben mag.

Dann wallen zu ihm aus der Fern'
Die Unterdrückten und die Herrn;
Es hängen an des Stammes Knauf
Die Fürſten ihre Schilder auf.

Und weiter ſchwillt der edle Baum;
Die Wappen ſieht der Enkel kaum,
Und Niemand deutet weit und breit
Die Bilder der entſchwundnen Zeit.

Frankfurt.

Umriſſe zu Lenau's Gedichten.

I.

Die Marionetten. 4.

Nachtſtück.

Mit Flammenaugen, weißen Flatterhaaren,
Iſt er mit ihm zu jenes Thurmes Thüre,
Ein Rachedämon, brauſend hingefahren.
Umſonſt betheuerten Antonio's Schwüre:
Es ſei Lorenzo's vorwurfloſer Sohn,
Um den er ſeine Eiſenkette ſchnüre.

II.

Die Marionetten. 5.

Bei einer Dämmerlampe trübem Leuchten
Begannen ihren Tanz die Marionetten:
Doch ſchrecklich, daß die Gäſte d'ran erbleichten,
Denn plötzlich ſchauten ſie, geſchleift an Ketten,
Verſöhnt von Roberts tragiſchem Sermon,
Mit plumpem Tritt — Antonio's Leiche treten.
Lorenzo ſtarb vor Schreck an ſeinem Sohn.

III.

Marie und Wilhelm. 1.

Im Abendſchein am Fenſter ſaß
Allein mit ihrem Harme,
Marie, das Antlitz weiß und blaß,
Geſenkt auf ihre Arme.

Die Marionetten 4

Die Marionetten 5.

Marie und Wilhelm

Lyrisches Album.

1842.

Beigabe zu A. Lewald's Europa.

Karlsruhe.

Druck und Verlag des Artistischen Instituts.

F. Gutsch & Rupp.

Inhalt.

	Seite
Apel, Theodor. Ständchen	37
Braun, J. C. Der halbe Kranz	31
Auf dem Rheine	76
Ihr Haus	77
Bürck, Auguſt. Die wilde Roſe	46
Fernes Lied	47
Deeg. Sonette, I, II, III, IV.	97
Deichmann, Theodor. Auf dem Joche des Groß-Glockners	69
Gebet des Naturgeiſtes	71
Am Meere	127
Diefenbach, Dr., L. Aus dem Tagebuch eines Wanderers	26
Dörr, Adolph. Judith	101
Duller, Eduard. Das Mahl zu Burzos	17
Fecht, Wilhelm. An Sie	89
Frankl, Ludwig Auguſt. Ein Wiederſehen	65
Freiligrath, Ferdinand. Des Cid's Leichenzug	8
In einer engliſchen Kirche	49
In der Nordſee	51
Im Herbſt	54
Gegenbauer, J. In der Verbannung	79
Haſe, Robert. Der Anſiedler	60
Herwegh. Meine Nachbarin	40
Aeltere Lieder	57

		Seite
Heſſe, Auguſt.	Die Waldblume	33
	Im Frühling 1841	34
	Heiliger Abend	35
Heymann, Selig.	Die Empfindung	95
Hutterus, J. M.	O'Neil	1
	Nächtliche Wanderung	4
	In der Weihnacht	5
	Vom Berge	6
	Frage	39
	Blumenmährchen	73
	Die barmherzige Schweſter	125
Julius.	Schlummerlied	15
Otte, Fr.	Im Herbſte	121
	Lied und Traum	121
	Der Smum	122
	Mein Paradies	123
Paoli, Betty.	Rizzio	119
Pfeiffer, Freimund.	Was kümmerts Dich	107
	Lach' und Lebe	108
Pirazzi.	Ein Millionär	109
Plönnies, Luiſe von.	Flachs	23
Scholl, Karl.	Das freie Wort	29
Schults, Adolf.	Lerchen-Lieder	30
	Ballade vom alten Polen	113
Stolterfoth, Adelheid von.	Leben, Liebe	38
Storm.	Uepos d'amour	13
Strachwitz, Moritz Graf.	Ohnmächtige Träume	104
Welcker, Ph. H.	Der Dei von Tunis	115
	Abend und Morgen	116
	Der Abend	117
	Die Aue der Kindheit	118
O. H.	Der reiſende Bergmann	42
J. F.	Gedichte von Felicia Hemans. Abſchiedsworte	90
	Todeslied einer Indianerin	92
**	Gedichte: 1, 2, 3, 4, 5.	81

Gedichte

von

J. M. Hutterus.

1.

O'Neil.

In Irland war's, an ſeinen Küſten
Einſt ſtreifte ſpähend ich umher,
Gekrönt das Haupt mit Trümmern ſtanden
Der Hügel viele dort am Meer.

Im Wandern ſann ich ſtill der Namen
Erloſch'ner Heldenſtämme nach,
Und manch' vergeßne Sage riefen
In meinem Geiſt' ſie wieder wach.

Vor Allen aber da gedacht' ich
Des alten Königsſtamms O'Neil,
Und jene Burg, die ſeine Wiege,
Ward fürder meiner Wallfahrt Ziel.

Da kam ein Mann des Wegs gegangen,
Ein Bettler ſchien er, und auch nicht,
Denn wenig zu den Lumpen paßte
Der Stolz in ſeinem Angeſicht.

Wie weiß das Haar, wie bleich die Wange,
Das Auge ſah ſo feſt und klar,
Ob hinter einer Greiſenlarve
Verſteckt ein Jünglingsantlitz war.

Wie ich des Weges forſche, winket
Er mit dem Stabe mir Beſcheid,
Doch, bald als Fremdling mich erkennend,
Gab er mir willig das Geleit.

Auf ſteilgewund'nen Pfaden ſtiegen
Wir mühſam einen Fels hinan,
Und unter Schutt und Trümmerhaufen
Verlor ſich Oben unſ're Bahn.

Der Abendſonne Glanz, der golden
Sich einſt an blanken Zinnen brach,
Umher nur auf den bleichen Trümmern
Wie ein vergilbter Purpur lag.

Und unter Schutt und Trümmerhaufen
Verlor auch meine Seele ſich,
Nicht mocht' ich einer Thräne wehren,
Die leiſe mir in's Auge ſchlich.

Und wie ich ſo nun, traumverſunken,
Wie einſam auf dem Gipfel ſtand,
Da ſtürzt' an meine Bruſt der Alte,
Und preſſet krampfhaft meine Hand.

„O Dank Euch,“ ſprach er, „für die Thräne,
Die in den Staub hier niederrann,
Galt dem Geſchicke ſie der Väter,
Hat Theil auch wohl der Enkel dran.“

„Die Lumpen hier um meine Schultern,
Der Buben Spott, der Winde Spiel,
Sind Fetzen eines Königsmantels,
Und der ſie trägt, iſt — ein O'Neil.“

Er trat zurück, auf ſeiner Stirne
Der Glanz der alten Hoheit lag,
Ich aber ſtand vor dieſem Bettler,
Wie man vor Kön'gen ſtehen mag.

2.

Nächtliche Wanderung.

Der Mühlbach rauſcht, es wettert fern,
Durch Wolken einſam lugt ein Stern,
Und zu den Hügeln klimmet ſacht'
Aus ſtillen Thälern auf die Nacht.

Schier wollen brechen mir die Knie.
Doch treibt's mich, daß ich weiter zieh,
Es that mir Niemand was zu Leid,
Und bin doch ſo voll Traurigkeit.

O daß aufbrauſend jener Bach
Mir ſchickte ſeine Wellen nach,
Und niederzöge wie im Spiel,
Hinab mich in ſein Bette kühl!

Daß jene Wolke, die den Tod
Im Schooße tragend, niederdroht,
Daß meiner Stirn mit ihrem Strahl
Aufdrückte ſie das Todesmal.

Vorüber rauſchet Well' auf Well',
Vorüber zieht die Wolke ſchnell,
Hoch thront die Nacht auf Bergeshöh'n,
Und ich muß weiter, weiter geh'n.

8.

In der Weihnacht.

Noch hat der Morgen nicht gegraut,
Hell ſchimmern noch die Sterne,
Da tönt ſchon einer Glocke Laut
Herüber aus der Ferne.

Und raſch und mächtig ſchwillt der Ton,
Dem neue ſich geſellen,
Zu einem Strome ſammeln ſchon
Sich an die Klangeswellen.

Und wie es durch die Nacht einher
Mit Sturmesdonner ſauſet,
Da ſcheint's ein unermeßlich Meer,
Das an die Pole brauſet.

Das flimmt und flackert in den Höh'n,
Als ob die Sterne alle
In heil'gen Schauern zitterten
Bei ſeinem Wogenſchwalle.

Die Andacht kniet am Strand und lauſcht,
Entflammt zu hohen Gluten,
Und ſtürzt begeiſtert und berauſcht
Sich in die heil'gen Fluten.

Und während ſie die Flut entführt,
Flammt's an den Morgenthoren
Empor, und in den Flammen wird
Das Heil der Welt geboren.

4.

Vom Berge.

Wie, überwebt vom Sonnenſtrahl,
So ſchweigſam drunten liegt das Thal,
Als ob der Friede dort inmitten
Sich aufgebaut die ſtillen Hütten.

Wohl iſt es, wie der Sonne Gold
Ein Schein nur, was ſo traut und hold
Aus jenen Gründen an mich wehet,
Und mich des finſtern Sinnes ſchmähet.

Ein wenig Luſt bei vielem Leid,
Ein Frieden, übertobt vom Streit,
Um Nichts ein raſtlos Müh'n und Streben,
Das iſt's, drum jene Strahlen weben.

Mit einem Herzen, ach! wie leer!
Trieb im Gewühl ich mich umher,
Von Luſt und Leben ausgeſchloſſen,
Hatt' ich den Schmerz nur zum Genoſſen.

Da zu den Bergen hehr und licht
Hob ich mein thränend Angeſicht,
Und, fliehend aus des Tages Schwüle,
Barg ich das Haupt in ihrer Kühle.

Wohl iſt es wie der Sonne Gold
Ein Schein nur, was ſo traut und hold
Aus jenen Gründen an mich wehet,
Und mich des finſtern Sinnes ſchmähet.

Stieg' ich hernieder in das Thal,
Mein wieder wär' die alte Qual,
Und wieder aus des Thales Schwüle
Flöh' ich hinauf zur Bergeskühle.

Und dennoch zu dem Thal ſo licht
Wend' ich mein thränend Angeſicht,
Und zu mir wallt es wie ein Grüßen
Aus frühverlornen Paradieſen.

Münſter.

Des Cid's Leichenzug.

(Aus Felicia Heman's „Liedern vom Cid.“)

Von

Ferdinand Freiligrath.

Vor den Thürmen Valencia's tobte der Mohr,
Seine Lanzen umſauſ'ten der Veſte Thor,
Die Zelte der Wüſte ſchloſſen ſie ein,
Und Kameele zertraten Hiſpania's Wein,
Denn der Cid ging ein zur Ruh'.

Da war Volk von der Flur, die der Giftwind fegt;
Da war Stahl aus der Schlucht, wo der Leu ſich regt;
Da war Bogen und Pfeil vom Oaſenborn; —
Seine Schaaren dröhnte der Wüſte Horn
Des Abends Schlachten zu.

Um die Mitternacht über das dunkle Meer
Herweh'te Geläute, dumpf und ſchwer;
Die Sterne ſchienen auf Fluth und Stadt,
Und das Lager ruh'te, vom Streite matt;
Doch die Chriſten ſchlummerten nicht.

Sie ſetzten den Cid auf ſein klirrend Pferd,
Wie zum Kampf ein Krieger war er bewehrt,
Und ſie banden ſein Schwert in die kalte Hand,
Die ſo kühn es ſchwang für ſein Vaterland,
Und ſein Erzſchild funkelte licht.

Da ward Waffnen gehört von Haus zu Haus,
Auf den Wällen ſtanden die Wachen aus,
Und eh' noch erbleichend die Sterne floh'n,
Da ragte gepanzert der Todte ſchon,
Und von dannen ſchritten ſie frei.

Sie durchzogen ſchweigend der Veſte Bann,
Und es war ein Schritt, wie von Einem Mann;
Und ſie ſchritten leiſe, das Schwert in der Hand,
Wie der Löwe ſchreitet auf brennendem Sand,
Und ſie gaben kein Feldgeſchrei.

Als des Erſten Stimme dem Thorwart rief,
Da war Mondenſchein, und das Lager ſchlief.
Als hinter dem Letzten das Thor ſich ſchloß,
Da flammte der Morgen auf Mann und Roß,
Und die Sonne beſtrahlte das Meer!

Fünfhundert Reiſige klirrten voran;
Dann Bermudez der Held mit des Feldherrn Fahn';
Ihre Seide rauſchte voll Kampfbegier: —
Deine letzte Wahlſtatt, du grün Panier,
Du Standarte, glorreich und hehr!

Und jetzt kam ſtattlich der Campeador,
Wie ein Führer ritt er den Seinen vor,
Seine ſtarren Züge barg das Viſir,
Aber ſtolz und muthig trat auf ſein Thier,
Denn es wußte, wen es trug!

Es trug den Cid, und es trug ſein Schwert,
Und Ximena folgt' ihm, bleich und verſtört;
Ihr Auge war ernſt und ihr Wandeln ſchwer,
Um den todten Gemahl trug ſie Leide ſehr,
Doch kein Laut verrieth es dem Zug.

In Valencia war es einſam indeß;
Die Kirchen geleert, und aus die Meß!
Die Straßen öd' und verlaſſen gar!
Und kein Fußfall ſcholl durch den Alcazar;
— So von dannen ſchritten ſie frei.

Sie durchzogen ſchweigend der Wälle Bann,
Und es war ein Schritt, wie von Einem Mann;
Und ſie ſchritten leiſe, das Schwert in der Hand,
Wie der Löwe ſchreitet auf brennendem Sand,
— Und ſie gaben kein Feldgeſchrei.

Doch nicht lange, da dröhnten die Hügelreih'n,
In die Heiden brachen die Chriſten ein;
Mit der Speere Blitz und der Panzer Schall,
Mit der Roſſe Geſtampf und der Reiter Prall,
Alvar Fannez [1]) war es, der kam.

Wie ein dräuend Gewölk, ohne Trauertalar —
So vorausgeflogen war er der Schaar;
Und der Sturmwind fuhr durch die Zelte hin,
Und gefällt lag die Schützenkönigin, [2])
Und wer Bogen und Pfeil für sie nahm.

Da ergriff ein Schrecken den König Bukar,
Und den Troß von Fürsten, der mit ihm war;
Muthlos ihr Herz, und ihr Arm erschlafft;
Keinen Wurfspieß zu schwingen hatten sie Kraft,
So entsetzlich war, was sie sah'n.

Denn es schien, wo Minaya zum Sturm gab das Wort,
Als umringten ihn Siebenzigtausend dort,
Alle weiß wie der Schnee auf Nevada's Haupt,
Und sie kamen donnernd herangeschnaubt,
— Weiße Wellen über den Plan.

Und ein Krieger mit wallendem Federstrauß
Und mit feurigem Schwerte ritt Allen voraus;
Mit feurigem Schwerte, mit bleichem Panier,
Und ein blutroth Kreuz seines Panzers Zier —
So zum Angriff trug ihn sein Pferd.

Da war Furcht, wo erscholl seines Rosses Schritt;
Da war Tod, wo der ragende Krieger ritt;
Wo mit Geisterlicht seine Fahne schien,
Wo sein Glutschwert glomm, da war eitel Flieh'n,
Denn es schien keines Menschen Schwert.

Blutig die Ebne, ſoweit man ſah!
Auf der Flucht die Gewalt'gen von Afrika!
'S war ein heißer Tag für die Chriſten heut'!
— Sie waren matt um die Abendzeit,
Gleichwie Volk, das Aehren ſchnitt!

Auf der Flucht die Gewalt'gen von Afrika!
Ihre Segel rauſchten — die See war nah!
Ueber's Meer hin tönte der Heiden Schmach; —
So geſchah's, daß der Bogen der Wüſte zerbrach!
— In ſein Grab ſo legte ſich Cid!

Anmerkungen der Dichterin.

[1]) Alvar Fannez Minaya, einer der ausgezeichnetſten Krieger des Cid.

[2]) „Die Schützenkönigin.“ Eine mauriſche Amazone, die dem König Bukar mit einer Schaar weiblicher Krieger aus Afrika gefolgt war. Ihre Pfeile trafen ſo ſicher, daß man ſie „den Stern der Schützen“ nannte.

Una Mora muy gallarda,
Gran maestra en el tirar,
Con saetas del Aljava,
De los arcos de Turquia
Estrella era nombrada,
Por la destreza que avia
En el herir de la Xára.*)

Darmſtadt.

---

*) Bei Herder:

Traf zuerſt auf eine ſchwarze
Mohrin, die aus türk'ſchem Bogen
Gift'ge Pfeile tödtlich ſchoß,
Alſo meiſterhaft, daß man ſie
Einen Stern des Himmels nannte.

D. Ueb.

Repos d'amour.

(étude p. Henselt.)

Von

Storm.

Laß ruh'n die Hände! Gib Dich mir!
Schon Dämmer webet durch's Gemach;
Nur Deiner Augen glänzend' Licht
Iſt über meinem Haupte wach.

O laß mich ruh'n in Deinem Arm!
Fernhin verſtummt der laute Tag;
Ich hör allein Dein flüſternd Wort
Und Deines Herzens lautern Schlag.

Laß ſchauern Deiner Blicke Graus
Durch meine tiefſte Seele hin!
O gib Dich mir, gib mir im Kuß,
Dein ganzes Leben gib mir hin!

Und alle bange, ſel'ge Luſt,
Was in Dir lacht und weint und glüht,
Gib mir der Thräne ſüßen Schmerz,
Die brennend durch die Wimper ſprüht. —

So biſt Du mein, ob auch der Tod
Zu früh Dein blaues Auge bricht —
Du lebſt in meiner tiefſten Bruſt,
Ein ewig', liebliches Gedicht.

Kiel.

Schlummerlied.

Von

Julius.

Ruh' ſanft — es ſinke gold'ner Frieden
In's ſtille Kämmerlein!
Ruh' ſanft — es möge Dir beſchieden
Der Träume ſchönſter ſeyn!

Ruh' ſanft — es pocht mit leiſen Schlägen
Der liebliche Zephyr
An die Gardine, öffnet ſie verwegen
Und nahet küſſend Dir!

Ruh' ſanft — Du mußt ja ruhig ſchlafen, —
Der Himmel träumt in Dir!
Die Flagge glänzt, das Schiffchen liegt im Hafen,
Der ſtolzen Wogen Zier.

Ruh' ſanft — wirſt Du nun froh erwachen,
So tritt zum Fenſter hin,
Und eine Roſ' wird Dir entgegenlachen
Im friſchen Zauberglüh'n!

Zur Knospe trug der Zephyr leicht beflügelt
Den keck erhaſchten Kuß —
Das duftige Geheimniß ſtrahlt entſiegelt,
Und harrt auf Deinen Gruß!
Ruh' ſanft! —

Ulm.

Das Mahl zu Burgos.

(8 November 1808.)

Von

Eduard Duller.

Trompeten erſchallt
Durch Burgos Straßen. Unabſehbar wallt
Das Heer im luſt'gen Siegesmarſch herein,
Und „**Vive l'empereur**“ tönt zwiſchendrein; —
Franzoſen ſind's; dreifarbig ihre Fahnen!
Ein ſchmuckes Volk und recht zum Krieg gemacht,
Das leichten Sinn's dem Tod in's Antlitz lacht, —
Voll Jugendluſt die ält'ſten Veteranen!

Stolz hebt das edle Roß
Bei'm Marſch den Kopf; es fühlt: 's iſt der Genoß
Des Ruhms, den ſich ſein Reiter friſch gewann;
Aushielt's getreu, wie Mann für Mann,
Wenn rings umher die heißen Kugeln flogen.
Und, ſtreicht der Reiter ſchmeichelnd ihm den Bug,
So denkt es d'ran, wie's ihn gewandt und klug
Im Siegeslauf dem ſichern Tod entzogen.

Des Helmes Schweif zerfetzt,
Die Rechte keck der Seite eingesetzt,
So geht's im Schritt, und mancher Reiter blickt
Empor rings zu den Fenstern. — Nickt
Kein schönes Kind mit altkastil'schen Augen?
Es zeigt sich keins! — Verdrossen in den Bart
Brummt der Soldat: „Verdammt der Mädchen Art,
Die nur für Klöster und für Pfaffen taugen!“

Nicht Frau'n allein, — es will
Kein Aug' sie seh'n. Die Stadt ist todtenstill.
Wie hohe Gräber stehen rings umher
Die Häuser all. Und hoch und hehr
Aus einem kommt ein Held herangeschritten,
Der Geist des Cid. Entgegen stellt er sich
Dem Heer und ruft: „Zurück! hier habe ich
Das Schwert noch stets, mit dem ich einst gestritten!“

„Vernimm den Ruf: Zurück!
Der Schnitter steht im ährenhohen Glück.
Zum letztenmal: Zurück! Vernimm dieß Wort!“ —
Sie hören's nicht; sie reiten fort
Im Siegesmarsch durch Burgos weite Straßen. —
„Quartier gemacht!“ Sie sitzen ab. Zwei, drei
Kastilier standen dort. Sie flieh'n. „Es sei!
Sie fürchten uns; man muß sie laufen lassen!“

„Lohnt's doch der Mühe! Wein
Und Mädchen wollen stets gefunden seyn.
Wo sucht man sie? Wo sie verboten sind,
Der alte Wein, das junge Kind,
Im Kloster! Frisch! Es gibt ein froh Begegnen.
Herbei, ihr Patres! faßt die Zäum' und stallt
Die Rosse ein! — Ihr säumt noch? Braucht's Gewalt?
Wein, Wein herbei! Und ihr sollt ihn uns segnen!“

Ein altes Kloſter war
Am End' der Stadt. Da lag der Mönche Schaar
Im Hauſe Gottes knieend; keiner ſprach
Ein Wort; Trompetenhall durchbrach
Die Todtenſtille, wie Gerichtsposaunen.
Die Mönche blickten ſtill verzückt empor,
Als ſchweb' ein Geiſt herab im hohen Chor,
Das rechte Wort jedwedem zuzuraunen.

Sieh': auf der Kanzel ſtand
Der Prior todtenblaß, doch Todesbrand
Glüht' aus dem Blick; er hob die Recht' und ſprach:
„Treu bis zum Tod! Wer folgt mir nach?“ —
Und Alle hoben an mit lautem Sagen:
„Treu bis zum Tod!“ — Der Prior d'rauf: „Verflucht,
Wer lieber Knechtſchaft als das Leben ſucht,
Und Schande lieber als den Tod will tragen!“

„Die Rache iſt des Herrn,
Wir — ſeine Diener, und wir thuen gern,
Was er uns heißt! Getreu wird ſie vollſtreckt,
Bis Freund und Feind die Erde deckt.
Das Letzte noch, was wir vollbringen können,
Heißt — Sterben. Und nicht nutzlos ſei's, es ſei
Gemeinſam; wir, o Brüder, ſterben frei; —
Laßt ihnen uns ein Grab bei uns vergönnen!“

„Ein Grab mit uns!“ ſo ruft
Der Mönche Schaar, „doch nicht die freie Luft!
Gebeut, wir thun's!“ Der Prior ſinnt und ſchweigt;
Dann nieder von der Kanzel ſteigt
Der Greis entſchloſſen zu der Schaar der Brüder.
Jedwedem drücket er die Hand und ſpricht:
„Lebwohl, mein Bruder, — doch für lange nicht;
Als Brüder lebten wir, ſo finden wir uns wieder.“

„So rüſte,“ ſprach er dann,
„Ein Mahl, wie man kein beſſ'res finden kann,
Du Bruder Koch, nimm jede Würz' dazu;
Und, Bruder Kellermeiſter Du,
Laß mich Dir heute helfen! — Horch, die Gäſte! —
So früh, Ihr Herrn? Nun, tretet ein, und ſeid
Willkommen! Was da Küch' und Keller beut,
Reich tiſch' ich's auf bei dieſem ſelt'nen Feſte!

„Ihr bringt den friſchen Ruhm
In's alte, traur'ge Refektorium.
D'rum ſchmück' es ſich, wie's noch das Jahr vermag;
Denn leider iſt's Novembertag,
Und Grabesblumen ſind's nur, die noch blühen.
Doch ſoll dafür beim hellen Kerzenſchein
Des Kloſters Kleinod Euch, der ält'ſte Wein,
Dem Schlauch entzapft, in Glas und Herzen glühen!“

Eintritt der General
In's Refektor, das von der Kerzen Strahl
Erhellt, mit Kränzen iſt geſchmückt; ihm drängt
Der Krieger Schaar ſich nach und mengt
Sich in der Mönche Chor mit heit'ren Scherzen.
„So frohen Abend hofften wir uns nicht
Bei Euch!“ ſo reden ſie, vergnügt, — „man ſpricht
Grau'nhafte Mähren ſonſt von ſpan'ſchen Herzen!“

Das Mahl wird aufgetiſcht,
Und jeder Offizier erquickt, erfriſcht
Sich nach des Tages ſchwerer Laſt; nichts ward
An Leckerbiſſen heut' geſpart,
Die Gäſte recht nach Würden zu bewirthen.
„Wer hätt' es dieſen Mönchen zugetraut?“
Fragt mancher Gaſt, der ihren Frohſinn ſchaut; —
„Sie leben hoch!“ Und alle Gläſer klirreten.

„Nun denn, zu guter Letzt!“
So hub der Prior an, „bring' ich Euch jetzt
„Vom Ausſtich, den ich treulich aufbewahrt.
Nie netzt' bis heut' er einen Bart.
Den Schlauch herbei, und füllt uns die Pokale!
Den erſten mir! Wahrhaftig, der ſchmeckt gut,
Ein wenig eigen, doch wie flüſſ'ge Glut!
Auf Euer Wohl! Mir nach, ihr Gäſte alle!“

Sie nippen d'ran: „Bei Gott,
Ehrwürd'ger Herr, der duldet keinen Spott;
Der ſtrömt, wie Feu'r!“ — Sie trinken! — „Noch einmal
Und wieder füllt uns den Pokal!
Der Kaiſer lebe!“ — „Wie wir Alle leben!“
Der Prior ſpricht's, trinkt, ſetzt den Becher hin,
Und ſteht dann auf; die Brüder ſteh'n um ihn,
Und ihre Hände zum Gebet ſie heben.

Und von den Gäſten zieh'n
Sie ſich zurück in eine Ecke hin,
Geſchloſſen Mann an Mann, und heben an
Wie Preisgeſang: „Es iſt gethan!
Du haſt, o Herr, die Diener treu erfunden!“
D'rauf ſingen ſie im Chor die Litanei:
„Miſerere domine! Herr ſteh' uns bei!
Nun richte Du, dem wir uns feſt verbunden!“ —

„Was ſoll's? Was iſt's?“ ſo ruft
Der General; „das tönt wie aus der Gruft!“ —
Der Prior d'rauf: „Zur Gruft! Wir wandeln All'
Dahin, eh' unſrer Glocke Hall
Die nächſte Stund' ausruft. Es iſt geſchehen.
Getödtet habt Ihr uns die Freiheit; Wir,
Wir haben Euch getödtet; — wir wie Ihr
Empfinden bald des Todes eiſig Wehen!“

„Wenn nichts vor Tyrannei
Mehr ſchützt, dann ſteht der Tod dem Freien frei;
Wir nahmen ihn, wie er ſich dar uns bot
Als Gottes allerletzt Gebot;
So ſterben wir getreu für Spaniens Ehre!“ —
Die Gäſte ſchwanken, und die Mönche auch;
Die Mönche rufen mit dem letzten Hauch:
„Ihr ſterbet mit uns! Durch uns! Miſerere!“

Darmſtadt.

Flachs.

Von

Luiſe v. Plönnies.

Es hat der Flachs auf's Neue überzogen
Mit leichtem Blau das braune Feld umher;
Es ſpielt der Frühlingswind mit ſeinen Wogen,
Daß leicht ſie wallen wie ein blaues Meer.

Du ſchönes Meer! aus Blüten Deine Wellen,
Geküßt vom Morgen- und vom Abendroth,
Umſtrahlt vom gold'nen Sonnenlicht, dem hellen, —
In Deinem Schooße ſchlummert nicht der Tod!

Du friedlich Meer! Die blauen Wogen ahnen
Nichts von dem Schrecken und dem Todeskampf,
Der auf den weiten Weltenoceanen
Die Opfer faßt im wilden Wellenkampf.

Du Blütenmeer! die ſtillen Wogen heben
Sich wie der See, d'rin ſich der Himmel bricht,
Du biſt ein heiter lächelnd Kind vom Leben,
Den Tod mit ſeinem Grauen kennſt Du nicht. —

Da wallte dicht heran zu meinen Füßen
Des Flachſes Flur, und im Vorüberzieh'n
Schien jede blaue Welle mich zu grüßen,
Und leiſe ſäuſelt's durch die Halme hin.

Die Erſte ſprach: »Auf fernem Oceane,
Umzuckt von Blitzen und von Sturmes Grau'n,
Werd' ich als Segel flattern im Orkane,
Den Tod werd' ich, und ſeine Schrecken ſchau'n.«

Die Zweite ſprach: »Ein milder Loos beſchieden
Iſt mir, entfernt von Grauen und von Weh;
Ein holdes Kind, umhüllt von Schlummerfrieden,
Bedeck' ich ſanft wie weißer Blütenſchnee.«

Die Dritte ſprach: »Ein rauhes Loos gefallen
Iſt mir, ich ſpann' mich aus als Kriegeszelt;
Die Trommeln hör' ich, die Trommeten ſchallen,
Und unter meiner Leinwand ſchläft ein Held.«

Die Vierte ſprach: »Bei'm frohen Siegesmahle
Breit' ich mich aus als glänzender Damaſt;
Es ſchimmern Kerzen, klingen die Pokale,
Mich ſchmückt des Silbers und Kriſtalles Laſt.«

Die Fünfte ſprach: »Gedreht zum ſtarken Seile
Knüpft an das Fenſter vom Gefängnißthurm
Mich der Gefang'ne an in banger Eile,
Und fährt an mir hernieder wie im Sturm.«

Die Sechste ſprach: »Ein Seil durft' ihn erlöſen,
Und doch vom Seil iſt ihm der Tod beſtimmt,
Denn ſchlangengleich umſtricke ich den Böſen,
Wenn bebend er das Hochgericht erklimmt.« —

Da ſeufzt' ich ſchaudernd auf, doch eine klare
Lichtblaue Woge rollt' heran und ſprach:
»Als Spitzenſchleier wall' ich einſt vom Haare
Der ſchönſten Braut an ihrem Hochzeitstag.« —

»Ich walle friſch und Deine Pulſe pochen,«
So ſprach die Siebente im Morgenroth, —
»Bald iſt mein Flachs, und bald Dein Herz gebrochen,
Zu Deinem Leichenhemd webt mich der Tod!« —

Darmſtadt.

Gedichte

von

Dr. L. Diefenbach.

Aus dem Tagebuche eines Wanderers.

I.

Grüßend verlaſſ' ich Dich, freundlicher Garten,
Ohne die fröhliche Zeit zu erwarten,
Die mir den ſelber geſtreueten Samen
Wach rufen ſollte mit Blumennamen.

Einſt mag Euch, Blumen, ein Anderer pflegen:
Sprießet und duftet und glänzt ihm entgegen!
Fächelt mich Zephyr mit duftenden Schwingen.
Denk' ich: Ihr ſendet ihn, Grüße zu bringen.

Will ich gewinnen, ſo muß ich entbehren,
Soll mir die Welt ihre Blüten beſcheren,
Muß ich in kräftigem Flug ſie durcheilen,
Darf mich nicht Willkomm, nicht Abſchied verweilen.

II.

Gewitterwolken ſteigen auf,
Der Sturm beginnt den Geiſterlauf;
Nach banger Stille ohne Regung
Umbrauſt mich lebensvoll Bewegung.
Wohl mir, ich bin ein Lebender,
Mit Wind und Wolken Schwebender!
Derweil Philiſter ſich mit Jammer
Verſtecken in die dumpfe Kammer,
Tret' ich in's weite heilige Haus
Der Elemente frei hinaus.
Im Thale dampfen die Altäre,
Und von des Berges Tempelthurm
Ruft Glockenklang in lautem Sturm,
Zu feiern Gottes Preis und Ehre!

III.

Einſt wollt' ich ſtets gerühret, erregt ſeyn,
Von Luſt und Leides Tauſch bewegt ſeyn,
Und meine kühnen Schritte ſuchten
Bald Bergeshöh'n, bald tiefe Schluchten.

Jetzt ſucht mein Wandern and're Ziele:
Nicht träge Ruh, noch leichte Spiele,
Doch ſich're Raſt auf eb'nem Grunde,
Wo Lebensluft weht, mild-geſunde.

Und jenes göttliche Behagen,
Das nicht in Sturm ſich läßt erjagen,
Worin gewaltige, geheime
Weltſchöpfungskraft erfaßt die Keime,

Daß ſie aus tiefem, dunklen Schooße
Erwachſen zu dem Glanz der Roſe,
Zur ſüßen Frucht an ſchlanken Zweigen,
Die wunderſam ſich klingend neigen.

Da wird ſich eine Welt entfalten
Voll geiſtdurchdrungener Geſtalten,
Und fernher kommt von Sturm und Wogen
Nur leiſer, bebender Hall gezogen.

IV.

Hier muß die Welt zu Ende ſeyn,
Des Traumgott's Zauberland beginnen,
Daraus er in die Welt hinein
Die Träume ſchickt, das holde Sinnen,
Das, halb Empfinden nur, halb Denken,
In aller Welten Mitte ſteht,
Bald ſylphenleicht gen Himmel weht,
Bald liebt, ſich gnomiſch zu verſenken.

Durch dichtes Baumgewölbe bricht,
Indem ein Hauch die Blätter theilet,
Der fernen Welten holdes Licht,
Ein Liebesblick, der auf mir weilet,
Weil meine nächtlichen Gedanken,
Von Lieb' und Licht und Himmel fern,
Im tiefen Erdengrund verſanken;
Nun dünkt mir Erde ſelbſt ein Stern.

Nur ferner Menſchenſtimmen Laut
Dringt in die weltentwöhnten Ohren;
Doch um mich ſchwebt ein Flüſtern traut
Gleich als aus Engelsbruſt geboren,
Wie Liebesgruß aus andern Welten,
Zu denen ſtets mich Heimweh zieht,
Wann aus der Wüſte Wanderzelten
Nach kurzer Raſt mein Fuß entflieht.

Bockenheim.

Das freie Wort.

Von

Karl Scholl.

Aus Felſen bricht die Quelle
Und murmelt ruhig fort.
Die Wahrheit iſt ein Felſen!
Heraus Du freies Wort!

Es ſteigt aus tiefem Grunde
Die Blum' und blühet fort.
Die Wahrheit ruht im Grunde!
Heraus Du freies Wort!

Der Morgenröth' entſtrahlet
Die Sonn' und ſtrahlet fort.
Die Wahrheit iſt ein Morgen!
Heraus Du freies Wort!

Heraus Du herrlich Klingen!
Heraus und klinge fort!
Ha! welch ein heilig Rauſchen!
Heraus Du freies Wort!

Heidelberg.

Lerchen-Lieder.

Von

Adolf Schults.

1.

Am Morgen ging ich über Feld
Den kahlen Wald entlang;
Im Winterſchlaf noch lag die Welt,
Nur eine Lerche ſang.

Das klang ſo friſch, ſo wunderklar
Rings durch den öden Raum!
Ich ſtand, und träumte wunderbar
Den ſchönſten Frühlingstraum.

2.

Hinaus, hinaus
Aus dem engen Haus,
Hinaus in Feld und Wald!
Die Lerche ruft
In der blauen Luft:
„Der Frühling kehret bald!“

Hinab, hinab
In des Buſens Grab,
Des Winters Sorg' und Qual!
Die Lerche ſingt,
Daß es weit erklingt:
„Der Frühling ſteigt zu Thal!“

3.

Die Lerche ſchwingt durch der Wolken Grau
Sich kühn empor in des Aethers Blau.

Da ſieht ſie, wie aus des Himmels Thor
Der junge Frühling tritt hervor.

Drum jubelt ſie hell aus froher Bruſt,
Der Welt zu künden die nahe Luſt.

Elberfeld.

Der halbe Kranz.

Von

J. E. Braun.

Es ſchlingt vor mir ein halber Kranz
Sich um ein liebes Bild;
Und wann der weißen Roſen Glanz,
Und wann das Bild ich ſehe,
Das Aug' von Thränen ſchwillt.

Des Kranzes Hälfte reichbelaubt
Liegt in des Grabes Nacht.
Auf eines Kindes jungem Haupt,
Das früh ſich hat geneiget,
Die weiße Roſe lacht.

Das Bild ſtellt die Verlor'ne dar; —
Der Wangen Roſenduft,
Dieß glänzendſchwarze, wilde Haar,
Dieß tiefe, dunkle Auge
Hat mir geraubt die Gruft.

Und immer, immer ſcheint es mir,
Leiſ' rief' der Kranz mir zu:
„Gott ſchenke bald den Frieden Dir!
Nimm mich, Du müder Knabe,
Bald in des Grabes Ruh'!

„Zur andern Hälfte bring' mich bald,
Sie ſehnet ſich nach mir!“ —
Vom Bild es leis herniederhallt:
„Komm bald, Du müder Knabe,
Ich ſehne mich nach Dir!“

Dillenburg.

Gedichte

von

August Hesse.

I.

Die Waldblume.

Seid gar nicht wie die andern
Im wohlgehegten Beet,
Ihr dunkelfarb'gen Blumen,
Die Ihr im Walde ſteht.

Die ſchönſte von Euch Allen
Iſt meines Herzens Braut;
Ihr neigt Euch, hold verſtummend,
Wenn Ihr ſie habt erſchaut.

Sie blüht im duft'gen Mooſe,
Die ſtille Klausnerin,
Und Waldesſchatten ziehen
Schwermüthig über ſie hin.

Schließt ſie ihr ſchwarzes Auge
Beim Sonnenuntergang,
Dann ſteigt ein Traum hernieder
Und flüſtert leis und lang:

Du lebſt in ſeinem Herzen —
Birgſt ihm Dein Angeſicht,
Du wirſt in Lieb' erſterben,
Er aber weiß es nicht.

Sie blickt ſo ſtill und ſehnend,
Wenn rings die Früh' erwacht,
Im Auge Thau der Thränen,
Geweint im Traum zu Nacht.

2.

Im Frühling 1841.

O, wollt uns nicht ob unſ'rer Jugend ſchmälen,
Wenn wir von Freiheit ſprechen und von Recht!
Muß man das Gute denn nach Jahren zählen,
Und iſt allein die alte Wahrheit ächt?

Nein, ſchaut die jungen Bäumchen in den Forſten,
Die jungen Sträuche in den Wäldern ſchaut,
Wenn auf dem Strom des Winters Decken borſten,
Und Frühlingsahnung in der Bruſt wird laut;

Da ſtrecken ſie zuerſt die kleinen Aeſte
Voll Sehnſucht in die blaue Luft hinein,
Und ſchütteln ab des Winters dürre Reſte
Und hoffen, daß es Frühling werde ſeyn.

Da knospen ſie, und ſollten ſie erſterben
In ihrer Jugend Lenz — ſie achten's nicht;
Der ſchönen Freiheit gilt ihr kühnes Werben,
Der Blüte gilt's im frohen Sonnenlicht.

Indeſſen aber ſteh'n die alten Eichen
Noch kahl und ſchütteln weisheitsvoll ihr Haupt:
„Ihr Thoren! Nicht ſind das des Frühlings Zeichen,
Ihr wartet noch fein klug, wenn Ihr uns glaubt!“

Sie aber grünen fort und blüh'n und ſtreben,
Und — Frühling! — jauchz't es durch die Wälder hin.
Jetzt wagen auch die Alten aufzuleben:
„Nun, dießmal ging Eu'r Vorwitz noch ſo hin.

3.

Heiliger Abend.

Läuten die Glocken das Weihnachtsfeſt ein,
Sitzt in der Kammer das Mägdelein,

Leid auf den Wangen, gelöst das Haar,
Trübſinn im Auge, das einſt ſo klar.

„Glocken, nie tönt Ihr zum bräutlichen Tag,
Weil er die Treu' und das Herz mir brach!“

Strahlet beim Nachbar der Weihnachtsbaum.
„Wie meiner Liebe ſo ſeliger Traum!“

Ranken das Fenſter Eisblümchen zu.
„Kränzlein der Myrthen, verdorrt biſt Du!“

Schallt von der Gaſſe her Chorgeſang klar:
Maria ein Knäblein Euch heute gebar.

Und ihren Buſen durchfährt's wie ein Schwert:
„O, welche Gabe wird mir doch beſcheert!“

Leipzig.

Ständchen.

Von

Theodor Apel.

O könnte doch die Nachtigall
Dir meine Grüße bringen!
Der holden Stimme ſüßer Schall,
Der dürfte wohl allüberall
Zu Deinem Herzen dringen.

Und wär' der Roſe nur ein Mund
Geſchenkt für Liebesklagen:
Dir würde, was ich fühle, kund,
Aus Garten, Berg und Thalesgrund
Entgegen Dir getragen.

So grüßet leiſe meinen Geſang
Dich nur aus weiter Ferne —
Doch ob er Dir zum Herzen drang,
Nicht ohne Spur vorüberklang,
Das wüßt' ich gar zu gerne!

Im Herzen hab' ich's längſt gewußt,
Du biſt mein Glück, mein Leben!
Warum, Du meine ſüße Luſt,
Soll nicht das Herz in Deiner Bruſt,
Mir wieder Liebe geben?

Leipzig.

Leben, Liebe.

Von

Adelheid von Stolterfoth.

O Menſchenleben! einer Wolke Zug
Und eines Sommervogels kurzer Flug.

Ein Harfenklang, ein traurig ſchönes Lied,
Das allzuſchnell in dunkler Nacht entflieht.

O Menſchenliebe! zu der Wolke Zug
Ein Morgenſtrahl, der Weſt zum Vogelflug.

Der ſüße kurze Nachhall zu dem Lied,
Das allzuſchnell in dunkler Nacht entflieht!

Geiſenheim im Rheingau.

Frage.

Von

J. M. Hutterus.

Wie das Herz von ſtillen Blüten träume,
Die zur Frucht zu ziehen es ſich ſehnet,
Eine heil'ge nährt es, d'rin die Keime
Höchſten Glückes ſchlummern, wie es wähnet.

Und ſo mein' ich, wenn die Liederſproſſen,
Die in meiner Bruſt zum Lichte ringen
Alle nun den Blätterkranz erſchloſſen,
Friede würd' es meiner Seele bringen;

Doch wer ſagt mir, ob der Wahn nicht lüge!
Ob, wenn ich mein letztes Lied geſungen,
Und es ewig durch die Seele ſchwinge,
Ob es Frieden dann, was ich errungen?

Münſter.

Meine Nachbarin.

Von

Herwegh.

Wer ſagt mir ihren Namen,
Der ich mein Herz geſchenkt,
Die unter Glas und Rahmen
Mir gegenüber hängt?

Sobald der Tag erſtehet,
Hör' ich ein fern Geſumm,
Und wie im Kreiſe drehet
Sich mir das Herz herum.

Es ſitzt an ihrem Rädchen
Die blonde Nachbarin,
Und zieht die gold'nen Fädchen
Wie ſtille Seufzer hin.

Sie faßt in ihrem Munde
Die weißen Perlen an,
Und hat's ſchon manche Stunde
Mir heimlich angethan.

„Ach! Nachbarin, nur ein Veilchen
Laßt Euren Rocken los!
Sonſt fallen Euch die Veilchen
Gewiß noch in den Schoos.“

Umſonſt — das Köpfchen ſenket
Nur tiefer, tiefer ſich,
Ich glaube gar, es denket,
Und denket nicht an mich.

Die kleine Hand ſpinnt weiter,
Sie ſpinnet hin und her,
Da hör' ich einen Reiter,
Und bald kein Rädchen mehr.

Ab ſchneidet meine Parze
Den Faden und mein Glück;
Der Jäger iſt's, der ſchwarze,
Der Faden wird zum — Strick.*

Zürich.

---

* Dieſes iſt eines von den früheren Jugendgedichten Herwegh's, deren ſich noch einige in den Händen der Redaktion befinden.

Der reiſende Bergmann.

Von

O. H.

Ich bin ein Bergmann; gar wohlgemuth
Zieh' ich durch die große, weite Welt,
Hab' frohen Sinn und leichtes Blut
Und kümm're mich wenig um Gut und Geld;
Mag auch nicht viel unnöthigen Putz,
Mein Kittel bietet der Kälte ſchon Trutz,
Und treulich theilt mit mir Gefahr und Beſchwerde
Mein Knotenſtock, mein Reiſegefährte.

So wandr' ich rüſtig durch Flur und Feld,
Wenn die Sonn' aufſteigt, wenn ſie glühend drückt,
Wenn ſie zürnend hinter die Berge fällt,
Wenn der Sterne Gewimmel den Himmel ſchmückt,
Wenn der Nebel den düſtern Arm ausſtreckt,
Wenn der Froſt die knirſchenden Felder leckt;
Ob Gutes, ob Böſes die Wolken hegen —
Nur immer vorwärts durch Sonn' und Regen.

Es hält mein luſtig, vertrauend Gemüth
Die Furcht ſtets weit von mir entfernt;
Der Gefahr keck der Bergmann in's Auge ſieht,
Er hat's ja von Jugend auf gelernt.
Was and're kümmert, mich kümmert's nicht,
Was and're beſchwert mich nicht anſicht,
So lange mich nur die Füße noch tragen
Kenn' ich nicht Sorgen, nicht Plagen und Klagen. —

Und wo bis an's hohe Firmament
Sein ſtolzes Haupt ein Berg erhebt,
Wo ein gähnender Riß die Felſen trennt
Und tiefe, düſt're Schlünde gräbt,
Wo die weiße Bergwand ernſt und hart
In's freundliche Thal hinunter ſtarrt,
Wo der wüthende Waldbach mit Donnergetöſe
Erboſt enthüllte der Erde Blöße;

Da verweilet entzückt mein prüfender Blick,
Und ſinnend der Schöpfung Wunder ich ſchau',
Und verſuch' zu ergründen der Felſen Geſchick
Und der Erde künſtlich-verwickelten Bau,
Und ſtaune den hohen Meiſter an,
Der ſo köſtliche, große Werke gethan,
Und preiſe mit dankbar' frohem Gemüthe
Den Vater der Welt, den Urquell der Güte. —

Und wo von fern auf hügliger Höh'
Der Halden Züge, die kreuz und quer,
Mit den kleinen, grauen Kauen ich ſeh'
Und der Göpel hellklingende Glöcklein hör',
Da ſchlägt mir das Herz in ſchnellerem Takt
Und inn'rer Jubel mich mächtig packt,
Und als würd' ich gezogen von Liebesbanden,
So eil' ich erfreut zu den alten Bekannten.

Und vertauſche mein luſtig Reiſegewand
Behend mit dem ſchmutzigen Zechenzeug,
Und fahre mit muthiger, ſich'rer Hand
In des Kobold's finſt'res Schattenreich,
Wo das Lämpchen nur ängſtlich die Nacht durchdringt,
Wo das Fäuſtel in ſchrillenden Tönen klingt,
Wo die Räder knarren, die Waſſer brauſen
Und die Tonnen hinauf und herunter' ſauſen;

Wo der Häuer aus ſtarrer Felſenwand
Die reichen, lachenden Erze haut —
Dem drück ich kräftig die harte Hand
Und ruf' ihm Glückauf! recht ſtolz und laut.
Den Bergmann ehrt! Wo der kalte Tod
Aus düſt'rer Umgebung tauſendfach droht,
Da ſteigt er hinab ohn' Furcht und Beben
Und opfert der Menſchheit ſein theures Leben. —

Und wo im Thale, gar lieblich und grün,
Aus hohen Oefen die Flammen zieh'n,
Wo die Herde ſchäumend und praſſelnd glüh'n,
Und ringsum wirbelnde Funken ſprüh'n,
Wo der Hammer in donnernden Schlägen erdröhnt,
Wo der Blasbalg ängſtlich und klagend ſtöhnt,
Wo den Stadeln giftige Wolken entqualmen
Und des Pochwerks Stempel die Erze zermalmen:

Da lenk' ich hinab den wandernden Fuß
Und tret' in die ſchwarzen Hütten ein,
Und freu' mich am feurigen Eiſenfluß,
Der langſam mit hellem, blendendem Schein
Der ſtarren Bruſt des Ofens entquillt
Und gehorſam die künſtlichen Formen füllt,
Und an der Walzen gewalt'gem Bemühen
Die glühenden Ballen in Stangen zu ziehen. —

So wandr' ich mit fröhlichem, leichtem Sinn
Auf die Berge, durch Thäler, durch Wald und Haid'
In aller Herren Ländern hin,
Wo Kunst und Natur mir zu schauen beut!
Und kümmre mich nichts um die Sitte der Welt —
Die Bergmannssitt' all' Orten gefällt,
Denn bei Arm und Reich, in der Näh' und der Ferne
Sieht man den ehrlichen Kittelmann gerne.

Berlin.

Gedichte

von

Auguſt Bürch.

1.

Die wilde Roſe.

Wie lieb ich ſie, die Roſe wild;
Sie klettert hoch an Berges Rand,
Schaut keck der Sonn' in's Angeſicht
Und lacht ob ihrem ſengenden Brand.

Und brauſ't der Sturm und weht der Wind,
Da flattert luſtig ihr grünes Kleid,
Da hebet ſie das Köpfchen wild
Und rothe Blättchen fliegen weit.

Wie lieb' ich Dich, Du braunes Kind,
Du biſt ſo ſchlank und gehſt ſo flink
Und drehſt anmuthig und geſchwind
Den Kopf mit ſcheimiſchen Augenwink.

Da eilst Du hin in Sturm und Duft,
Das Haar das flattert weit und wild;
Kühn hebst das Köpfchen Du; vor Luft
Das Aug' in Thränen überquillt.

Natur durchströmt Dich rein und warm,
Gießt in die Adern frischen Muth;
Du lebst in ihr und sonder Harm,
Und bleibst ihr treu und bist so gut.

Komm her; die wilden Rosen sieh'!
Die flecht' ich in Dein dunkles Haar.
Da sticht ein Dorn mich. Mädchen, wie?
Du lachst ob meinen Leiden gar?

Nun faß' ich Dich — und einen Kuß
Den drück' ich auf den rothen Mund.
Du gibst ihn wieder? Wohl aus Muß?
Halt' ein! Du küßt die Lippen wund.

2.

Fernes Lied.

Das Ruder ist der Hand entsunken;
Die klare Welle wiegt den Kahn;
Ich lieg' und schau' gedankentrunken
Und herzensmüd' den Himmel an.

Ein fernes Lied klingt ſüß und leiſe
Gar heimlich aus den Bergen dort —
Ein Hirt vielleicht zu Liebchens Preiſe,
Am Baum gelehnt, in ſchatt'gem Ort.

Ich lauſch' und ſeh' die blum'gen Matten,
Der Liebenden ſtillſüßes Glück,
Das Lied erhallt in dunklem Schatten
Und tönt in meiner Bruſt zurück.

Aus fernen Zeiten tönt's herüber
Von Luſt und ſel'ger Liebe mir.
Die Lieb' iſt mit der Zeit vorüber,
Doch träum' ich gar zu gern von ihr.

Die dunkle Fluth hat ſich erhoben,
Der Nachen treibt im Sturm; brauſ't, ach,
Und ſtürmt! Nicht fürcht' ich euer Toben;
Der wild'ſte Sturm mein Herz nicht brach.

Weimar.

Drei ältere Gedichte

von

Ferdinand Freiligrath.*

Es ließe ſich alles trefflich ſchlichten,
Könnte man die Sachen zweimal verrichten.
Goethe.

I.

In einer engliſchen Kirche.

(Palmſonntag 1832.)

Dieß iſt der Tag des Herrn!
Da ſchweigt des Marktes Gewühle;
Süß klingen nah und fern
Die hellen Glockenſpiele;
Fromm drängt die Menge ſich
Zu Gottes Heiligthumen,
Es tragen freudiglich
Die Kinder Zweig' und Blumen.

---

* Der Verfaſſer bittet die Entſtehungszeit dieſer Gedichte, die ohne unſere Veranlaſſung vielleicht nie oder doch erſt ſpäter in einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Poeſien im Druck erſchienen wären, nicht unberückſichtigt zu laſſen.
D. R.

O Herr, der Freudentag,
Der heil'ge Tag iſt heute,
An dem man Palmen brach
Und auf den Weg Dir ſtreu'te.
O ſieh', die Erde hat
Gewußt, daß er erſchien:
Sie ſendet Knosp' und Blatt,
Sie prangt im erſten Grün.

Der Bäume Trieb und Schoß
Glänzt duftend allerwegen;
Sie will, was ihr entſproß,
Zu Deinen Füßen legen.
Wie zieht es mich empor!
Wie lockt es mich hinaus!
Ich ſchreite durch Dein Thor,
Du ſtilles Gotteshaus!

Durch einen Garten tret'
Ich ein in Deine Räume;
Die warme Luft durchweht
Das zarte Laub der Bäume.
Von Frühlingswonne voll
Geh' ich zum Tempel ein,
Wo mich erquicken ſoll
Der ew'gen Gnade Schein.

Seid mir viel tauſendmal
Gegrüßt, ihr werthen Hallen!
Willkommen, kleiner Saal,
Wo fromme Hymnen ſchallen!
Willkommen, Sonnenlicht,
Das mild und wunderbar
Durch matte Scheiben bricht,
Vergoldend den Altar!

Die Orgel, voll und laut,
Brauſ't zu des Höchſten Ehre;
In fremder Zunge Laut
Tönt hier des Heilands Lehre.
Doch klingt die Rede ſüß
In meiner Seele nach: —
Iſt nicht die Sprache dieß,
Die Wakefield's Pfarrer ſprach?

O ſtilles Wakefield!
O Paradieſesträume!
Um meine Schläfe ſpielt
Das Weh'n der Himmelsbäume!
Gleichwie ein milder Stern
Mit wunderbarem Schein
Strahlt mir die Huld des Herrn —
Auf, laßt uns Palmen ſtreu'n!

2

In der Nordſee.

(Oktober 1833.)

Die Nordſee! — Gentlemen, ein beſſer Bierhauszeichen
Schuf keines Wirthes Witz für Leute meinesgleichen!
Ein rechtes Schifferſchild! das ſalzigſte am Dock!
God damn! ein Seemann muß in See geb'n! kaum entronnen
Der einen treibt es mich ſchon wieder zu den Tonnen
Der andern! — Jenny, ein Glas Grog!

Auf Euer Wohl, Ihr Herrn! es scheint wohl, daß der kalte
Wind Euch hier ankern ließ! — Wahrhaftig, lauter alte
Bekannte! — Tausendmal willkommen, wilder John!
Nun, sieh' nicht sauer! denkst Du noch der dummen Händel
Zu Basra um den Strauß der Perserin, Lavendel
Und Rosen? grollst Du noch, daß ich ihn trug davon?

Schäm' Dich! — Sieh' langer Tom! — noch immer bei Corbière
Auf dem Miltiades? — wir nannten Dich die Scheere
Zu Smyrna! Nun, nur nicht gleich unwirsch! her die Hand!
Wahrhaftig, sah man Dich mit ausgespreizten Beinen
Im Zwielicht auf dem Mars, so mußte man wohl meinen,
Das große schwarze Ding, das auf dem Flechtwerk stand,

Sei eine Scheere, weit geöffnet! — Ruhig! — Legtest
Du vollends nun, wie Du in Deiner Faulheit pflegtest,
Die Hände auf den Kopf, und zogst die Beine an,
Dann ging sie zu — wie jetzt! — die Arme sind die Oehre!
Bei'm Teufel, immer noch die lange, dürre Scheere!
Willkommen, Scheeren-Tom! — Nun, sei nicht böse, Mann!

Auch Du, mein dicker Dick, Du Liebling der Levante!
In Rhodus sah'n wir uns zuletzt! von Alikante
Kommst Du? wo warst Du sonst, Du Rhodischer Koloß?
Und wo wart Ihr, Tom, John? Am Indus, am Missouri? —
Wo ich gewesen bin? — ich war am Wrack der Fury,
Bootsmann der Victory! ich war mit Kaptän Roß!

Mit Kaptän Roß! — Nun seht! erst kalt und stumm, wie Fische;
Nun schrei'n und jubeln sie! sie springen auf die Tische!
Seehunde, wollt Ihr wohl — seht nur, da fließt mein Grog!
Jenny, ein frisches Glas! wie schön kannst Du kredenzen! —
Ihr ungestümes Volk, die Katze mit neun Schwänzen
Verdient Ihr! Damn me! all' gehört Ihr an den Fock!

Ihr tobt ja, daß das Haus den Einsturz droht! so schallte
Ja Coventgarden kaum, als gestern Nacht der Alte
(Ich meine Kaptän Roß!) in seine Loge trat!
Nun ja, ich war mit Roß! was braucht ihr da zu wüthen?
Was ist es denn, daß wir im Eise festgeriethen,
Und daß die Victory, ich glaube siebzig Grad

Nordbreite, trotz des Dampf's in ihren schwarzen Kesseln,
Nicht eben victoriös ihr Räderpaar in Fesseln
Vom Eise schlagen ließ? was will es sagen, daß
Die Mannschaft sie verließ, und sich, mit Proviante
Bepackt, zu Lande durch den Schnee zur Fury wandte,
Die noch seit — wann doch war's? — als Wrack im Eise saß?

Die Karte von der Wand! — Hier, bei der Prinz-Regenten-
Einfahrt! — was ist es denn, daß wir, gleich wilden Enten,
Drei Sommer wateten im Wasser und im Schnee,
Drei Winter fasteten, wie abgeschnitt'ne Truppen,
Und auf der Fury schlecht kalfaterten Schaluppen
Uns endlich wagten in die losgethaute See?

Daß uns der Odem weiß, als Reif, ging aus dem Munde;
Daß wir durch schwimmendes Treibeis von Sund zu Sunde
Uns schleudern ließen bis zur Insel Leopold;
Daß wir der Heimath Strand nie mehr zu schauen wähnten;
Daß zitternd auf dem Schnee des Zuges Kranke stöhnten;
Daß alte Segel, steif gefroren, aufgerollt,

Ihr Kissen waren; daß — nun was will Alles sagen?
God damn! Ihr fahrt ja selbst! wer wird denn nicht verschlagen?
Was schreit Ihr denn, wie kaum im Schauspielhaus John Bull,
Das wasserscheue Thier? — Wir sind ja nun zur Stelle!
Des Alten altes Schiff, die treue Isabelle,
Nahm rettend uns an Bord, und ließ am Quai von Hull

Uns landen! — Leid nur ist's mir um die Takelage
Der armen Victory? — Und die Nordwestpassage?
Still, Bursche! stichelt nicht, und sucht sie selber! — Pah!
Besteht sie, werden sie die Briten, allen Winden
Und allem Eis zum Trotz, nach Jahr und Tag schon finden! —
Grog, Jenny! Bursche, trinkt! und: Rule Britannia!

3.

Im Herbst.

(1835.)

Und wieder ist es Herbst! — entblättert steh'n die Bäume;
Dem dürren Laube gleich, verwehen meine Träume;
Aus Norden braus't es hohl!
Es zieh'n die Kraniche nach wärm'rer Meere Borden;
Erschrocken fahr' ich auf! ja, es ist Herbst geworden — —
So war's auch Sommer wohl?

Und wieder ist es Herbst; — die alten Thürme trauern;
Befeuchtet hat der Hauch des Nebels ihre Mauern
Und ihrer Dächer Blei.
Der Nordwind rüttelt sie, die Wetterfahnen klirren;
Um die verwitternden sieht man die Dohle schwirren
Mit winterlichem Schrei.

Und wieder ist es Herbst; — der Sommer ist vergangen;
Umsäuselt hat das Weh'n des Lenzes meine Wangen —
Ich hab' es nicht gewußt!
Auf's Neue ließ ein Jahr ich ungenossen fliehen;
Und, ach! ich merk' es erst, da jetzo sein Verziehen
Mir schauert durch die Brust.

Und wo denn wieder war's, daß träumeriſch indeſſen
Die Monden ich verpaßt; daß ich den Lenz vergeſſen,
Und Seufzer eingethan? —
Durchirrt hab' ich den Sand, ein Quell- und Schattenſpürer;
Ich watete durch Blut; die Sonne war mein Führer,
Mein Roß der Ocean.

Ich ſah der Wüſte Brand und ihrer Körner Dürſten;
Verſprengt von ihrer Schaar ſah' ich Nomadenfürſten:
Am Boden lag ihr Pferd.
Sie ſchau'ten grimmig aus nach einer Karavane;
An ihrem prächt'gen Gurt hing wimmernd die Sultane,
Nachſchleifend wie ein Schwert.

Zur Fehde zog ich aus mit Rittern und Baronen;
Den Flamberg in der Fauſt erſtürmt' ich Mauerkronen —
Gewieher und Geſchnauf!
Die Leitern legt' ich an, ich klomm hinan die Scharten,
Ich pflanzte blutbeſpritzt die flatternden Standarten
Auf Feindesleichen auf.

Schlachtbanner, ſchwärzliche, zerſchoſſ'ne, ſah' ich fliegen;
Erſchlag'ne Krieger ſtarr am Boden ſah' ich liegen,
Mit blut'gem Angeſicht.
Es neigten Jungfrau'n ſich hernieder zu den Todten —
Ach, ob ſie Becher auch den kalten Lippen boten,
Sie weckten Jene nicht!

Und Flotten ſah' ich zieh'n mit weißen Segelſchwingen;
Ich ſah' ſie rüſten ſich zum Kampf; ich ſah' ſie ringen,
Entmaſtet und entmarst.
Ich ſah' ſie bäumen ſich, geſchaukelt auf dem Rachen
Des alten Oceans; — ich ſah' es, wie mit Krachen
Ein Admiralſchiff barſt.

Von hoher Berge Stirn schaut' ich nach zweien Landen; —
Tief unten, wo der Schlucht bereifte Tannen standen,
Ein bunter Maulthierzug!
Ich sah' auf ihrem Haupt die weiß' und rothe Feder; —
Voran ein brausend Paar von Zeltern, deren jeder
Ein schwärzlich Mädchen trug!

Zigeuner waren es! — Geklirr von Tambourinen!
Sie zogen über's Joch des Berges in die grünen
Jenseit'gen Thalesau'n!
Den Schwalben gleicht dieß Volk; es flieht des Winters Grenze;
Es sucht im Herbst ein Land, auf welches ew'ge Lenze
Vom Himmel niederthau'n!

Die Lenze sah' ich wohl! Doch den, der mich umgeben,
Ich ließ ihn achtlos flieh'n! Ich träumte, statt zu leben!
Die Schwalben sammeln sich!
Ja, wieder ist es Herbst; er klirrt um meine Klause;
Er rüttelt mich: Wach' auf! kehr' ein im eig'nen Hause!
Du Sinnender, besinne Dich!

Darmstadt.

Aeltere Lieder

von

Herwegh.*)

---

*

Sieh', die Blumen welken so zufrieden
Traf sie nur ein Sonnenstrahlenblick,
Täuschten nicht die Stunden die sie blühten,
Um des Nachruhms sonnenloses Glück,

Meine Lieder sollen ewig leben,
Leben sollen sie in Aller Mund —
Ach! kann die Unsterblichkeit mir geben
Was mein Lieb in einer einz'gen Stund?

Daß von mir doch keine Zeile bliebe
Und kein Wort von meinem schwarzen Leid,
Und ich hätte Deine heiße Liebe
Und umschlänge Deine Sterblichkeit!

---

* Aus den Jugendgedichten, die der Redaktion schon früher übergeben wurden.

*

Ich folgte ſtille jedem Deiner Tritte,
Die leichten Spuren Deiner Schwebeſchritte,
Die Du dem weichen Sande eingedrückt,
Sie alle, alle habe ich erblickt.

Ich konnte den Gedanken nicht vertreiben,
Ob Deine Füße nicht Gedichte ſchreiben;
Ich überſah die Spuren, irrt' mich nicht,
Da ſtand ein brennend heißes Liebgedicht.

*

Alle Menſchen haben Augen
Und die meiſten können ſeh'n,
Alle Menſchen haben Füße
Und die meiſten können geh'n.

Wozu wär'ſt Du eine Göttin,
Liebteſt Du ein Menſchenkind,
Da ja Göttinnen und Götter
Allen Menſchen gnädig ſind?

Wozu haben ſie die Augen,
Als um ſtets nach Dir zu ſeh'n?
Wozu haben ſie die Füße,
Als um ſtets zu Dir zu geh'n?

Eine Bitte nur vor Andern
Gib mir, ſüße Göttin, frei!
Schenkſt Du Einem zween Küſſe,
O ſo ſchenk' mir immer drei.

*

In kühler Laube fanden
Am Abend wir uns ein,
Und tranken miteinander
Den ſüßen rothen Wein.

Es leuchtete Dein Antlitz
In Deinen Wein hinein;
Du ſchlürfteſt Dein eigen Antlitz
Und konnteſt nüchtern ſeyn?

Es brannten Deine Augen
Hinein in meinen Wein;
Wie war es anders möglich?
Ich mußte trunken ſeyn.

*

Geht nun auch dieſe Liebe,
Wie jede andre, aus?
Und halten wieder Geſpenſter
In Deinen Liedern Haus?

Fragt nicht, wohin meine Liebe
Sich aus den Liedern begab!
Es fallen Sterne vom Himmel
Und Niemand kennt ihr Grab.

Zürich.

Der Anſiedler.

Von

Robert Haſe.

Weit erſtreckt durch ſtille Räume
Sich des Urwald's ernſtes Prangen,
Tauſendjähr'ge Rieſenbäume
Bergen Vögelbrut und Schlangen.

Hoch im Wind und Sonnenlichte
Regen ſich die Wipfel, funkeln;
Unter Blätterhülle dichte
Strecken ſich die Stämm' im Dunkeln;

Um die ſtarken ranken, ſchwingen
Regellos ſich wilde Sträuche;
Feſte Wurzelarme dringen
In der Erde tiefſte Reiche.

Zu des Waldes heil'gem Düſter
Hat kein Strahl ſich noch verloren:
Dieſes Rauſchen, dieß Geflüſter
Drang zu keines Menſchen Ohren.

Horch, da ſchallt es wie von Tritten.
Sieh'! Mit Säg' und Axt verſehen,
Kommt ein Siedler hergeſchritten,
Bleibt am Waldesrande ſtehen.

Holz zum Brennen und zum Bauen
Des Getreides ſucht er Felder,
Schaut und wählt, wo durch zu hauen
Am bequemſten ſind die Wälder.

Und vor Allem durch der dichten
Struppichten Geſträuche Stellen
Will er eine Bahn ſich lichten.
Er erhebt das Beil zum Fällen.

Da gewaltig in den Zweigen
Rauſcht es, alle Blätter beben,
Und den Büſchen, welche weichen,
Sieht ein Mädchen er entſchweben.

Grün Gewand umrauſcht der Glieder
Bau, den edelſchönen, ſchlanken,
Braune Locken fallen nieder,
Blätter um die Stirn' ſich ranken.

In des blauen Auges Blicke
Sieht er sanften Vorwurf blinken,
Tritt vor der Gestalt zurücke,
Läßt die Axt zu Boden sinken. —

Und sie spricht mit süßem Tone:
„Kehr' zurück, o Fremdling, kehre!
Dieses stillen Waldes schone,
Diesen Wald mir nicht versehre!

Seine Königin vor Deinen
Augen, mit der Blätterkrone
Siehst Du bittend hier erscheinen. —
Hab' im Wald die grünen Throne.

Seine Zauber, seine Fülle,
Seine stets erneuten Säfte,
Seine tiefe Schauerstille
Wirken meines Hauches Kräfte.

Doch der Menschen Thun und Streben
Hier in meinem Reich' zu hindern,
Ist mir nicht die Macht gegeben.
Gram bin ich den Menschenkindern;

Gram dem lärmend tollen Rennen,
Und dem rastlos regen Geize. —
Was sie Kunst und Gleichmaß nennen,
Scheuchet meine schönsten Reize.

Da, wo ihre Wagen ſauſen,
Wo ſich ihre Räder drehen,
Wo Maſchinen dampfend brauſen,
Muß mein Zauber ſchnell vergehen.

Drum des Waldes, Fremdling, ſchone!
Sollſt den ſchönſten Dank empfahen;
Zeigen will ich Dir zum Lohne,
Was noch Keines Augen ſahen.

Will mit Dir in dieſer Bäume
Fernſtes Schauerdüſter gehen,
Sollſt der dunkeln, ſtillen Räume
Tief geheimes Walten ſehen.

Was die Blütenaugen blicken,
Was die Blätter tief empfinden,
Die wohllüſtig regſam nicken,
Will ich Deinem Geiſt verkünden.

Will Dich in die Wipfel tragen,
Und Dein Ohr ſoll dort erlauſchen,
Was ſie lispeln, was ſie ſagen,
Wenn geheimnißvoll ſie rauſchen.

Will Dir zeigen, was ſich reget
In dem Gras, und ſchwirrt und kriechet,
Was an Wurzeln ſich beweget,
Was die Blätterwelt durchfliegt, —

Und die Schaaren, welche wühlen
Emſig an der Bäume Rinden:
Ihr Dir unbekanntes Fühlen
Sollſt Du ſchauernd mitempfinden.

Wenn nun endlos mannigfaltig
Lebenswonnen Dich durchdringen,
Leih' ich Kraft Dir, daß gewaltig
Nicht des Herzens Saiten ſpringen.« —

Und ſie ſchweiget. — Unentſchloſſen
Steht der Siedler eine Weile
Wie in Brüten hingegoſſen,
Doch er bückt ſich dann zum Beile. —

Hurtig das Geſträuche fällt' er,
Siehet dann die Göttin eilen;
Und es rauſchet durch die Wälder,
Wie ein dumpfes banges Heulen.

Weimar.

Ein Wiederſehen,

von

Ludwig Auguſt Frankl.

Die Nacht iſt ſchwarz und Sterne nur erhellen
Die ſturmgejagte, flücht'ge Wolkenjagd,
Es ſchwankt ein Schiff auf finſtern Meereswellen
Unſicher hin, geſpenſterhaft beflaggt
Und ſchweigend löst ein Boot ſich ab vom Kiele,
Die Eile drängt's, die ruderfert'ge Magd.
Drei Stunden Zeit! und muß zum fernen Ziele
Und muß zurück vom Lande wieder ſeyn.
Ha wie das fliegt auf ſchwanker Waſſerdiele!
D'rin ſitzt ein Mann und ſchneller als der Schein
Des Blitzes, als der Gang der Wogen
Fliegt ſeine Sehnſucht in die Nacht hinein,
Dem Strande zu, dem räthſelhaften Bogen,
Der ein Gebirge in der Ferne ragt
Von Wind und Nacht und Seegetos umflogen.
Dort hat das Licht des Lebens ihm getagt,
Dort ſteht die Hütte Felſenüberhangen,
Aus der's den wilden Knaben einſt gejagt;
Und unbekümmert um der Eltern Bangen,
Um all ihr Weh', wenn plötzlich er verſchwand,
Iſt heimlich er als Kind zu Schiff gegangen,

Das flüchtig weilend Waſſer nahm am Strand.
Der kleine Abenteurer zog von dannen,
Es trug ihn weithin fremd und unbekannt,
Bis zwiſchen ihm ſich weite Meere ſpannen
Und ſeiner Heimath ſtill verlaſſ'nem Port;
Nur einen Kummer kann er nicht verbannen,
Jagt's ihn auch lange, lange Jahre fort.
Schon floh die Jugend ihm vom Angeſichte,
Die blüh'nde Phantaſie iſt ihm verdorrt,
In Furchen lesbar gibt ſich die Geſchichte
Vom Kampf des Lebens ſchon im Antlitz kund.
Es ruht mit furchtbar laſtendem Gewichte
Gram um die Eltern in des Herzens Grund.
Perlt Wein vor ihm, ſo ſind's der Mutter Zähren,
Es tönt um ſie, ſpricht wo ein Glockenmund,
Wenn ſich im Sturm die Meereswogen wehren,
Der weiße Giſch't zeigt ihm des Vaters Haar.
Und will er in die Heimath wiederkehren,
Ein rächendes Geſchick wehrt's immerdar.
Ihm aber war des Ruhmes Glanzweg offen,
Ein Tapf'rer ragt er in der Krieger Schaar,
Kein beſſ'rer Offizier ward je getroffen
Im mächt'gen Flottenwald der neuen Welt.
Schon hört er auf ein Wiederſeh'n zu hoffen,
Hofft nur auf jenes über'm Sternenzelt.
Da ſenden eine Flottenmacht die Staaten,
Auf einem Schiffe mit iſt unſer Held,
Das ſturmgepeitſcht an Spaniens Strand gerathen;
Da fliegt durch ſeine Bruſt ein Freudenſtrahl
Und als den Lohn von hundert tapfern Thaten
Verlangt er Urlaub von dem Admiral.
Der hört das ſeltſame Geſchick des Braven,
Ihm mehrt es raſch der Herzensſchläge Zahl.
„Es ſei; doch mach' ich Dich zum Ehrenſklaven,
Ein Boot iſt Dein, und Dein drei Stunden Zeit —
Dann komm! ſonſt bleibſt Du ehrlos dort im Hafen,

Und ich, ich büße meine Menſchlichkeit.“
„„Ich komme!““ und ſchon theilt ein Boot die Fluthen,
Schon fliegt's ein Pfeil vom Bogen, ſehnſuchtsweit,
Phosphoriſch zieht ein Weg von weißen Gluten
Dem Boote nach, die Welle, ruderbang
Trägt's heulend weiter wie gepeitſcht von Ruthen.
Wie iſt nun ihm, der mit das Ruder ſchwang?
Wer liebte nicht ein theures Elternleben,
Wer war nicht einſt getrennt von Liebe bang?
Die Wonnen, die uns da das Herz durchbeben,
Denkt ſie verzehnfacht, fühlt ſie tauſendfach,
Dann wird auch ahnungsvoll vorüberſchweben,
Wie das Gefühl in ſeinem Herzen ſprach.
Sie landen jetzt; er ſpringt heraus im Porte,
Von ferne dunkel winkt der Eltern Dach —
Das Boot zum Fluge lenkten ſeine Worte
Und noch zu langſam ſchien der Ruder Gang,
Was hält er plötzlich an der Hüttenpforte,
Was macht den Stürmer vor dem Eintritt bang?
Ihn überkommt's ſo weh mit Einemmale;
„Sie fuhren gramgebeugt zur Grube lang
Geh' hin und ſuche ſie im Todtenthale!“
Und zögernd tritt er ein und drinnen ruht
Auf hartem Pfühl beim matten Lampenſtrahl
Sein Elternpaar, umwogt von Schlummers Fluth
Und ſchweigend kniet er zu der Eltern Füßen
Und zitternd fehlt zu wecken ſie der Muth.
Die langentbehrten, theuern Züge grüßen
Ihn gramdurchfurcht mit ſtummer Vorwurfsmacht;
Ein Anblick iſt's für ihn, um abzubüßen
Die ſchwerſte That, die je ein Menſch vollbracht.
Aufſchlagen ſie die Augen plötzlich Beide,
Seh'n ſtarr den Fremdling an in reicher Pracht,
Dem Sterne blitzen auf dem Purpurkleide,
Ein tiefes Staunen hält ſie regungslos,
Er aber kniet im ſeelentiefen Leide,

Die Thräne ſpricht auf ſeiner Wange bloß,
Er ringt im tiefſten Schmerz nach einem Tone,
Bis er ſich ſchluchzend von dem Mund ergoß:
„Verzeih't ihr Armen! dem verlornen Sohne!“
Stumm aber ſehen ſie die Erſcheinung an,
Wie Menſchen, die betäubt von Schlummersmohne
Da liegen, ſtarr die Augen aufgethan —
Und draußen tönt der Ruf jetzt der Matroſen,
Ihm ſtirbt das Herz, er ringet ſich hinan,
Sie küſſend, folgt er dem erbarmungsloſen
Mahnenden Ruf — er wankt in's Boot hinein,
Erſt als die Wogen brauſend ihn umtoſen
Kehrt das Bewußtſeyn in dem Buſen ein.
Das Boot mit Wind und Wogen um die Wett'
Fliegt durch die Nacht, es reißt aus Phosphorſchein,
Die's noch dem Ufer eint, die gold'ne Kette,
Es ſchleift ſie nach und Boot und Funkenpracht,
Als ob der Abgrund ſie verſchlungen hätte,
Verſchwindet wie ein Menſchenglück in Nacht! —
Am Morgen aber auf dem harten Pfühle
Sind die verwaisten Eltern aufgewacht.
Die Mutter, mit herzinnigem Gefühle
Erzählt dem Gatten was ihr Nachts geträumt
Und wie ſie ſprachlos glücklich im Gewühle
Der ſeligſten Empfindungen geſäumt!
Der Gatte hört mit Staunen an die Kunde,
Er hielt für Wahrheit, was auch ihm geträumt.
Und ſie umarmen ſich mit ſtummem Munde,
Dann ſpricht die Mutter weinend vor ſich hin:
„Den wir beklagen ſtarb wohl erſt zur Stunde,
Als er im Traum ſo glänzend uns erſchien.“
Sie ſprachen niemals mehr von ihrem Sohne
Und freuten ſtill ſich auf den Tod, um ihn
Zu finden einſt vor Gottes Gnadenthrone!

Wien.

Gedichte

von

Theodor Reichmann.

I.

Auf dem Joche des Groß-Glockners.

Welch wunderbarer Blick! —
Die scharfgezeichneten Riesengesichter der Alpen
Starren empor zu mir auf der schwindelnden Höhe; —
Ihre schroffe Welt baroker Gestalten tanzt um mich
Gleich einem ungeheuerlichen Traume. —

O! welche Welt erstehr in meiner Brust! —
So groß, so wahr, so lebenswarm! —
O! wärest Du um mich, Du, die ich liebe
Und sähest jene karaktervollen Formen
Und schautest mir hinein in's tiefe, stille Auge —
Du verständest mich! —

Der Nachthimmel hat seinen dunkelblauen Flügel
Mit den süßen Goldfunken hingespannt
Ueber das Schneeweiß der kecken Felsmassen
Wie einen tiefen, sinnenden Gedanken. —

In dem Gedanken blitzen auch elektrische Funken,
Die suchen eine nachdenkliche, stillleuchtende Seele
Als liebes Ziel ihrer namenlosen Sehnsucht. —

Unter mir hauchen die Thäler ihren Nebelduft empor
Wie Opferdampf vom Altare des Höchsten.
Der Dampf steigt empor zu den Gestirnen
Und höher als die Sterne
Und legt sich andächtig um Gottes Thron
Wie ein verschleiertes Räthsel,
Keinem erkennbar, nur Ihm. —
Wer, wer versteht eines Menschenherzens Opfer,
Wenn nicht er es versteht? —

Kennst Du, Geliebte, ein Schöneres noch,
Als einen Alpenfels im Glanz jungfräulichen Schnee's
In den schwarzen Nachthimmel tauchend
Und auf seinem Haupte die dunkle Krone
Mit den tausend glühenden Lichtern? —
Kennst Du, Geliebte, ein Schöneres noch,
Als eine reine Seele — von Allen verlassen —
Aber in reinem Kindesglauben hinaufringend
Zum Vater, der ihr des Lebens Krone beut?

Das Morgenroth brennt herauf im Osten. —
Seine rothe Fahne trägt es mir schmeichelnd entgegen
Und senkt sie vor mir
Und färbt den weißen Sammtteppich zu meinem Fuß
Zu einem purpurnen Gedichte,
D'rauf ich schwebe im süßem Wohllustbeben.
Goldgesäumtes Gewölk hüllt mich ein
Wie in ein anmuthiges Mährchen,
Daß ich festiglich glaube,
Ich sei ein verzauberter König des Ostens; —

Und die Morgenlüfte lispeln ihren Silbergeſang
Gleich Boten einer ſegenſpendenden, huldigen Fee. —
Da geht die Sonne auf — und ich ſchaue tief in ſie
Und lange — und viele, viele Sonnen glänzen
Vor dem trunkenen Auge und leuchten in die Seele
So herzerhebend und herzdemüthigend! —
Und ich breite meinen Arm aus
Und ſinke zu Boden —
Und das iſt mein Morgengebet. —

2.

Gebet des Naturgeiſtes.

In erſchütternden Gebeten ringt der Geiſt der Natur
Vor Gott nach Rettung, nach Frieden —
Hört ihr ſeine Sprache? —
Die zerſtörenden Stürme ſind ſeine Sprache
Und des Erdbebens dumpfer, ingrimmiger Donner. —
Seine Schrift iſt der Blitz, wenn er das Gewölk durchflattert
Und die rothe Flamme in den Kronen der Wälder weckt —
Seine Thräne iſt das tiefe wunderſame Meer —
Und dem unendlichen Schmerze, den er birgt in ſeiner Bruſt.
Ihm hat er Geſtalt gegeben
In ſeinem reichſten, ärmſten Kinde,
Dem gebeugten, leidenden Menſchen. —

Noch knie't er verhüllten Antlitzes vor dem himmliſchen Thron
Und die Stimme ſeiner inbrünſtigen Klage

Schallt durch die Seelen alles Geschaffenen, —
Wird ihm Errettung und Heil? —
Wann vergibt ihm Gott, oder verwirft ihn? —
Aber Du hörst nur einen schweren, schweren Seufzer. —

Göttingen.

Blumenmährchen.

Von

J. M. Hutterus.

Der Vollmond blickt ſo träumeriſch
Aus Wolkenhüllen durch Nebeldunſt,
Gar heimlich flüſtert's im Gebüſch,
Mit lauen Wellen wogt die Luft.

In weißem, wehenden Nachtgewand
Ein Mägdlein huſcht durch den Garten ſacht —
Eine Wunderblum' aus Morgenland
Die ſoll erblüh'n in dieſer Nacht.

Wo dicht am grünen Hag allein
Das Kind der fremden Zone ſteht,
Da kniet nieder das Mägdelein,
So andachtsvoll wie zum Gebet.

Auf dornbewehrtem Stengel wiegt
Die Knospe ſich im Winde leis,
Und durch die grüne Hülle bricht
Ein Schimmer, wie das Mondlicht weiß.

Von Unten auf ein Zittern fährt
Durch Stengel jetzt und Krone hin,
Gen Oſten leiſe der Kelch ſich kehrt
Und heller glüh'n die Flammen drin.

Die Hände preſſend an die Bruſt,
Daß nicht ihr Odem gar ſo laut,
Die Jungfrau mit verhaltner Luſt
Das reizende Gebilde ſchaut.

Ihr Auge lüſtern zieht den Glanz,
Den ſüßen Duft die Lippe ein,
Verſunken und verloren ganz
Iſt ſie in Duft und Glanz und Schein.

Da ſchießet rauſchend zur Höhe jach
Des Kelches glüh'nder Blätterflor
Und ſieh! ein ſchimmernd Säulendach
Ragt in die blaue Luft empor.

Und in der Mitten ſprüht und loht
Ein Flammenquell mit farbigem Schein,
D'rum ſchlingen, duftig wie Morgenroth,
Den Reigen ſieben Jüngferlein.

Und Eines aus der Runde ſpringt,
Das bietet lachend der Maid die Hand,
Und um die ängſtlich Fliehende ſchlingt
Die Loſe behend' ein luſtig Band.

Fort reißet, wild, wie vom Sturm gefaßt,
Der Reigen ſie, fort über Wieſen grün,
Durch Luft und Wolken in wilder Haſt,
Bis die ſchwindelnden Sinne ſie niederzieh'n.

In der Morgenfrühe der Gärtnersmann
Die ſchlummernde Maid am Boden fand,
Die ſchaut ihn, erwachend, gar ſeltſam an,
Die Wangen bleich wie ihr Nachtgewand.

Und dieſe Wangen, drauf gethront
Ehdem des Morgens Purpurlicht
Sind bleich geblieben, wie wenn der Mond
Ihr ewig ſchimmr' in's Angeſicht.

Und ſo man ſie ruft bei Namen laut,
Da fährt ſie auf wie aus tiefem Traum,
Und wer ihr lang' in's Auge ſchaut
Erwehrt ſich eines Schwindels kaum.

Münſter.

Gedichte

von

J. E. Braun.

1.

Auf dem Rheine.

Es war ſo ſtill, ſo linde die Nacht,
Es zog der Kahn durch den Rhein ſo ſacht,
Das Ruder, nur leis in die Fluth geſenkt,
Zog Furchen, vom Mondlicht ſilbergetränkt.

Ich lehnte das Haupt in Deinen Schooß,
Die Träume der Liebe zogen wir groß;
Sie wölbten ſich, ein funkelnder Dom,
Ueber den ſchweigenden, mächtigen Strom.

Und lächelnd ſprachſt Du: „So muß es ſeyn!
Wie der Kahn vertrauensvoll an den Rhein,
Das Leben ſüß an das Leben geſchmiegt,
Ein Seyn von dem andern traulich gewiegt.“

Da ſcherzt' ich auch: „Nur nicht ſo ſchnell,
Es zieht zu dem Meere des Rheines Well',
Leichtſinnig ſchwimmt der Kahn mit fort,
Kommt nimmer wohl zu dem alten Ort.

„Da treiben die Wogen ihn hin und her,
Er findet den Freund, den Rhein, nicht mehr;
Unendlich fluthet der Ocean
Und kreuzet mit Klippen die täuſchende Bahn.“

Ich warf's nur hin. — Ich dacht' nicht dran,
Es könnt' auch einſt die Erfüllung nah'n;
Jetzt denk' ich erſt an den ſcherzenden Spruch, —
Mein Auge hat nicht Thränen genug.

Wohl ſtrömet Dein Leben mild und hehr; —
Ich irre ruhelos auf dem Meer,
Die Klippen drohen, — mein Hort, mein Stern,
Mein ſchützender Strom, ſo fern, ſo fern! —

2.

Ihr Haus.

Still liegt das Haus am Waldeshang,
Die koſenden Winde ſchlafen all',
Es ſingt allein die Nachtigall
Beglückter Liebe heißen Dank.
Der Ruhe Geiſt zieht ſtill einher,
Auch in ihr Stübchen ſchreitet er.
Sie ruhet in des Schlummers Schooß,
Sie träumt ſo ſüß — und nicht von mir; —
Und ich allein, was irr' ich hier
So ſchlummerlos, ſo ruhelos? —

* * *

Wenn vom Gelage, wüſt und matt,
Ich nächtig kehr' nach Haus,
So ſuch' ich nicht die Lagerſtatt,

Ein Fenſter ſuch' ich aus,
Zu ſehen, ob mein Liebchen
Noch Licht im Stübchen hat.

Mild glänzt ihr Haus aus klarer Nacht
Da drüben über'm Bach,
Der Mond als Hüter drüber wacht,
Der Mond iſt für ſie wach
Und trägt auf Silberſtrahlen
Die Träume in's Gemach.

Sie ſchläft, ſie ſchläft, — kein Lämpchen glüht,
O ſchlafe ſüß, mein Kind,
Du leichter Traum, der vor ihr blüht,
O ſei ihr hold geſinnt!
Trag' ſie zur fernen Heimath
Auf Deinen Flügeln lind!

Wie ein Gebet, ſo weht's und webt
Durch meines Buſens Schrein,
Wann der Gedanke zu Dir bebt,
Mein Kind, ſo ſüß und rein; —
Vielleicht gedenkſt Du ſchützend
Im frommen Traume mein?

Und was ich in des Tages Licht
Auch fehlte und verbrach,
Es ſinkt zurück, ich fühl' es nicht,
Kein Wehelon klingt nach,
Wann ich zu Dir hinüber
Mein Nachtgebete ſprach. —

Dillenburg.

In der Verbannung.

Von

J. Gegenbaur.

Wann einſam trauert mein Gemüthe
In freudenloſen trüben Stunden,
Wann welk auch jede Hoffnungsblüte,
Die ich in's Leben mir gewunden,
Dann denk ich noch, was mir geblieben
Vom Strome, ſo vorbeigetrieben.

Mein Auge ſchaut dann voller Zähren
In's tiefbewegte Meer der Zeiten,
Das iſt ein endlos wildes Gähren,
Ein Brauſen rings, ein heißes Streiten,
Daß ich vom Kampf der Elemente
Betäubt zurück in's Herz mich wende.

Da taucht Geliebte mir Dein Bildniß
Im Herzen auf, das ewig reine,
Wie wenn ſich durch des Waldes Wildniß
Die Sonne bricht im Farbenſcheine,
Und heißer glühen meine Wangen,
Weil mir Dein Bildniß aufgegangen.

So lauſcht aus finſt'rer Wolkenſtirne
Des blauen Himmels friedlich Auge,
So blüht auf hoher Alpenfirne
Die Roſe bei des Frühlings Hauche,
Wie Du mir da in trüben Stunden
Mit Balſam heileſt meine Wunden.

Und mit dem Bilde kommt auch wieder
Die Luſt und Freude in das Leben,
Das Herz vergißt die trüben Lieder,
Die bleichen Schatten, ſie verſchweben,
Der Frieden weht die frohen Sänge
Mir in die Bruſt wie Glockenklänge.

Caſſel.

Gedichte

von

† †

1.

Laſſe ſchnell vorüberſchweben
All die dunklen Wolkenſchatten
Und ſodann das Auge ruhig
Schweifen über grüne Matten.

Stürm' und Wetter ſind des Frühlings
Nimmermüde Kampfesſchaaren,
Wenn er läßt die raſchen Blitze
Auf des Winters Stirne fahren.

Und ſie halten Wacht am Thore
Gegen den bezwung'nen Alten,
Daß der junge Gott ſein Eden
Könne neu und ſchön geſtalten.

Und er greift zum Saitenſpiele,
Und er legt die Lanze nieder,
Und die Weſen all bezaubernd,
Jauchzt er räthſelhafte Lieder.

Um den Reigenführer jubeln
Sänger rings in Wald und Lüften,
Und berauſchend eint der wilde
Chor ſich mit den ſüßen Düften.

Aus der Erde jung und heiter
Schauen bunte Blumenaugen
Und ſie möchten ganz des Gottes
Warme Blicke in ſich ſaugen.

Da iſt Freude, da iſt Leben,
Und der Puls der Mutter Erde
Pocht ſo mächtig, da ſie ſelig
Sieht der Kinder große Heerde.

Aber was die Vögel ſingen?
Aber was die Blumen blühen?
Aber was die Lüfte ſchmeicheln?
Und warum die Herzen glühen? —

Von der gold'nen Wunderblume
Geht im weiten Land die Sage,
Daß geheimnißvolle Kräfte
Sie in ihrem Kelche trage.

Wem ſie ſitzt am warmen Buſen,
Dem iſt ſchnell der Blick geneſen,
Und er kann die Schrift des Gottes
Auf der Blütenkrone leſen.

Dann der Nachtigallen Klänge
Sieht er und der Lerche Lieder
Gleich verſchlung'nen Engeln ſchweben
In den Lüften auf und nieder.

Nur der Menſch mit frommem Herzen
Findet ſie in guten Stunden,
Und den Faden Ariadnes
Hat er dann in ihr gefunden.

2.

Um den Stamm wie rechtes Leben
Rankt der Epheu grüne Zweige,
Und er deckt mit falſchem Schmuck die
Ausgefogne Baumesleiche.

Frühling wird es unterm Baſte,
Strömt das Leben auf zur Krone,
Und die Knospen all zerſprengend
Baut es blüh'nde Liebesthrone.

Du Umſchlung'ner, ſtets Geſchmückter
Brich das Band mit kräft'gem Rucke!
Ach der immergrüne Mörder
Braucht Dein Leben auf zum Schmucke.

Deine Augen ſind geſchloſſen
Oder blöd die Lebensmüden. —
Alſo ſah ich manche Stämme
Wandernd nördlich und im Süden.

3.

Lieder gibt's wie Blütenblätter, welche flattern von den Bäumen:
Laßt die Locken Euch beſtreuen, laßt Euch ſchmücken ohne Säumen.

Keinen Dank für meine Lieder
Laß Dir nur im Auge leſen,
Daß darob einmal Du wieder
Innerlich erfreut geweſen.

Sind's ja nur die gold'nen Stäbe,
Seelenglocken anzuſchlagen,
Sind's ja Stützen nur der Rebe
Weinend, blühend ſie zu tragen,

Wölkchen ſind's die auf und nieder
Nächtlich um die Wieſe ſchleichen,
Und als Thau ſich morgens wieder
Sehnend auf die Blumen neigen.

Flammen fahren auf im Dunkeln,
Und die Morgenroſen glühen,
Prächtig muß die Fläche funkeln
Wenn die erſten Strahlen ſprühen.

And're Lieder prägt der Wille
Mit dem Stempel mit dem Hammer,
Aber dieſe wachſen ſtille
Wie die Perl' in kühler Kammer.

Wenn ſie nun durch Deine Flechten
Auf die Schnur gereiht ſich winden
Willſt Du darum mit mir rechten,
Werd' ich auch wohl Gründe finden.

Und Du ſollſt mir denn vor allen
Dingen erſt noch dieſes ſagen,
Warum denn die Nachtigallen
Nur in laub'gen Bäumen ſchlagen?

Warum nahe bei den Firnen
Alpenröslein Zweige regen?
Und warum auf theure Stirnen
Gerne wir die Hände legen?

4.

O neige, neige
Zu mir das Ohr
Und all das Rauſchen
Des Tages ſchweige!
Du ſollſt belauſchen
Geheimer Geiſter
Getheilten Chor.

Da drinnen hauſet
Im Herzen er,
Dort wo der Bronnen
Des Lebens brauſet:
Von Schmerz und Wonnen
Tönt ſein zwieſpält'ger
Geſang daher.

Zu Häuptern oben
Strahlt rein und mild,
Vom weißen Schleier
Des Lichts umwoben
In ſtiller Feier
Als Sonnenſcheibe
Dein liebes Bild.

Auf blankem Stahle
Vereint die Glut
Die Geiſterbande
Zu ſcharfem Strahle
Und in dem Brande
Des Flammenſpiegels
Kocht alles Blut.

Die Wogen ſchäumen,
Vor dieſem Drang
Entlang den Betten
In fernen Räumen
Sich zu erretten
Und ſie begleitet
Der Chorgeſang.

„O glühe, glühe
Im Körper fort!
Nach allen Enden
Glutſchmerzen ſprühe!
Wer will es wenden?
Er ſoll verbrennen
Auf Geiſterwort.“

Ein and'rer Haufe
Beginnt darauf:
„Du ſollſt erdulden
Die Feuertaufe:
Durch unſre Hulden
Steigt aus den Flammen
Ein Phönix auf.“

Haſt Du verſtanden
Den Geiſterſpuk?
Es ſind die alten
Dir ſchon bekannten
Schickſalsgeſtalten
Die Dir bereiten
Den Liederſchmuck.

5.

Wohl iſt das Menſchenherz ein Gotteshaus,
Sobald die Liebe drinnen eingezogen,
Feſt ſteht es da trotz Stürmen, Blitz und Wogen
Die Orgel übertönt das Weltgebraus.

Es wölbt die Kuppel weit und hoch ſich aus,
Bis ſie erreicht des Himmels ew'gen Bogen;
Die Sterne, die entfernt, vereinzelt flogen
Als Lichter ſchmücken ſie das hohe Haus.

O rechte Liebe muß die Welt umſchlingen
Und Schweſter muß ſie jede Blume nennen,
Die Sonne rufen an das Bruderherz.

Zum Thron der hohen Mutter wird ſie dringen
Und wenn dort ihre reinen Opfer brennen
Verklärt ſie ſelbſt den tiefſten Seelenſchmerz.

An Sie.

Von

Wilhelm Fecht.

Dir hat Natur, mein Kind, ſo viel gegeben,
Dir hat Natur, mein Kind, ſo viel geſchenkt!
Sie goß in's blaue Aug Dir tiefes Leben;
Du darfſt mit Stolz die lange Wimper heben,
Und zeigen was die reine Seele denkt.

Sie hauchte Roſen Dir auf zarte Wangen,
Die bei des Herzens Pochen höher glüh'n;
Sie hat mit glänzend blonden Flechtenſchlangen,
Das ſchöne Haupt Dir üppig reich umhangen
Und ſtreute Schnee auf Deine Schulter hin.

So ſtehſt Du da, ein Bild aus Maientagen.
Ich ſteh' vor Dir, und ſchaue auf Dich hin,
Und muß mich ſelbſt in meinem Liede fragen:
Darfſt Du dem Kinde ſo viel Schönes ſagen,
Und frevelſt nicht an dem beſcheidenen Sinn?

Ich ſage ja! Weil Dir Natur beſchieden,
Den richt'gen Sinn, Dich richtig zu verſteh'n,
Weil Du das Lob, das Dir die Menſchen bieten,
Dem Lobe gleichſtellſt, das ſie ſonſt hienieden,
Der Roſe ſpenden, die ſie Knospen ſeh'n. —

Kork.

Zwei Gedichte von Felicia Hemans.

Von

J. F.

1.

Abſchiedsworte.

Laß mich, o laß mich! — denn an Alles hier
Bannſt Du mit ſüßem Zauber mich zurück;
Du machſt die Welt zu reizend, ach! und mir
Das Sterben allzuſchwer! — Nicht dieſen Blick! —
Laß mich in Frieden zieh'n!

Laß mich! denn Deines Fußes leiſer Schall
Und Deines weh'nden Haares lichter Schein
Weckt die Gefühle mir im Buſen all'
Von Lieb' und Tod — drum laß, laß mich allein!
O, heiß' dieß Kämpfen flieh'n!

Ich hör' Dich flüſtern, und mein Aug' iſt feucht;
In Todeswehen zuckt mein liebend Herz.
Die Ruhe flieht, und die Ergebung weicht —
Du lenkſt mein Denken ſelbſt noch erdenwärts;
Geliebter, darf es ſeyn?

Dein trauernd Auge mahnt mich, ach! zu ſehr
An unſ'rer Tage Frühling, der dahin!
An den Verkehr mit Wolken, Berg und Meer —
O nimm dieß ſchöne Bild von meinem Sinn!
Du, meine Welt allein!

Schließ aus von meinem Bett das Sonnenlicht,
Der Biene Summen, des Jasmines Duft!
Daß nicht der Vögel Sang durch's Dunkel bricht!
Er ſpricht von Dir, von Lieb' und Sommerluft
Zu viel — und Tod iſt hier! —

Schallt unſ'res Bornes luſtig Rieſeln jetzt
Am Fuß der alten Buche noch hervor?
Ob ihren Kelch die Lilie drin noch netzt?
Wohin, Gedanken, von des Grabes Thor
Lockt ihr die Seele mir?

O könnt' von Deinem Auge rein und hell
Ich Muth mir trinken, wie ich oft gethan!
Jetzt kann ich's nicht! — ich ſaug' an dieſem Quell
Ein Meer von Liebe und von ſüßem Wahn
Der alle Kraft mir bricht!

Laß mich! Du lenkſt von Gott das Herz mir ab!
Laß mich! daß betend ich hinüber geh!
— Wir liebten uns ſo ſehr und nun — das Grab! —
— O komm zurück! Dein Scheiden weckt mein Weh!
O bleib! o laß mich nicht! —

2.

Todeslied einer Indianerin.

„Ich kann
„Nicht leben, Mutter, mit gebrochnem Herzen.“
Braut von Meſſina.
„Laß mein Kind nicht ein Mädchen ſeyn, denn
traurig iſt das Loos des Weibes.“
Die Prärie.

Auf einem Strom, fern in des Weſtens Wäldern
Durch ſeiner Schatten Dunkel dringend, ſchoß
Ein leichtes Boot: entſetzlich war die Haſt
Der ſchwachen Barke, die gleich wie ein Blatt
Vom Hauch des Sturms hinabgetragen ward,
Wo dunſt'ger Schaum den Waſſerfall umſtäubte.
Doch in ihm, ſtolz und furchtlos, ganz allein, —
Nur daß ein Kind an ihrem Buſen ſchlief —
Hoch ſtand ein Weib: auf ihrer Stirne ſaß
Seltſame Luſt — und im Triumphe ſchier
Entwallt' ihr ſchwarzes Haar. Sie drückt' ihr Kind
In ſeinem Schlummer an ihr klopfend Herz,
Und dann erhob ſie ihre ſüße Stimme,
Die ſtolz und wild aus dem Getös der Fluthen
Empor ſich ſchwang: — es war ihr Todeslied.

O rolle hin zum Geiſterland, du Strom ſo ſtolz und groß!
Der Ströme Vater Du, roll' hin! birg uns in Deinem Schooß!
Der Vogel, den der Sturm gelähmt, ſucht Ruh im Sonnenſchein,
Und die Hindin, die der Pfeil verletzt, entflieht zum Balſamhain.

Roll' hin! denn meines Kriegers Luſt iſt jetzt ihr Angeſicht,
Aus ſeiner Seele ſchwand mein Bild — ſo ſchwindet Mondenlicht;
Nicht mehr beſchleicht mein Schatten ihn, mein Flüſtern ihn im Traum,
Er brach das Schilf — o rolle ſchnell — hoch ſpritzen laß den Schaum!

Die Stimme einer andern Zeit iſt ihm ein fremder Gaſt,
Doch mir ertönt ſie wie Muſik und läßt mir keine Raſt;
Sie ſingt ein leis und traurig Lied von Freuden, die vorbei;
Ich kann nicht leben ohne Licht — roll' hin und mach' mich frei!

Vermißt er nicht den frohen Tritt der ihm entgegen ſprang?
Die Liebe, die wie Sonnenſchein in unſ're Hütte drang?
Die Tiſch und Lager ihm gedeckt, vermißt er nicht die Hand?
Er mißt ſie nicht — Du ſchwarzer Strom, roll' in ein beſſer Land!

Ein ſel'ger Brunnen ſprudelt dort, ein Brunnen tief und hell:
Vielleicht daß all' mein Herzeleid hinwegſpült dieſer Quell;
Ein ſanfter Wind in jenem Land weht allen Kummer fort,
Den Gram bei Tag, den Gram bei Nacht — o wären wir ſchon dort!

Und Du mein Kind, geboren zwar, gleich mir, zu Frauenſchmerz,
O lächle nur, o ſpiele nur, nicht welken ſoll Dein Herz!
Du biſt zu ſchön, Du biſt zu ſüß — in Liebe zu vergeh'n —
Ich rette Dich Du junges Reh, aus aller Stürme Weh'n!

Hin zu den Lauben, lichtumſtrahlt, wo man kein Weinen hört,
Wo nie, wer hart und liebloſ iſt, den ſüßen Schlaf uns ſtört;
Und wo die Seele neu erwacht in friſchem Jugendmuth, —
Ein Augenblick und wir ſind dort! roll' hin Du dunkle Fluth!

Die Empfindung.

Von

Selig Heymann.

Fragt mich nicht, warum nur Dinge
Einer Außenwelt ich ſinge;
Warum einer innern Welt
Himmliſch leuchtende Gebilde
Nicht, gleich einem Strahlenſchilde,
Euch mein Sang vor Augen ſtellt!

Wenn des Lebens Glanzgeſtalten
Sich in bunter Pracht entfalten,
Vor dem wonnetrunk'nen Blick:
Wie zu Luſt und Freud' und Frommen
Ich ſie in mir aufgenommen,
Geb' ich treulich ſie zurück.

Doch des Herzens ſüße Spiele,
Seine ſeligſten Gefühle,
Die, in unnennbarer Luſt,
Mit Entzücken und mit Gluten
Hoher Wonne mich durchfluten,
Freudig ſchwellend meine Bruſt:

Die in Worten Euch zu ſingen
Würde nimmer mir gelingen,
Wo die Sprache mir entfleucht;
Ach, es lebt in mir zu innig,
Iſt zu heilig, iſt zu ſinnig,
Als daß es mein Wort erreicht!

An des Geiſtes Rieſenſchwunge,
Da erlahmet meine Zunge,
Wie erhaben ſie auch ſpricht;
Will mein tieferes Empfinden
Ich mit Worten laut verkünden,
Sing' ich die Empfindung nicht.

Meines Herzens freudig Schlagen
Kann es Euch beredter ſagen,
Was mir tief im Innern lebt;
Meine ſtill verklärten Blicke
Spiegeln heller es zurücke,
Was mir froh die Bruſt durchbebt.

Iſt mir's doch, als ob das freie
Wort die Seligkeit entweihe;
Nimmer werde ſo ſie kund!
Ruhe ſie in Herzens Gründen,
Denn das ſeligſte Empfinden
Schließt mir immerdar den Mund.

Goch bei Cleve.

Sonette

von

Deeg.

I.

Es wollte wiederum ein warmes Brüten
Befruchtend weiche Liederkeime ſpalten,
Es wollten wieder zärtliche Geſtalten
Wie Kinder neckend werfen ſich mit Blüten.

Ich fühlte, wie die alten Flammen prühten,
Wie mich umflochten himmliſche Gewalten
Um feſt an Roſenketten mich zu halten,
Die ſchön und ſchmeichelnd um den Nacken glühten.

Da trat einher auf meinen Blumen allen
Ein früher Reif im glitzernden Gewande;
Und einen Schmerzeslaut hört' ich erſchallen.

Als welk hinfielen jene ſüßen Bande,
Als eine Stimme rief: Du biſt verfallen
Der ſtolzen Freiheit und dem Vaterlande!

II.

Der wird ein Hoher durch das Leben gehen,
Der ſtolz dem Menſchen ſtets den Rücken wendet,
Der ſeine heiße Liebe nur verſchwendet
An das Geſchlecht, für mächtige Ideen.

Und der ein Glücklicher bei andern ſtehen,
Der leicht genießt, was ihm die Stunde ſendet,
Der wünſchend keinen Tag beginnt und endet,
Der vorwärts mag und rückwärts nimmer ſehen.

Denn vor den Füßen liegt das Glück alleine,
Dort mag es raſch, wer immer will erfaſſen,
Doch muß er denn ſich auch zur Erde bücken.

Doch weſſen Blick ſich ſtärkt am Sonnenſcheine,
Der ſoll das Niedre blödern Augen laſſen,
Auch iſt geſchmeidig nicht ſein ſtolzer Rücken.

III.

Ein helles Klingen war in allen Räumen,
Ein farbig Blühen war auf allen Fluren,
Ein Sehnen war in jeglichen Naturen,
In allen Augen war ein selig Träumen.

Und nirgends Rast dennoch und nirgends Säumen,
Ein Jauchzen war, wenn ihre blum'gen Spuren
Eintretend Strahlen durcheinander fuhren,
Und Lust und Glühn und mächtig Ueberschäumen.

Das war das Pfingstfest der Natur im Lenze,
Das war des Liebesgottes Offenbarung.
Und ach, verwelkt sind nun die frischen Kränze,
Dem Mund entzogen ist die Himmelsnahrung! —

Du aber lasse jetzt die Früchte reifen
Und wolle nicht in's Rad der Zeiten greifen.

IV.

Willſt Du hinauf mit einem fluggewohnten,
Breitſchwing'gen Adler ſonnenwärts Dich heben,
So darfſt Du nicht vor kalter Luft erbeben,
Denn Firnen warens ſtets, wo Adler thronten.

Er zählt ſich immer zu den reich Belohnten,
Sobald ihn hellſte Strahlen licht umgeben,
Blitz tragend will er durch die Wetter ſchweben,
Und Dir genügts, wenn ſie Dein Haupt verſchonten.

Drum prüfe ja zuerſt, wie ſtark die Schwingen,
Bedenke, welche Kraft Dir ſei von Nöthen,
Damit nicht Deines Flügels Sehnen ſpringen,

Damit des Muthes Augen nicht erblöden:
Es möchte ſonſt der Liebesgrimm ihn zwingen
Nachſtoßend, wenn Du ſinkeſt, Dich zu tödten.

Heidelberg.

Judith.

Von

Adolph Dörr.

Die ganze Nacht ertönt Geſang
In der Aſſyrer Lager wieder;
Es künden Judas Untergang
Der Götzendiener fremde Lieder.
Und in dem Zelt des Feldherrn prächtig
Gelehnt an ſeinen ſtolzen Leib
Siehſt Du beim Schein der Lampe nächtig
Ein ſchönes, bleiches Judenweib.

Er ſchläft; allein die Jüdin wacht
Und hört der Feinde Sang mit Grauſen
Von Judas Fall, in tiefer Nacht,
Wie ferne Meereswellen brauſen.

Die Lampe ſtreuet glühen Flimmer
Im todesſtillen Friedenszelt;
Da wird von einer Thräne Schimmer
Die Blume ihrer Wang' erhellt.

Und ſie erhebt vom Pfühle heiß
Sacht den Cypreſſenbaum der Glieder.
Noch einmal im Gebete leis
Kniet ſie vor Adonai nieder.
Wie eine Taub' im Köſchk gefangen,
Deß Kuppel ſie als Demant ziert,
Nach ihres Neſtes Duft in Bangen
Die bunten Flügel regend girrt.

Und ſieh! als ihr Gebet vollbracht
War auch der Feinde Sang verklungen;
Schon wehet Morgenkühl'; es tagt
Und Aſſurs Heer liegt ſchlafbezwungen.
Noch einen Blick, ein Räthſel dunkelnd,
Zum Schläfer, der bekränzet liegt!
Dann greift ſie nach dem Schwert, das funkelnd
Sich eine Schlang' in Blumen wiegt.

Und wie ein Edelfalke ſchnell
Am Himmel flattert, blinkt die Wehre.
Ein kurzes Schreien tönet gell; —
Dann war es ſtumm wie über'm Meere.
Auf ſeinen Lippen zuckten Laute
Vom Sieg, vom ſchönen Sklavenweib;
Jetzt durch des Zeltes Eingang graute
Der Tag ob einem Todtenleib.

Es war ein hoher Siegestag,
Juda kam mit Posaunenschalle,
Der Feinde Schild und Speer zerbrach
Wie Spreu vor'm Wind in Fall' und Schwalle.
Und als sich still gesenkt der Abend,
Die Sonn' als Rose sich verlor,
Da wallten von den Bergen labend
Zum Herrn der Opfer Düft' empor.

Darmstadt.

Ohnmächtige Träume.

Von

Moritz Graf Strachwitz.

Könnt ich mein inn'res Feuer dämpfen
Mit Strömen von dem eig'nen Blut,
Könnt ich Dich ritterlich erkämpfen,
Dann wäre doppelt hoch mein Muth,
Wie wollt' ich dann den Nacken heben
Und rufen keck und trotziglich:
Jetzt biſt Du mein geliebtes Leben,
Mein, denn ich blutete für Dich!

Ich ſchreite durch die öde Halle,
Dumpf an der Wölbung rauſcht mein Tritt;
Kommt mir herauf ihr Geiſter Alle
Und Eure Schwerter bringt auch mit,

Zerbrecht die Särge, sprengt die Quadern,
Und tretet vor mich hoch und stark,
Die Kampflust braust in meinen Adern
Und auch in mir ist Rittermark.

Da seid ihr schon, mit wilder Flamme
Zuckt durch's Visir das Auge klar,
Vom goldbekrönten Helmeskamme
Da rauscht des Adlers Schwingenpaar;
Es strahlt der Leib in Silberschuppen,
Vom Sporn zur Schulter reicht das Schwert,
Gold prahlt und Scharlach auf den Kroupen,
Die blanke Stange beißt das Pferd.

Schwingt Euch hinan, entrollt die Banner,
Erhebt den Schlachtruf, stoßt in's Horn,
Ihr Leichtbewehrten, Bogenspanner!
Schwärmt lustig an der Spitze vorn!
Ballt Reiterfähnlein euch zusammen,
Reiht Schild an Schild und Speer an Speer,
Laßt Panzer dicht an Panzer flammen,
Und sprengt ein ehr'ner Keil daher!

Ha drauf und dran, die Lanzen splittern
Laut durch das Treffen kracht der Stoß,
Nun zieht das Schwert und laßt's gewittern
Und auf die Helme hämmert los!
Hier wälzt sich zuckend Roß und Reiter,
Hier steigt ein Arm, die Schiene klafft,
Eindringt das Schwert und schlitzt sie weiter
Und zischend spritzt der Lebenssaft.

Hier haut die Art vom Panzer Spähne,
Hier küßt ein ſtolzer Helm den Sand,
Hier ſinkt ein Haupt beräubt zur Mähne
Und von den Zügeln läßt die Hand;
Hier fährt ein Pfeil durch's Helmesgitter,
Hier raſſelt kunſtrecht Hieb auf Hieb,
Hier unter'm Hufe ſtirbt ein Ritter,
Sein letzter Seufzer iſt: mein Lieb!

Ha Schwerterleuchten, Helmbuſchwehen,
Ha Kampfesnacht und Siegestag,
Ich darf euch nur im Traume ſehen,
Wie oft ich euch beſchwören mag!
Ihr ſpottet mein, ihr todten Hünen,
Toll nennt mich die vernünft'ge Welt,
Kein Ritterſchlag iſt zu verdienen,
Da wo zum Ritter ſchlägt das Geld.

Du aber Herrin lächelſt wieder;
Ich bin ja Dein auch ohne Streit,
Das eben iſt's, das ſchlägt mich nieder,
Und hebt mich doch zur ſelben Zeit;
Nichts gibt's, daß ich mich nicht erkühnte
Und wär's der ſchnellſte Tod für mich,
Weil ich Dich gerne ganz verdiente
Deßwegen ſtürb' ich gern für Dich.

Peterwitz in Schleſien.

Leichte Lieder

von

Freimund Pfeiffer.*

1.

Was kümmert's Dich.

Ob Du beſtehſt, ob Du vergehſt?
Kind, laß Dein leidig Sorgen!
Mit Bücherweisheit morde nicht
Den Lenzesſabbathmorgen.

Ob Sokrates das Wahre fand,
Ob Fichte, Hegel, Spieker ...
Was kümmern Dich, was kümmern mich
Die Aner und die Iker.

Glaub gern, daß einſt ein guter Stern
Dein flatternd Seelchen frage!
Glaub gern, daß als ein ſchuldlos Reh
Dein Mädchenherz einſt ſchlage!

Es quält ſich nicht der Schmetterling,
Ob ihn der Spatz verſchmauſe.
Er ſchwärmt und jubiliert getroſt
In Gottes Sonnenhauſe.

---

* Der talentvolle junge Dichter iſt vor Kurzem geſtorben.

Hinaus, hinaus, die Erde dampft!
Natur, laß Dich umfaſſen!
Komm Mädchen, laß den todten Wuſt
Geſchrumpften Stubenſaſſen.

2.

Lach und Lebe.

Lach und lebe, liebes Mädchen,
Eh' der Herbſt die Roſen bricht.
Kurz ſpinnt Lacheſis die Fädchen
Und von Mitleid weiß ſie nicht.

Keuſche Lilien ſtehn auf's Neue
Auf in ihrer alten Pracht,
Und mit jedem jungen Maie
Kehrt die ſel'ge Lenzesnacht.

Nachtigallen flöten wieder,
Wie vordem Süküht! Süküht!
Und es horchen auf die Lieder
Roſenkelche luſtdurchglüht.

Aber harr' in jedem Maie,
Schüttle jeden Blütenbaum,
Nimmer haſcheſt Du auf's Neue
Deinen leichten Mädchentraum.

Ein Millionär.

Von

J. Pirazzi.

Wer iſt wohl der, der dort in dem Pallaſte,
Dem hochgebauten, ſchön verzierten wohnt?
Ich wüßte nicht für wen es anders paßte
Als einen König, welcher ſtolz hier thront.
Durch Corridore wogt's im dichten Schwarme,
Geſchäftig rennen Diener hin und her;
Hier wäre Raum genug für hundert Arme,
Doch wohnt nur Einer hier — ein Millionär.

Wie ſtolz die reichgeſchirrten Rappen fliegen,
Scheu weicht die Menge ihrem eil'gen Schritt
Und als ſie eben um die Ecke biegen
Ihr ſcharfer Huf ein zartes Kind zertritt.

Wie wird die Mutter um den Liebling klagen,
Gibts einen Schmerz für sie, der herber wär'?
Jetzt steigt ein Mann höchst gnädig aus dem Wagen
Und bietet Gold zur Sühn' — ein Millionär.

Seht Jenen mit der blassen, hagern Wange,
Der so gebückt hin durch die Straßen schleicht;
Sein Blick, unheimlich-lauernd, gleich der Schlange,
Das Kleid verschossen und das Haar gebleicht.
Glaubt ihr, daß ihn vielleicht der Mangel drücke,
Der Armuth Sorge beuge ihn so sehr?
O nein, er treibt den Wucher stets mit Glücke
Und leiht auf Pfänder aus — ein Millionär.

Ein Anderer versammelt viele Gäste
Bei einem leckern Mahl, bei Spiel und Tanz;
Seit Wochen schon bereitet er zum Feste
Sich würdig vor mit nie gesehnem Glanz,
Er spendet reichen Ueberfluß an Gaben,
Die feinsten Schüsseln, ein Champagner-Meer,
Wohl tausend Hungernde könnt man hier laben,
Allein sie ladet nicht — ein Millionär.

Nach Hofe fährt im prächt'gen Gallawagen
Ein Herr, der sich wohl sehr verdient gemacht,
Denn viele Orden sieht man ihn ja tragen
Und mehrfach ist sein Wappen angebracht.
Weiht' er dem Vaterland die Kraft der Jugend?
Errang er Lorbern auf dem Feld der Ehr?
Ist es ein Weiser? Schmückt ihn Bürger-Tugend?
Von Allem nichts, er ist — ein Millionär.

Wer sind die Leute dort in jenen Hallen,
Die so geschäftig auf und nieder geh'n?
Verworren tönet ihrer Rede Schallen
Und was sie wollen kann man kaum versteh'n.
Warum so ängstlich und gespannt die Mienen?
Ist Menschenwohl ihr Zweck und ihr Verkehr?
Ach nein; Verdienst ist hier nur — zu verdienen
Des Strebens höchstes Ziel — ein Millionär.

Ein schweres Unglück ist in's Land gekommen
Durch die Verheerung einer Wasserfluth,
Sie hat im wilden Tosen mitgenommen
Das Obdach vieler und ihr Hab und Gut;
Von nah und ferne sieht man Hülfe spenden,
Der Arme selbst gibt gern sein Scherflein her,
Doch pranget unter hohen Subscribenten
Mit fünfzig Thalern auch — ein Millionär.

Der Lenz erwacht mit seinen tausend Blüten,
Verbreitet Lust und Wonne allerwärts,
Sein milder Hauch erquickt und labt den Müden
Und sanfte Regung füllt das Menschenherz,
Nur Einen kann sein Zauber nicht erreichen,
Er bleibet ungerührt und liebeleer;
Die Stimme der Natur spricht nicht zum Reichen,
Für sie ist taub und stumpf — ein Millionär.

Schaut dort die hellerleuchteten Gemächer,
Woraus ein Lichtmeer Euch entgegenblitzt
Und jene Dame mit dem gold'nen Fächer,
Die auf der weichen Ottomane sitzt!

Sie schmückt ein Diadem von Edelsteinen
Vom reinsten Feuer; ihr Gemahl ist Pär;
Wie viele Thränen, welche Wittwen weinen,
Könnt er nicht trocknen — er — ein Millionär!

Hascht gierig nur nach Gold und nach Genusse,
Häuft Schätze auf, fröhnt nimmersattem Geiz,
Schwelgt üppig fort in Eurem Ueberflusse
Und opfert Edleres dem Sinnenreiz;
Bleibt fühllos bei der Brüder Schmerz und Klagen
Und gebt der Menschenliebe kein Gehör;
Einst wird ein Richter, wer ihr wart, wohl fragen,
Dann saget schreckensbleich — ein Millionär.

Offenbach a. M.

Ballade vom alten Polen.

Von

Adolph Schults.

„Wohin am Wanderſtabe
Du bärtiger Alter, ſprich?
Tritt in mein Haus und labe
Mit einem Trunke Dich!
Das iſt kein Wetter zum Reiſen —
In Deinem Barte dem greiſen
Verirren die Flocken ſich!“

Er tritt herein zur Stube,
Er ſetzt ſich auf die Bank;
Des Wirthes flinker Bube
Kredenzt ihm den dunkeln Trank.
Der Gaſt ſpricht: „was Du geboten
Iſt recht für mich — nur rothen
Trink ich all' mein Leben lang!“

Hinunterſtürzt er ſchnelle
Des Weines dunkle Fluth,
Stillmurmelnd: „Warſchaus Wälle
Tranken edles Polenblut!“
Er leert gar oft den Becher —
Wie funkeln dem alten Zecher
Die Augen in wildem Muth!

Die Gäſte ſchauen von ferne
Verwundert dem Alten zu;
Wohl Mancher frág' ihn gerne:
Weß' Weges kameſt Du?
Sie möchten ſein Schickſal hören,
Doch wagt ihn keiner zu ſtören,
Sie gönnen ihm gern die Ruh.

Nun greift er wieder zum Stabe
Und leiſe zum Wirth er ſpricht:
„Hab' Dank für Deine Labe!
Vergelten kann ich ſie nicht.
Von einem Lande zum andern
Muß ohne Weilen ich wandern
Bis endlich mein Stab zerbricht.“

„Und wann der Tag gekommen,
Wenn dieſer Stab zerbrach:
Dann wird hinweggenommen
Von meinem Volk die Schmach.
Dann brechen die eiſernen Bande,
Dann rächen wir blutig die Schande
Drin Polen begraben lag!“

D'rauf wendet er ſich zum Gehen,
Dem Walde ſchreitet er zu;
Der Wirth bleibt ſinnend ſtehen
Und läßt ihn zieh'n in Ruh.
Er blickt ihm nach noch lange
Und murmelt: „Mir iſt bange
Dein Stab iſt ſtärker als Du!“

Elberfeld.

Gedichte

von

Ph. H. Welcker.

1.

Der Dei von Tunis.

Noch wimmern Sklaven im Chriſtenreich
Gebückt und bleich;
Und dennoch ſchlafen die Herren ſo weich.
Es dulden Sklaven Jahrhunderte ſchon
Der Unterdrücker Gewalt und Hohn,
Der Peitſche Streich. —
O armer Sklave, Du Unglücksſohn!

Die Chriſtuslehre, die mild umfängt,
Hat nicht geſprengt
Die Kette, die noch die Sklaven zwängt.
Nicht hat ſie gelöst im Völkerbuch
Den alten menſchenmordenden Fluch,
Noch jetzt verhängt
Von mitleidloſem Despotenſpruch.

Wer iſt es aber, der lächelnd thront
Und menſchlich ſchont
Da drüben, wo blitzt der halbe Mond?

Wo's „Allah!“ nur tönet fern und nah,
Wer ſitzt mit gekrümmtem Säbel da,
Bewundert, belohnt,
Am Berbern-Strande von Afrika?

Hoch lebe von Tunis der edle Dei!
Der brach entzwei
Das ſchreckliche Joch der Sklaverei;
Der Mohammedaner erkannte die Schmach
In ſeinem Gebiete, der Maure ſprach
Die Sklaven frei.
Beſchämte Chriſten, o ahmt ihm nach!

Noch wimmern Sklaven im Chriſtenreich
Gebückt und bleich;
Und dennoch ſchlafen die Herren ſo weich.
Es dulden Sklaven Jahrhunderte ſchon
Der Unterdrücker Gewalt und Hohn,
Der Peitſche Streich. —
O armer Sklave, Du Unglücksſohn!

2.

Abend und Morgen.

„Ein Abend ohne — Morgen!“
Was folget nach, du Schreckenswort?
Gewölk, voll ſchwarzer Sorgen?
Ein Abend ohne Morgen!
Ein Nachtſchiff nur zum Schlafen,
Und niemals hier ein Licht am Bord?
Ein todter Hafen,
Ein trübes Hier, und ach, kein Dort?

„Ein Morgen ohne — Abend!
Endloſer Tag hinab, hinan,
Nur reine Geiſter labend?
Ein Morgen ohne Abend
In niegeſchloßner Ferne!
Wo leg' ich meinen Nachen an
Auf offner Sterne
Stets lichterfülltem Ocean?

„Ein Abend und — ein Morgen!“
Sei Du indeß mein Hoffnungswort
Im Heimathland der Sorgen:
Ein Abend und — ein Morgen!
Ein Nachtſchiff hier zum Schlafen
Mit einem ſchönen Licht am Bord,
Ein Friedenshafen,
Ein dunkles Hier, ein helles Dort!

3.

Der Abend.

Drüben ſchwebt, ein rother Adler,
An der Berge langem Zug
Noch der Abend! Sieh er wendet
Nach dem Meere ſeinen Flug.

Gern ins Dunkel wallt ſein Flügel,
Bleibt die Sonne doch ihm hold;
Und er ſchläft dort auf dem Meere
Bei des Tages letztem Gold.

Hoffnungsmuthig, traumumwoben,
Grüßt er endlich ſchlummerſchwer
Noch ein Mal das ew'ge, große:
Heil'ge, dunkelblaue Meer.

4.

Die Aue der Kindheit.

Ihr Wieſen all', an Wieſen ſtill gereiht,
Mit warmem Sonnenſchimmer weit und breit,
Ihr Morgenthale meiner Kinderzeit!

Geliebte Flur, die mütterlich mich trug,
Wie wallt im Blumenmeer der Träume Flug,
Wie ſpielt der Schmetterlinge bunter Zug!

Das ſchöne Feuer, das ich einſt empfand
Und noch empfinde, weg von Dir gebannt,
Gab mir Dein frommer Herd mit heil'gem Brand.

Mir wird's mit einem Mal ſo wohl und weh.
Hier blaue Fernen und dort Höh' an Höh',
Ein langer Liederwald, ein Wunderſee!

O ſel'ges Lauſchen noch, o ſel'ge Schau!
Du helles Grün, du ſanftes Himmelblau,
Du Roſenroth der frühen Kinderau!

Gotha.

Rizzio.

Von

Betty Paoli.

Von meinem Südenlande,
Vom heitern Arnoſtrande
Zog ich nach Norden her;
Die Freunde und die Lieben
Sind dort zurückgeblieben —
Wohl war der Abſchied ſchwer,
Als es mich fortgetrieben
Bis über's wilde Meer!

Doch jetzt iſt jener Stunden
Gedächtniß mir entſchwunden,
Ein neues Sein begann.
Im Wagen und im Ringen,
Verfehlen und Gelingen
Bin ich gereift zum Mann —
Und meine Blicke dringen
Zur Sonne kühn hinan!

O Du, der Frauen Sonne,
Die mich mit Qual und Wonne
In ihrem Kreiſe hält;
Wenn Du mir trittſt entgegen,
Wenn Deines Blickes Segen
In meine Seele fällt —
Dann trotze ich verwegen
Jedwedem Feind der Welt!

Sie wollen mich verderben
Und ihre Dolche färben
In meinem rothen Blut.
Sieh, wie ſie lauernd ſpähen!
So mag, was ſoll, geſchehen;
Zum Sterben hab' ich Muth —
Wenn bei des Todes Wehen
Dein Auge auf mir ruht!

Wien.

Gedichte

von

Fr. Otte.

1.

Im Herbste.

Wann der Sturm sein Herbstlied schmettert
Auf den lust'gen Jägerzügen
Und die Bäume, halb entblättert,
Rauschend ihre Krone wiegen;
Will das Rauschen mich gemahnen,
Wie ein Seufzen schwer und bang,
Wie ein leises Todesahnen,
Wie ein tiefer Schwanensang.

2.

Lied und Traum.

Wenn in den dürren Stoppeln
Der kalte Herbstwind weht,
Und lustig mit den Koppeln
Der Jäger birschen geht;

Wenn längſt die Blumenkränze
Auf falber Au verblüht,
Da ſing' ich gern dem Lenze
Ein froh und freudig Lied.

So träumt der Greis, deß' Haare
Der Winter überſchneit',
Sich gerne in die Jahre
Erſtorbner Blütenzeit.

3.

Der Smum.

Wo der Smum die Wipfel der Palmen entlaubt,
Wo der Mittagsſtrahl auf der Sandflur glüht,
Da liegt ein Wand'rer, irr' und beſtaubt,
Greis iſt ſein Haar und ſein Leib iſt müd',
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

Er ringt die Hände und fleht empor:
„Schließ auf, o Vater, ſchließ auf das Thor!
Ich bin in der Wüſte ein mürber Baum,
Mich letzt kein Quell, mich erquickt kein Traum!“
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

„Schließ auf! — Mich verſtieß die weite Welt!
Ich habe kein Obdach, kein Haus, kein Zelt!
Mein ſpottet der Wind, die Sonne heiß!“
— So ruft zum Vater der müde Greis
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

Und der Giftwind weht ihn verderbend an,
Da fand er die Ruhe, der arme Mann;
Barmherzig wirft ſich der glühende Sand
Auf den todten Leib, ſein letztes Gewand —
Und der Giftwind ſpielt mit ſeinen Locken.

4.

Mein Paradies.

Nein, meiner Jugend Paradies
Ich hab' es nicht verloren!
Noch liegt es da, wie ich's verließ,
Mit duft'gen Roſenthoren.

Noch iſt die Flur hell, bunt und grün,
Wo ew'ge Wonne waltet,
Und zarte Blümlein ſeh' ich blüh'n,
Die nur der Lenz entfaltet.

Die Bronnen ſeh' ich hoch im Glanz
Der Morgenſonne ſpringen,
Und über'm Garten ſchwebt ein Kranz
Von bunten Schmetterlingen.

Und Mährchen klingen, goldig fein,
Rund in den Zauberkreiſen;
Waldvöglein zwitſchert froh darein
In ſeinen ſel'gen Weiſen.

Und Blütenduft und Früchte süß
Ringsum zur Luft geboren!
Nein, meiner Jugend Paradies
Ich hab' es nicht verloren!

Noch winkt sie mir, die reiche Flur
Mit Blüt' und Kranzgewinden — —
Das Schlüßelein zum Pförtchen nur,
Das kann ich nimmer finden! —

Mühlhausen, im Elsaß.

Die barmherzige Schwester.

Von

J. M. Hutterus.

Ich ſtand, und ſchaute ſchweigend Deinem Walten
Am Sterbelager meines Freundes zu,
Sah Dich des Todten ſtarre Hände falten
Und drücken die gebrochnen Augen zu.

Ich ſah Dich niederknien zum Gebete,
Ihm auf die Stirne legend Deine Hand,
Derweil ſich um Dein Haupt die Abendröthe
Wie eine lichte Strahlenglorie wand.

Fern kniet' auch ich auf des Gemaches Schwelle,
Doch ihm nicht galt mein ſchwerverhaltnes Ach,
Ich grollte ſtill, daß ich an ſeiner Stelle,
Nicht in des Engels heil'ger Obhut lag.

Gern von dem Todten hätt' ich Dich gerissen,
Dich von dem kalten an mein heißes Herz,
Und hätt' es jählings mir erstarren müssen;
Vor Deinem Frieden tobte wild mein Schmerz.

Des Freundes Hügel Moos und Blumen schwellen,
An Deinem Frieden brach sich sanft mein Schmerz,
Doch leise tönt es wie Gesang der Wellen,
Ein Nachhall dunkler Stürme, durch mein Herz:

O Heil ihm, dessen Seele beim Entschweben
Den Sternenglanz noch Deines Auges trinkt,
Doch dreimal Heil, dem es zu Lieb' und Leben
Mit seines Lichtes wärmsten Strahlen winkt.

Münster.

Am Meere.

Von

Theodor Deichmann.

Himmel und Meer umarmen ſich in ſtillem Gebete. —
Des Himmels Augen, die kleinen Funkelſterne
Blicken ſo züchtig-begehrlich
In das große, blaue, thränenvolle Auge des Meeres,
Der Himmelsgeliebten. —
Die Geliebte aber nimmt den Geliebten auf
Mit ſeinem Strahlendiadem in ihren tiefen Buſen
Und ſchaut ihn an mit ſeelenvollem Blicke
Und zieht ihn tiefer und tiefer hinab
Bis zum innerſten Heiligthume der reinen, durchſichtigen Seele. —

Auf dem Schiffe des Meeres ſtehen zwei Menſchen,
Die halten ſich feſt umſchlungen
In erſter, blühender Liebesinnigkeit;
Sie blicken zum Himmel auf und zum Meere hinab,
Sie ſchauen ſich in's lebendige Auge
Lange und unverwandt und ſchweigen
Unnennbarer Gedanken voll. —

Zwischen Himmel und Meer schwebt ein Geist
Verlassen und ungeliebt, weil er verließ und nicht liebte. —
Deßhalb stand selbstischer Trotz auf seiner Stirne; —
Und Meer und Himmel sah er lächeln
Und zwei Menschenseelen zur Wahrheit in erster Liebe erstarken. —
Da schlug er den dunkeln Wolkenmantel der Verachtung um sich
Und wallte spöttischen, ingrimmigen
Verzweifelnden Blickes davon. —

Aber Friede war in Himmel und Meer
Und herzsüße Lust in zwei stillen Gemüthern. —

Göttingen.

Lyrisches Album.

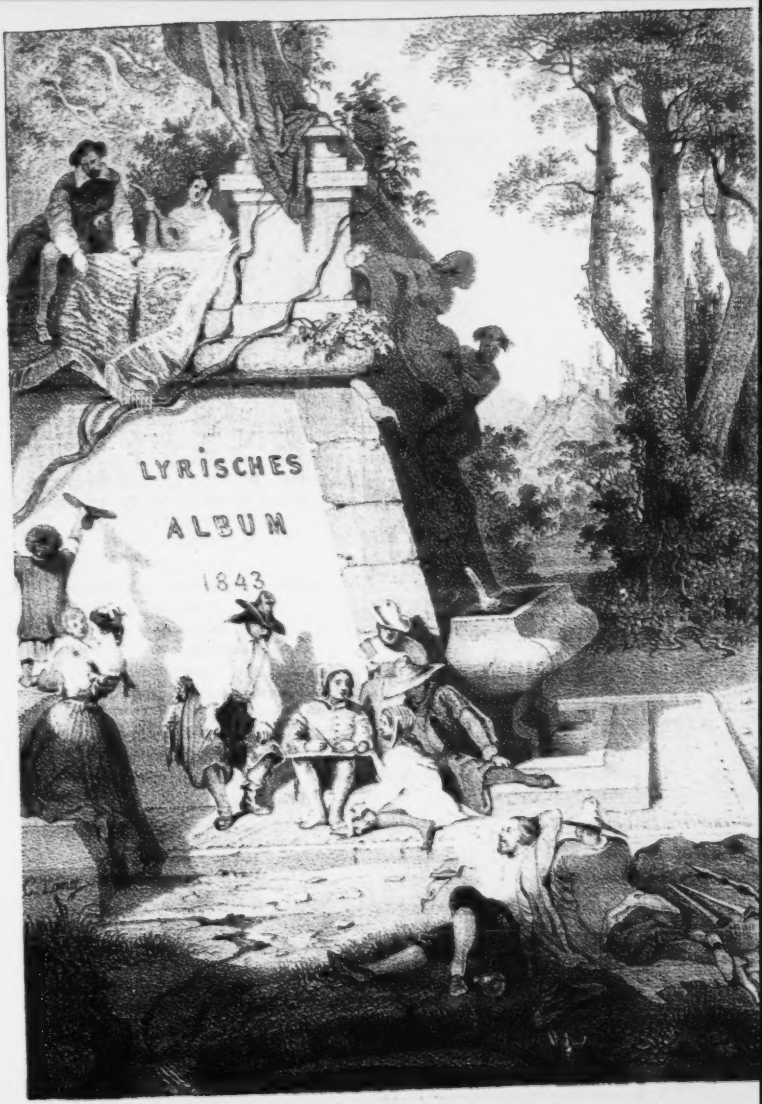
1843.

Beigabe zu A. Lewald's Europa.

Karlsruhe.

Druck und Verlag des Artistischen Instituts.

A. Gutsch & Rupp.


LYRISCHES
ALBUM
1843

Inhalt.

	Seite
Arentsschildt, Louis von. Ewig	111
Braun, J. Ed. Gebannte Jugend	28
Namenlos	62
Ihr Haus	94
Ganymedes	97
Deichmann, Theodor. Der Blinde	40
Alpenbild	42
Ein Blatt	42
Des Dichters Beruf	44
Diefenbach, Lorenz. Aus dem Tagebuche eines Wanderers	71
Groos, Emil. Das Leben	58
Liebesdank	60
Hesse, August. Wanderlied	12
Sturm und doch Ruhe, Wachen und doch Träumen	12
Honeck, M. Nach einer älteren französischen Dichterin	64
Hutterus, J. M. Der Kranken	31
Frage	32
Die Kinderlose	56
Jasuikov. Dorpat'sche Serenade (Aus dem Russischen)	46
Kerner, Theobald. Meine Tanne	74
Ein Naturbild	76
Morgenbetrachtung	77
Kompe, H. Die Wasserlilie	61
Löwe, Feodor. Ein Kreuz im Felde	3
Mayer, K. A. Spatz und Spätzin	92
Rindorf, Emma. Die Aeolsharfe	110
Ottenheimer, Henriette. An einen Freund	100

	Seite
Otto, Reinhard. Gondelliedchen	14
Schwur	16
Paoli, Betty. Frage	53
Porzer, Martin. Die Braut an den Erwählten	6
Die Antwort	7
Grabzier	8
Puschkin. Sturm (Aus dem Russischen)	47
Delibascha	48
Reithard. Eines Kaisers Begräbniß	23
Schloenbach, C. A. Feierstunde	84
Wunsch	85
Bei den Büchern	86
Schirges, Georg. Blumensprache	87
Gib Dich zufrieden Herz	88
Herzgrübchen	89
Wohl und Weh	90
Das Lied vom Ende	91
Schmid, Fernand. Heloise	33
Der gefallene Engel	81
An	107
Ich möchte schlafen gehn	108
Stille, Ed. Alt und Neu	112
Strachwitz, Moritz Graf von. Türkische Justiz	49
Betzow, Ferd. von. An	79
Eisig Herz	80
Beigts, Friedrich. Gespräch	10
Welcker, Ph. H. Mahnung	1
An die Wolken	17
Abendroth und Sehnsucht	20
Die Schöne	21
Traumglück	22
Palästinas Klage	35
Die beiden Thore	54
Die Locke	65
Aus den Gedichten eines Ausgewanderten:	
Grabrede auf einen Mandan-Indianer	102
Der ausgewanderte Pole	103

Unſere

Stellung zur Bildung und Literatur

der

Gegenwart.

I.

Die Beſtrebungen der letzten Jahre haben in unſerem Vaterlande eine erfreuliche Richtung nach Innen genommen. Der oft abenteuernde, in die Fremde ſchweifende Sinn, iſt eingekehrt in ſich, und hat ſeinen reichen Inhalt in Freud und Leid erſchloſſen.

Wir haben uns mit freudiger Hingebung der nationalen Bildung, den nationalen Intereſſen angereiht, da auch wir von je her der Ueberzeugung huldigten, daß ein geſundes Gedeihen nur in einem ſelbſtändigen nationalen Leben ſeinen feſten Grund hat. Wir haben dieß frei und unverhohlen ausgeſprochen, und in Schilderungen aus der Heimath im Einzelnen nachzuweiſen geſucht. Wenn dieß in der jüngſten Vergangenheit in unſerer Zeitſchrift ſtärker und nachhaltiger hervortrat, ſo haben wir uns damit nicht bloß einer momentanen

Wendung des Zeitgeschmacks bequemt; stets war unser hauptsächlichstes Augenmerk auf das Vaterländische gerichtet, die vielfacheren Stimmen, die unsere Zeitschrift darüber laut werden ließ, fließen eben aus ihrem Karakter als Zeitschrift, als Echo der Gegenwart.

Bei flüchtiger Betrachtung und Beurtheilung könnte es aber als ein Widerspruch erscheinen, daß wir bei der ausgesprochenen vaterländischen und nationalen Richtung dennoch mit steter sich gleich bleibender Aufmerksamkeit auch die Erscheinungen des Auslandes wiederzuspiegeln trachten.

Wir wollen deßhalb hier kurz unsere Ansicht über den Zusammenhang der nationalen und allgemeinen Bildung zusammenfassen, damit Freund und Feind ersehen können, wie wir unsere Aufgabe nehmen und uns darnach beurtheilen mögen.

Ein einzelner Mensch, eine Nation erhebt sich erst dann zu einem lebendigen Gliede der Menschheit, wenn Entwickelung und Fortbildung aus dem innersten Kerne des eigenthümlichen Daseyns hervortreibt. Hieraus ergibt sich die wahre individuelle und nationale Bildung. Alle Kraft muß vorerst darauf gewendet werden, aus sich selber heraus sich zu einem vollendeten harmonischen Wesen zu bilden. Macht und Dauer sind von dieser Selbständigkeit vor Allem abhängig. Hat aber ein Mensch, eine Nation den reinen in ihnen liegenden Ton frei und selbständig ausgebildet, so klingt er ein in die Harmonie der ganzen Menschheit.

Unsere Zeit verlangt und will eine selbständige Bildung, aber das Einzelne, der Mensch, die Nation, ist nicht mehr wie im Alterthume feindselig abgeschlossen von denen „da draußen in der Welt". Jedes Individuum und jede Völkerschaft ist der gute Kamerad der Andern, die in gleichem Schritt und Tritt mit fortschreiten.

Wir Deutschen dürfen es uns als Nationalruhm und Nationaltugend anrechnen, daß unsere besten Geister jederzeit bemüht waren, die geistige Einheit der Völker herzustellen. Wir vor Allen haben fremdes Leben treu und freundlich in uns gehegt.

Es ist daher ein wahrhaft deutsches Bestreben, nicht ausschließ-

lich nur das eigene Leben wiederzuspiegeln, sondern das aller Völker in getreuen Bildern aufzufassen.

Unsere Zeitschrift ist und bleibt daher nicht bloß eine Chronik des gebildeten Deutschlands, sondern der gebildeten Welt, die sich heute besonders als die europäische Welt darstellt.

Mit klarem Bewußtseyn haben wir diesen Titel gleich zu Anfang unserer Zeitschrift gegeben, indem uns dabei die Erkenntniß leitete, auf die Einheit der Kulturbestrebungen im heutigen Europa hinzuweisen, und nach unserer schwachen Kraft dafür zu wirken.

Man hat mit Recht bemerkt — wie dieß namentlich Karl Hagen in seinen „Fragen der Zeit" in trefflicher historischer Weise gethan — daß die heutige Welt in einer Kulturperiode steht, die mit keiner der früheren geschichtlich bekannten verglichen werden kann. Wenn ehedem in dem Bildungswerke der Menschheit eine Nation die andere ablöste, wenn bald diese, bald jene auftrat und sich wieder auflöste; so steht heute eine ganze Gruppe von Nationen, ein ganzer Welttheil und mehr im Horizonte des Lichtes.

Das hat vor Allem das große Werkzeug der Presse zu Stande gebracht. Wir erkennen es daher auch als die Hauptaufgabe der Presse, diese Gesammtentwickelung verschiedener Nationen fest im Auge zu behalten und nach Kräften zu fördern.

Jede Nation bilde sich selbständig und lebendig aus sich, dann aber theile sie ihre Errungenschaft anderen mit und nehme von der ihrigen dagegen. So mögen wir hoffnungsvoll in die Zukunft schauen.

Der Geist, die Bildung gleicht einem Lichte, und zündet man Tausende daran an, seine eigene leuchtende Kraft schwindet dadurch nicht; schimmert das eine noch so helle, das Andere erlischt darob nicht und sein Glanz ist nicht minder.

So werden wir uns auch fortan bestreben, das eine Licht in seiner prismatisch bunten Brechung aufzufassen; fest auf nationalem Boden stehend, die Strebungen und Zustände der gesammten gebildeten Welt darzustellen.

Minder allgemein ist unsere Stellung zur Literatur der Gegenwart, besonders in der kritischen Betrachtung derselben.

Wenn wir auch hier die bedeutsamsten Hervorbringungen des Auslandes einer forschenden Prüfung unterwerfen, ist unser eigenes geistiges Leben doch zu reich und mannigfaltig, als daß nicht ihm unsere vorherrschende Aufmerksamkeit zugewendet seyn müsse. Von welchem Gesichtspunkte aus wir es erfassen, mag in Nachstehendem ausgeführt seyn.

II.

Wir müssen hier beim Ueberblicke der letzten literarischen Jahreserrungenschaft einen bedeutenden Theil ausscheiden; wir meinen die strengen Fachwissenschaften: Theologie, Jurisprudenz und Medizin, deren jede unseren allgemeinen Gesichtspunkten fern steht. Nicht minder gehören aus der vierten Fakultät, der man bekanntlich, seit die neue Zeit ihren mittelalterlichen Umfang so unendlich erweitert hat, Alles zutheilt, was man sonst nicht unterbringen kann, die vom Leben abgeschlossenen Kreise, wie die Philologie, nicht hierher. Die Theologie freilich spricht gerade in unseren Tagen auch das allgemeine Interesse ungemein an. Der Waffenlärm des Prinzipienstreites tönt auch in das Leben, zu Ohren hinüber, die weit von den Schranken entfernt stehen. Die Menge erkennt an dem Klang der Schwerter die Kämpfer, obgleich sie die Hiebe nicht sieht und nicht zu beurtheilen weiß, wie man hier parirt, oder wie man sich dort gar vermißt, die Parade durchzuschlagen, obgleich sie noch weniger den Grund des Kampfes zu würdigen versteht. Der Grundkarakter des Volkes den religiösen Dingen gegenüber, ist zwar gegenwärtig Indifferentismus, dagegen fehlt es auch nicht an Erscheinungen, in denen sich die Theilnahme an den theologischen Konflikten ausspricht. Auch jene Gegensätze zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die wir als der Literatur eigenthümlich betrachten, lassen sich in der Theologie wahrnehmen; denn wird nicht, um ein Beispiel anzuführen, von den Koryphäen der Bewegungspartei D. Fr. Strauß be-

reits als eine Vergangenheit erkannt, dessen Leben Jesu von den Resultaten Bruno Bauers, dessen Dogmatik von Ludwig Feuerbach in dem Wesen des Christenthums paralysirt sei? — Ebenso hat die Rechtswissenschaft wenigstens eine Seite, in der sie gerade in unserer Zeit den unmittelbarsten Zusammenhang mit dem Leben hat, die Staatswissenschaften. Es ist noch nicht lange her, daß man dem deutschen Volke nimmer jenen Antheil an seinem öffentlichen Leben zugetraut hätte, der uns jetzt ganz keck und rüstig aus den verschiedensten Erscheinungen anschaut. Der Bürger, der früher ein todtes Rad der Maschine war, gelangt zu dem Bewußtseyn des Staats und der Folgen, die sich an dieses knüpfen können. Auf staatsrechtlichem Gebiete sehen wir dieß einerseits in dem Aufschwung der politischen Blätter, andererseits und deutlicher in den Flugschriften und in der periodischen Literatur, die als constitutionelle Jahrbücher, Biedermanns Monatsschrift, Verfassungsfreund, Patriot, deutsches Staatsarchiv u. s. w. nach verschiedenen Seiten und von verschiedenen Standpunkten aus orientirend thätig ist. Freilich kann in unserem Vaterlande der Antheil des Volks am Staate sich (wie so Vieles) nicht so großartig gestalten, wie in England und Frankreich, denn die Mehrzahl der Fragen bleiben partikulare und haben nur für einen Theil des Gesammtvaterlandes ein nächstes Interesse; und gleichwie die baierische Erübrigungsfrage in Preußen schwerlich den unmittelbaren Antheil des Volks erweckt hat, eben so wenig sehen sich unstreitig die Baiern bei der neuen preußischen Strafgesetzgebung betheiligt. Nicht minder wagt sich das Volk mit reger Theilnahme auf das Gebiet der politischen Oekonomie. Die Bewegung, welche Fr. List hervorgerufen hat, ist größer unter den Männern der Praxis, als der Theorie, und wird auch von den Ersteren mehr in das Einzelne, als Frage über einzelne Produktionszweige, verfolgt.

Die fortschreitendste Bewegung in der gesammten Wissenschaft hat vorzugsweise seit hundert Jahren in Deutschland, der Heimath der Spekulation, die Philosophie erfahren, und die Erscheinungen, welche die Bewegung der Gegenwart bezeichnen, verlangen auch hier eine kurze Erwähnung, da ja die Philosophie die leuchtende, von

allen Lebenskreisen theils geschaute, theils geahnte Gestalt ist, die über den einzelnen Erscheinungen der Fachwissenschaften steht. Wo Bewegung ist, da ist auch Streit; und so stehen sich denn auch hier, um von Kleinerem zu schweigen, die Parteien gegenüber: dort Schelling unter den mächtigen Flügeln eines Staats, mit seinen geheimnißvollen Verheißungen, mit seiner Selbstvergötterung, vor deren Nimbus wunderbarer Weise gerade in dem sogenannten Sitz der klaren, sogar kalten deutschen Intelligenz die Menge auf den Knien liegt, — hier eine kleine, aber tapfere Schaar von Männern, klare Gestalten, die sich offen, ohne Nimbus als Kämpfer hinstellen, die alten Schüler Hegels in Berlin, Marheinecke, Michelet, Gabler und die Andern, dann Rosenkranz in Königsberg, der indeß mehr referirend thätig ist, und endlich jene beiden Heidelberger mit ihren Vernichtungsschriften, der unerschütterliche Kapp, der greise, nimmerermüdende Paulus. Wie der Kampf endet, und ob er überhaupt ein absolutes Ende erreicht? — wir können hier nur hoffen. Die stürmische Bewegungspartei der jüngeren Hegelianer scheint gegenwärtig jenem Kampfe nur geringere Aufmerksamkeit zu schenken und in den Kämpfen des Lebens eine Arena gefunden zu haben, aus der die Noth- und Schlachtrufe dringender erschallen, als aus dem Kreise der Spekulation.

Wenn die Philosophie ständig eine Kampfstätte ist, weil hier der Gedanke erst Reiche erringen will, so ist das Wesen der Geschichte, die nur über Errungenes und Ausgerungenes, über das, was Körper und Geist in Gemeinschaft vollbracht haben, berichtet, als Wissenschaft ein friedliches. Wir können also hier zwar auch Streitigkeiten über die Wahrheit des Vollbrachten und Errungenen begegnen, aber nicht dem Prinzipienkampfe des Erringens. Deßhalb hat auch die Geschichte nicht jenes Festhalten, sondern überall Versöhnung, Ausgleichung und Anerkennung des Fortschritts. Es wird heutzutage Niemand unter uns geben, der die Herren von Bünau und Mascov, Wenige, die Johannes von Müller, ebenso Wenige, die Heinrich Luden für die Ideale eines deutschen Historikers halten. Und wenn Gervinus (in seiner Historik) das Ziel des ächten Geschichtschreibers so enorm hoch setzt, so dürfen wir billig in ihm eine kleine

Unmöglichkeit ſehen und uns an dem freuen, was wir bereits errungen haben. Kurz geſagt, die Gegenwart ſieht ihre Vorliebe für hiſtoriſche Studien mit den ſchönſten Erfolgen gekrönt, und die großen Namen Schloſſer, Stenzel, Ranke, Leo, Voigt, Dahlmann, Wachsmuth und ſo manche Andere ſind in unſerem Gedächtniß unauflöslich mit der Vergangenheit und den Nationalitäten verbunden, die ſie uns vollſtändig eröffnet haben. Um aus der letzten Zeit nur einige Erſcheinungen hervorzuheben, nennen wir hier den vierten und fünften Band von Ranke's Geſchichte Deutſchlands im Reformationszeitalter, die Fortſetzung und neue Auflage von Schloſſers Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts, Barthold's vielangefochtene Geſchichte des deutſchen Kriegs mit ihrer ghibelliniſchen Reichsanſicht und ſeine Geſchichte von Pommern und Rügen und v. A.; — wir nennen die rüſtig fortſchreitende Geſchichte der europäiſchen Staaten unter der Firma Heeren's und Uckert's, deren Fortſetzungen wir im Jahr 1843 angezeigt haben. Wir wollen hiebei zugeben, daß auch unſere Nachbarn jenſeits des Rheins in der Geſchichtſchreibung keine unbedeutende Stellung erlangt haben; in dem Quellenſtudium haben ſie dagegen noch gar weite Strecken bis zu der Stufe zu durchwandern, auf der Pertz, J. Fr. Böhmer, Chmel u. A. ſtehen.

Ebenſo wenig, wie bei dem Aufſchwung unſerer Geſchichtſchreibung und Forſchung, bewegen wir uns in Täuſchungen, wenn wir durch unſere Gegenwart der Literaturgeſchichte eine ganz neue Bahn gebrochen ſehen. Gervinus hat die große That vollbracht. Der Himmel der deutſchen Dichtung hat hier ſeinen Aſtronomen gefunden, der alle Sterne kennt, der die dämmernde Milchſtraße ferner Jahrhunderte durchforſcht hat, der es weiß, welche Gruppen zuſammengehören, welche Geſtirne als Sonnen mit eigenem Lichte flammen, und welche, wie hell ſie uns auch in ihrem Näherſtehen dünken mögen, dieſes entlehnt haben, der hier die Sterne ohne Kern, die irrenden Kometen, dort die Trümmer von Welten erkannt hat. Die eigentlichen Sterne freilich „die begehrt man nicht," man kann ihnen darum auch nichts vorſchreiben; und inſofern hinkt allerdings das Gleichniß, da Gervinus die Sterne der letzteren Art mit ihren regel-

losen, wilden Bahnen nicht wohl mag, und noch weniger die bloßen Leuchtkugeln und Sternschnuppen. Mag auch eine Einseitigkeit in diesem Wesen seiner Beschauungen liegen (die bereits über Gebühr hervorgehoben worden ist), seine Geschichte der deutschen Dichtung bleibt unsterblich mit ihrem Gegenstand.

Und nun diese deutsche Dichtung selbst? Bescheiden wir uns hier, in diesen zusammenfassenden Worten, nicht das Rohr in der Hand zu haben, sondern mit freien Augen an so manchem funkelnden Stern zu hangen; bescheiden wir uns, das zweite Leben unserer großen Geister innerhalb des Banns des Ersten, diese Weltgeschichte der Phantasie, nur zu bewundern. Das „Nichts bewundern" ist leerer Wind und schließt alle Empfänglichkeit aus. So viel dürfen wir als Ergebniß annehmen, daß, wenn auch von unserer Zeit zu viel gesungen, zu viel „puppengespielt und mit den Lippen gefochten" wird, wenn auch leider die Gegenwart nur zu sehr den Unberufenen den Zutritt frei läßt, doch die Summe der poetischen Produktionen eine reiche, glänzende und erfreuliche ist, und daß das laut gewordene Verlangen, einmal zu schweigen von Liebe und Frühling, von individueller Lust und Leid, auch die Poesie nur in den Dienst der Zeit zu stellen, d. h. zuerst dem Volke eine neue Stellung zu erringen, und dann nach neuen klassischen Produktionen zu streben, doch gar zu terroristisch klingt und, eben als Verlangen ausgesprochen, an Unmöglichkeit laborirt. Vor Allen ist es unsere Lyrik, die an Ueberfülle leidet. Wir wollen hier nicht erörtern, ob diese Ueberfülle ein Zeichen von Hypersthenie oder Asthenie der Literatur ist, wir wollen nicht erörtern, ob „der Genius wirklich die Schwingen senkt, und sich nicht mehr zu großen Flügen tüchtig fühlt", wenn das subjektive Element der Lyrik, die durch Jugend und ihre Gefühlsbewegungen so leicht flüssig wird, in einer Literatur vorschlägt, wir wollen es sogar zugestehen, was noch neulich Gutzkow hervorhob, daß die namhaften Lyriker unserer Tage in andern Kreisen der Dichtung nur geringe Produktivität zeigen; — aber wir wollen uns hier an die Thatsache halten, daß diese Lyrik unserer Tage in ihrer Fülle, in ihrem Eindringen in alle Verhältnisse des Herzens und der Natur,

in der Reinheit und Schönheit ihrer Formen eine wahrhaft wunderbare Erscheinung ist. Die Lyrik wenigstens ist mit Goethe nicht zum Abschluß gekommen, und wie liebevoll wir auch der schönsten Bilder seines Lebens, jener Weisen nach der Art von

„Füllest wieder Busch und Thal
„Still mit Nebelglanz,"

gedenken, wir haben seitdem noch schönere, noch innigere Töne vernommen, Klänge, von denen jede Blutwelle des Herzens zittert, und vernehmen sie noch. Die lyrische Gegenwart ist auf einen Standpunkt gelangt, daß wir uns für sie keinen höheren, also keine größere Zukunft denken können, daß wir ihr nur recht lange ein Festhalten auf ihm wünschen mögen. Und Diejenigen, welche nur in der Objektivität des Drama's und Epos die Blüte der Poesie erkennen wollen, mögen noch bedenken, daß eine Erscheinung wie Rückert, dessen ganzes Leben in jeder That und Regung zum Lied geworden ist, nicht nur als eine „außergewöhnliche" anzustaunen ist, sondern auch durch den kolossalen Umfang ihrer Produktivität zu eigenthümlichen Forschungen veranlassen muß, deren Resultat schwerlich jener ärmliche Scherz seyn wird, den wir Gervinus recht ernstlich übel nehmen, daß nämlich in Rückerts altem Dichternamen „Freimund Reimar" der Accent mit der Zeit auf den letzten Namen rücke. In Rückert concentrirt sich der lyrische Reichthum der Gegenwart, und ich möchte den Haus- und Jahresliedern keine geringere Bedeutung zuweisen, als dem Liebesfrühling. — Auch das Jahr 1843 hat manchen duftigen Strauß zusammenbinden sehen, manchen bekannten im neuen Bande begrüßt. Außer den neuen Auflagen von Uhland, Freiligrath, Rückert, Herwegh, A. Grün, die wir bereits gewöhnt sind, dann von Eichendorff, Geibel u. A., sind gesammelte Gedichte von dem sinnigen Kinkel in Bonn, von dem frommen Ed. Eyth, dem freimüthigen Cäsar von Lengerke, und vielen Andern, die freilich oft nur die Oberfläche berühren, erschienen. Eine eigenthümliche Erscheinung unserer Zeit bildet bekanntlich die politische Lyrik. Es ist zu viel über sie gesagt worden, als daß wir hier noch viele Worte

machen sollten. Sie opponirte im Anfang höhnisch und trotzig gegen Goethe's bekanntes „politisch Lied, ein garstig Lied", und zeigt es uns leider in ihren letzten Ausläufen selbst, daß der alte Meister nicht ganz unrecht gehabt hat. Die Gedichte eines Lebendigen sind noch immer unübertroffen, sogar von Herwegh in seinen letzten Poesien (u. A. in den einundzwanzig Bogen aus der Schweiz) nicht erreicht. Die Schweiz hat auch in diesem Jahre mancherlei politische Poesien in die deutsche Welt geworfen, Freiheitslieder, die politischen Gedichte von Prutz, deutsche Lieder aus der Schweiz u. s. w.; und das Mißbehagen des Publikums muß sich, bei all seiner Freiheitsliebe, um so mehr an ihnen steigern, je mehr sie nach einem gewissen Volkston trachten, den man in anderer Sache gern Trivialität nennen würde. Sehr leid thut es uns, daß der Titel „deutsche Gassenlieder von H. Hoffmann von Fallersleben" hierher gesetzt werden muß. Auch die Gedichte von J. G. Deeg, einer gediegenen aber wenig lyrischen Natur, und der Sohn der Zeit von L. Seeger, der in der Reinheit der Form und der Ursprünglichkeit seiner Empfindungen sich den besten deutschen Lyrikern anreiht, sind ihrem Wesen nach Zeitgedichte. — Es sind hier Namen genannt, wie sie eben das Gedächtniß brachte; mancher fehlt; daß mancher von Anfang entgangen ist, ist glaublich. Auch die glänzende Blume wird ja oft von windigem Gras überwuchert, daß man sie suchen muß; und der reiche Frühling unserer Lyrik wird doch gleichfalls sein farb- und duftloses Gras haben müssen.

Weniger als von der lyrischen haben wir hier, wie schon angedeutet, von der epischen Poesie zu reden; es würde sehr wenig seyn, wenn wir diese im alten Sinne, im Kleide der Rhythmen nähmen, wenn wir nicht den Roman und seine eindringliche Schwester, die Novelle, hierherzögen. Der Roman ist ja als Ersatz des Epos angenommen, ob auch geradezu als ein Auswuchs und eine Verirrung, möchte eine andere Frage seyn, namentlich bei uns Deutschen, denen er schwerlich die Verirrung des Epos seyn kann, das wir in der gegenwärtigen Epoche der Literatur niemals besessen. Wo haben wir in neuhochdeutscher Sprache ein episches Gedicht, das wir unser neu-

nen können? Die Messiade ist eine fremde Pflanze, der Oberon eine unzulängliche Nachahmung Ariost's, um von dem Weiteren ganz zu schweigen. Von wo soll sich also in unserer Nationalliteratur der Roman verirrt, was soll er verfälscht haben? Als in die Kategorie des alten Epos gehörig, können wir aus dem verflossenen Jahre nur zwei Erscheinungen namhaft machen, Waldfräulein von Freiherr von Zedlitz und die Nibelungen im Frack von A. Grün, die aber beide aus verschiedenen Ursachen (die Europa wird sie noch einzeln besprechen) keine volle poetische Befriedigung gewähren können. Desto mehr aber sind gegenwärtig Berufene und Unberufene, Philologen und Nichtphilologen thätig, die alten Heldengesänge unseres Mittelalters in mittelhochdeutscher Ursprache oder neuhochdeutscher Erneuung den Lesern vorzuführen. — Wir haben oben gesagt, daß wir von unserer epischen oder quasi-epischen Poesie weniger zu reden hätten, als von der lyrischen; indeß wird es weit mehr seyn, wenn wir zu ihr jene Bücher zählten, die zur Befriedigung der gewöhnlichsten Unterhaltungsbedürfnisse erscheinen. Jene Widersacher des Romans werden unstreitig von ihrem Haß gegen diese letztere Klasse geleitet, um derenwillen man es allerdings bedauern möchte, daß die Epik ihre alte, gebundene Form gelöst und dadurch für Hinz und Kunz das Betreten ihres Gebiets so unendlich erleichtert hat. Wir heben hier von bedeutenderen Erscheinungen, denen wir bisher im Verlaufe des Jahres begegnet sind, nur wenige hervor. An historischen Romanen war die Gränzscheide der Jahre 1842 und 1843 reich. Der falsche Woldemar v. W. Alexis in seinem streng-historischen Kleide und Thomas Thyrnau haben in diesen Blättern eine ausführliche Besprechung erhalten; Laube's Gräfin Chateaubriant hat hier noch ihre späte aber gerechte Würdigung gefunden. Der Frauenroman Sybrecht Willms von Ida Frick ist nur äußerlich historisch. Der Gesellschaft angehörig und innere Lösungen versuchend sind „Clementine", Regina, eine Herzensgeschichte von H. König, Falkenberg von Therese, die Aristokraten von L. Dieffenbach, die gleichfalls hier bereits angezeigt worden sind. Ihnen gegenüber, die Kreise der höhern Welt mit dem Leben im Kern des Volks vertauschend, stehen einige Erscheinungen,

deren Zusammenhang mit der Literatur und Bedeutung wir in der Europa zu Anfang des Jahres klar zu machen versucht haben, die nun gesammelt erschienenen, wundersam anziehenden Schwarzwälder Dorfgeschichten von Berthold Auerbach (die Europa enthielt kürzlich als Vorrede zu ihnen einen offenen Brief an J. E. Braun) und A. Weill's Sittengemälde aus dem elsäßischen Volksleben. Levin Schücking's Roman „Ein Schloß am Meer", in welchem, obgleich sein Wesen zwischen Historischem und Socialem in der Mitte steht, der Name nicht das einzige Romantische ist, soll eine besondere Besprechung erfahren; ein Gleiches behalten wir uns für einige der Taschenbücher für 1844 vor, die an schönen Novellengaben reich zu seyn scheinen, und in denen uns gerade Schückings Name (in den Dombausteinen, der Urania und dem Rheinischen Taschenbuch) freundlich gegenübertritt.

Und nun die Kunst, welche die Bretter die Welt bedeuten läßt! Was gilt sie uns? was gilt die Welt, deren Bedeutung sie dem Gerüste geben will? was brachte sie uns in dem letzten Jahre? Unter der Dichtung der Gegenwart hat das Drama die härtesten Urtheile erfahren müssen. Den Meisten war es nach wie vor, mehr als zwanzig Jahre lang nichts als ein bleicher Abglanz der großen weimarer Zeit, nichts als eine Reminiscenz früherer Herrlichkeit, und was von Schiller, Goethe und dem bürgerlichen Schauspiel unabhängig erschien, das mußte eben ein Auswuchs der romantischen Schule seyn. So wird noch heute vielfach geurtheilt, und wiewohl die Vergleichungen nirgends hinkender sind, als über das Drama, so werden sie doch nirgends häufiger gehört. Wer jetzt gütig zu seyn meint, erkennt in den neuen Produktionen für das Theater die Anfänge einer neuen Epoche, Anemonen und andere frühe Waldblumen, noch keine Rosen. Wir wollen hier nichts zu entscheiden versuchen, aber wir sind für uns der Meinung, daß, wenn gegenwärtig verhältnißmäßig wenig (z. B. gegen Frankreich) für das Theater producirt wird, es erfreulich und ein gutes Zeichen ist, daß Diejenigen, die sich ihm neu zugewandt haben, zu den bedeutenderen Geistern der Nation gehören. Wir freuen uns deßhalb der Gegenwart, wie sie ist, ohne Vergleichung

mit der Vergangenheit; wenn wir aber vergleichen sollen, so möchten wir als Beispiel anführen, daß noch nirgends im deutschen Drama die Gesellschaft so starke Beleuchtungen erfahren hat, wie in den Gutzkow'schen Stücken. Halms Sohn der Wildniß liegt bereits dem Publikum vor, sogar in zweiter Auflage, und wir glauben, daß die literarische Kritik ganz anders urtheilen wird, als die theatralische, und daß die kindische Unwahrscheinlichkeit und sentimentale Unwahrheit aus den schlichten schwarzen Lettern unbestechlicher redet, als aus den tönenden Worten und der präcisen Schnelligkeit der Bühne. Sehr bedeutend ist die Genoveva des genialen Hebbel, die wir im Laufe des Jahres anzeigten, und gibt von seinem Bestreben (wie er es in seinem „Wort über das Drama" ausspricht), die divergirenden Richtungen des jetzigen Drama's in kühnen Gebilden zu vereinigen, die schönste Kunde. Ulrich von Hutten von dem jungen politischen Poeten Gottschall ist eine Variation des Freiheitsthemas, Saul und David von Fr. Rückert, eine geniale Curiosität des großen Dichters, die wenigstens nicht an jene Verse:

„Einer würd' herab von trag'schen Bühnen
Weltgeschick und Heldentod versühnen,
Einer leicht den kom'schen Spiegel heben,
D'rin zu seh'n das Volk dem Volke geben —"

aus seinem Ideal einer deutschen Stadt erinnern kann. —

Wir hätten hier schließlich noch von einer Erscheinungsform der Literatur zu reden, welche die Vermittlerin zwischen ihr und dem Leben bildet, die zwar nirgends einen Abschluß hat, die im Dienst aller Wissenschaften und der verschiedensten Lebensäußerungen steht, die aber in unserer Gegenwart zu einer Macht geworden ist und eine Betrachtung als selbständige Macht erheischt. Es versteht sich, daß wir von der periodischen Presse reden. Indeß gedenken wir bald noch eine Uebersicht der gesammten Journalistik zu geben, die vollständiger wird, als es hier werden könnte, und erlauben uns deßhalb, auf diese zu verweisen. Nur von unserer eigenen Zeitschrift wollen wir hier noch ein Wort zum Schlusse wagen, oder viel-

mehr nicht von unserer Zeitschrift, denn der Inhalt der Europa wird wohl in dem kommenden Jahre für sich reden, wie er es trotz Neidern und Anfeindern in den verflossenen gethan hat; einzig dem Theile des Feuilletons, welcher über die Literatur referirt, soll dieses Wort gelten. Aber könnte nicht auch dieser für sich reden? und enthielt der bisherige Bericht nicht schon Vieles, was das Feuilleton gethan hat und noch thun will? Darum hier auch nur Weniges. Die Europa gehört der Unterhaltungsliteratur an, freilich einer guten Gesellschaft gleichend, deren nächster Zweck auch Unterhaltung ist, die aber aus dem Vielfältigsten, aus dem Nächsten und Fernsten Unterhaltungsstoffe zu ziehen weiß; es liegt in ihrem Wesen, daß sie der Besprechung literarischer Produktionen keinen vorwiegenden Raum anweisen darf. Gleichwohl muß ihre Kritik nach Befriedigung der Leser trachten. Um diese zu erreichen, ist eine gewisse Mäßigung des Urtheils noth, wie wir sie beobachtet haben. Ein Urtheil darf grausam seyn, wenn es seine Grausamkeit sogleich motivirt; aber gleichwie in dem bürgerlichen Leben Mancher in seinen Ansichten nachgibt und neben den Glauben an sein gutes Recht ein gewisses Billigkeitsgefühl treten läßt, weil er kein Publikum hat, dem er dieses gute Recht verdeutlichen kann, so haben auch wir oft den härteren Ausdruck zurückgewiesen und den milderen gewählt, weil es uns an Raum fehlte, jenen zu rechtfertigen. Da freilich, wo eine ganze Produktion ein „Armuthszeugniß" war und keine einzelne Belege verlangte, oder wo die Gesinnung den Zorn in Waffen rief, da haben wir auch das harte Wort nicht gescheut und die Dinge bei ihrem Namen genannt. Um so freudiger haben wir dagegen auf der andern Seite anerkannt, was anzuerkennen war, und für unseren Antheil keine verallgemeinernden Phrasen aufgesucht.

Wer nie im Zorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht, —

das ist ein wahrer, trefflicher Spruch, und wir lieben unsere Literatur mit vollster Seele. — Ohne Befangenheit für das Einzelne, mit offenen Blicken für das Ganze, mit dem Bewußtseyn, für eine gute Sache zu kämpfen, für unsere Nationalliteratur, nicht für oder

gegen die einzelne Erscheinung oder Persönlichkeit, treten wir durch die Pforte des neuen Jahres. An Thatsachen werden wir in dem Beweis fortzufahren suchen, daß zu einer wirksamen und eindringlichen Kritik ein warmer Eifer, eine lebendige Theilnahme mehr wirken können, als ein weitgeöffneter Raum. Außer dem Feuilleton, das die einzelnen Erscheinungen würdigt, wird die Europa, wie in früheren Jahren, von Zeit zu Zeit größere literarische Artikel zu umfassenderer Orientirung bringen. — —

Nachwort von der Verlagshandlung.

Obiger Einleitung zum neuen Jahrgange haben wir noch wenige Worte beizufügen.

Das Zeitschriftenwesen hat in der jüngsten Zeit eine beachtenswerthe Wendung genommen. Wenn man ehedem nur flüchtige, scharfumrissene, pikante, kurze Artikel forderte, so haben es selbst täglich erscheinende Zeitungen mit Glück versucht, umfassendere Arbeiten zeitgenössischer Schriftsteller mitzutheilen. Unsere Zeitschrift, die Richtung des Geschmackes genau im Auge behaltend, wird derselben eine eigenthümliche Befriedigung gewähren.

Wir werden von Neujahr an auch größere Werke deutscher Schriftsteller mittheilen aber unsere Druckeinrichtung so treffen, daß der gewöhnliche Inhalt der Zeitschrift dadurch nicht im Geringsten beeinträchtigt wird. Die Abonnenten erhalten auf diese Weise eine Hausbibliothek tüchtiger deutscher Originalwerke von bleibendem Werthe (deren Ladenpreis im Einzelnen den Abonnementspreis der Europa bei weitem übersteigen wird), während der Charakter einer Zeitschrift, die die flüchtigen Ereignisse des Tages in frischen Bildern abspiegelt, dabei festgehalten werden soll.

Unsere lyrische Beigabe, welche zuerst Dichter wie Dingelstedt, Herwegh und viele Andere einführte, erfreut sich fortwährend so reicher Zusendungen, daß wir den Abonnenten hohe Befriedigung versprechen dürfen.

Das Beiblatt (Feuilleton), welches die Europa nach fremdländischen Mustern zuerst sich aneignete, ist jetzt so allgemein nachgeahmt worden und so durch und durch mit der Tagesliteratur verwachsen, daß auch jedes kleine Blättchen nicht des kleinern Anhängsels entbehren zu können glaubt. Wir werden bestrebt seyn, durch die vielseitigsten Verbindungen dem Unsrigen eine noch größere Ausdehnung zu geben. In ihm soll die eigentliche „Chronik der gebildeten Welt", der zweite Titel unserer Wochenschrift genügend gerechtfertigt werden. Wir sind in den Stand gesetzt, dieses Versprechen zu halten und die ersten Blätter des neuen Jahrgangs werden den Beweis davon

liefern. Auch werden die Berichte aus den Hauptstädten des Vaterlandes nunmehr häufiger und regelmäßiger erfolgen.

Der oft bloß anzeigende, oft belustigende Zuwachs an Mittheilungen, wie ihn unser Umschlag brachte, wird noch manche Erweiterung erfahren. Das tägliche Bühnenrepertoire wird vervollständigt werden; Anzeigen von der Bewegung in den deutschen Kunstvereinen sind uns versprochen worden; Personalnachrichten aus den friedlichen Gebieten der Künste und Wissenschaften werden regelmäßig mitgetheilt. Auch an Lokalnachrichten aus allen Gegenden Deutschlands wird es nicht mangeln.

Was endlich den die Wochenschrift „Europa", vor allen andern ähnlichen Erscheinungen auszeichnenden Theil der artistischen Beigaben betrifft, so verheißen wir für den nächsten Jahrgang die Fortsetzung aller begonnenen Folgereihen, nämlich:

1) In Farbendruck:

der Illustrationen zu Mozart's Werken,
der Gallerie der Herrscherinnen.

2) In Tondruck:

der Städte-Ansichten, Landschaften u. s. w.,
der Genrebilder.

3) In Stahlstich:

der Nationalgallerie berühmter Zeitgenossen.

Die Blätter zur Geschichte der Mode, die Studien für Schauspieler, die Bildnisse interessanter Männer und Frauen der Gegenwart, die Zeitanspielungen und Karikaturen werden gleichfalls fortgesetzt.

Neu werden hinzukommen:

1) **Illustrationen zu Zschokke's Werken**, in ausgeführten Blättern in Crayonmanier, nach Zeichnungen von Lucian Reich in Karlsruhe. Diese neue Reihe zu den Werken eines unserer hochgeschätztesten und in den weitesten Kreisen beliebtesten Erzählers, wird für jeden Besitzer von Zschokke's Werken von großem Werthe seyn.

2) **Nachbildungen deutscher Werke aus den Gebieten der Malerei, Bildhauerei und Baukunst.**

Die musikalischen Beilagen werden aus den neuesten Tondichtungen von Lindpaintner, Lenz, Täglichsbeck, Kreutzer, Karl Keller, Louis Hetsch, E. Freiherrn von Lannoy, Krug, Baldenecker, Pentenrieder und anderer vorzüglicher Tonsetzer bestehen.

Die kostspieligen Modebilder und dazu gehörige Modeberichte werden in bisheriger Art ausgegeben werden, um auch diesen Ansprüchen ein Genüge zu leisten, und in nichts hinter den Anforderungen des weitesten Leserkreises zurückzubleiben.

Die Hauptredaktion der Zeitschrift Europa bleibt wie bisher unverändert ihrem Begründer, Herrn August Lewald in Baden, anvertraut, dessen unausgesetztes Bestreben es ist, sie stets auf gleicher Höhe des inneren Gehaltes und des Beifalls zu erhalten.

Indem wir nun diesen Prospekt zum 1844er Jahrgang unserer Zeitschrift schließen, wollen wir, die Verleger, nicht unterlassen, dem Publikum für die uns fortwährend bewiesene treue Anhänglichkeit gebührend zu danken, indem es gewiß als eine seltene Erscheinung zu dieser Frist gelten mag, daß sich die Abonnentenzahl eines periodischen Werkes, wie das Unsrige, durch einen Raum von beinahe einem Jahrzehnt stets auf gleicher Höhe erhalten hat. Dieses anerkennend fühlten wir uns jedoch doppelt angeregt, neue Anstrengungen zu machen und frische Opfer zu bringen, um das Institut mit den gesteigerten Ansprüchen der Zeit in gehörigen Einklang zu setzen.

Mit dem Jahre 1844 beginnt die Wochenschrift „Europa" eine Verjüngung, und die neue Folge ihrer Hefte wird als ganz unabhängig von der alten nunmehr betrachtet werden können.

Dabei wollen wir uns nicht zu bemerken enthalten, welche Vortheile unsere geehrten Abonnenten für den billig gestellten Abonnementspreis genießen, indem sie außer dem reichhaltigsten Familienmuseum, der anziehendsten und frischesten Unterhaltungsliteratur, auch eine seltene und in sich kostbare Ausbeute für ihre Mappen und Albums gewinnen, wie sie außerdem in solcher Mannigfaltigkeit nicht leicht zu erreichen wäre; endlich auch eine Sammlung trefflicher Gesangscompositionen; ein Bändchen auserwählter lyrischer Gedichte und ein Heft von kolorirten Modebildern.

Selbst, wenn Mehre zusammenträten um ein Abonnement auf die „Europa" zu nehmen, so würde noch aus der Theilung für einen Jeden eine angenehme Beigabe erwachsen, um wie viel mehr aber für den Einzelabonnenten.

Die Europa, Chronik der gebildeten Welt, erscheint wöchentlich einmal, zu drei Bogen in farbigem Umschlag, auf Velinpapier, elegant gedruckt in groß 8. Eine jedesmalige Lieferung mit fortlaufender Seitenzahl, enthält außer dem Text, eine artistische Beigabe, aus den oben angeführten Kategorien

in Steindruck oder Stahlstich; eine Musikbeilage und ein Originalmodekupfer aus Paris. Mithin besteht ein Quartal oder 13 Lieferungen oder ein Band aus

39 Bogen Text,
13 bildlichen Beigaben,

oft in doppelter und vierfacher Größe des Formats der Zeitschrift;

7 Musikbeilagen und
7 Modebildern.

Jeder Band wird überdieß noch mit einem Haupt- oder Schmuztitel und mit einem vollständigen Inhaltsverzeichnisse versehen.

Der Abonnementspreis bleibt unverändert wie bisher für das Semester oder den halben Jahrgang

10 fl. 24 kr. rheinisch oder 6 Thlr. 12 gGr.

Neben dieser Ausgabe in Wochenlieferungen erscheint von Neujahr 1844 an eine weitere Ausgabe in

Monatsheften

für diejenigen Freunde schönwissenschaftlicher Literatur, welche mindern Werth auf schnellere Mittheilung legen. Elegant in Umschlag geheftet kostet hiervon die Lieferung 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. 3 gGr., bei der Ablieferung zahlbar.

Alle Buchhandlungen Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande und Belgiens, Oesterreichs und Rußlands nehmen zu jeder Zeit Bestellungen auf beide Ausgaben an und sind in den Stand gesetzt, ohne jedwede Preis-Erhöhung die Lieferungen stets prompt und regelmäßig zu besorgen.

Karlsruhe, im November 1843.

Artistisches Institut
F. Gutsch & Rupp.

Mahnung.

Von

Ph. H. Welcker.

Schön iſt dieſe Welt, wie Frohe ſagen,
Traurig iſt ſie, wie Betrübte klagen:
Wie der Menſch es will, iſt's nirgendswo.
Aber viel des Schönen ſieht er walten,
Und er kann ſich an ſo Vieles halten.
Darum werde Du des Lebens froh!

Glaube! Denn es gibt ein gür'ges Weſen!
Iſt auch hier in keinem Buch zu leſen,
Wie es lenket dieſen Weltenlauf:
Hielt es ſchützend doch mit Vaterarmen
Deine Wiege; ziehet mit Erbarmen
Menſchen rings im Sturm und Blumen auf.

Glaube! Nicht von grauſamen Despoten
Werden abgefordert unſre Todten;
Seine Blumen hebt der Gärtner aus.
Ihrer wollen liebend wir gedenken,
Ihnen freundliches Erinnern ſchenken;
Denn auch ſie gehören noch zum Haus.

Hoffe! Schiffer hoffen noch auf Meeren,
Wenn ſie ſcheitern; Sklaven auf Galeeren
Hoffen noch, gebannt in rauhes Erz.
Darum hoff' und hoff' in blüh'nder Jugend,
Hoff' im Alter; und voll Lieb' und Tugend
Und voll Freuden hoffe, Menſchenherz!

Gotha.

Ein Kreuz im Felde.

Von

Feodor Löwe.

Ich ſchritt allein durch's hohe Korn dahin,
Die Halme ſchwankten golden hin und wieder,
Der Weſtwind hauchte und die Sonne ſchien
Und jubelnd ſtiegen Lerchen auf und nieder.

Durch meine Seele zog ein heilig Weh'n,
Wie Orgelton durch hohe Tempelhallen,
Es war ein Ruf, als wie zum Auferſteh'n,
Als ſei ein Licht in dunkle Nacht gefallen.

Dort wo der Apfelbaum sein schwer Gezweig
Hinausstreckt und den Wand'rer lockt zu rasten,
Da steht ein Kreuz; das Moos so grün und weich
Und Schlingkraut scheint es gerne zu belasten.

Mir war bekannt der Ort aus frühster Zeit,
Es war ein Lieblingsplatz des wilden Knaben.
Die Sage ging: die Stelle sei gefeit,
Ein Heiliger lieg' hier in Gott begraben.

Es war ein fremder unbekannter Greis,
Man fand ihn sterbend hier an diesem Orte,
Sein Antlitz leuchtete, sein Haar war weiß,
„Hier möcht' ich ruhen!" seine einz'gen Worte.

Man grub ihn ein, ein Kreuz ward ihm gesetzt,
Bald war der alte todte Mann vergessen,
Denn Haide war der Ort, der fruchtbar jetzt,
Und selten von des Wand'rers Schritt gemessen.

Allein nach kurzer Frist schoß wunderbar
Hier schönes Korn und junge Bäume blühten,
Doch wußte Niemand, wer der Sämann war,
Und wer bestellt, den neuen Schlag zu hüten.

Wo keine Sense je gedengelt ward,
Schnitt man im Herbst die allerschönsten Halme.
Nun sprach ein Jeder: „der hier eingescharrt,
Es war ein Heil'ger!" und man sang ihm Psalme.

Und wiederum verfloß manch' langes Jahr,
Von Allem blieb nur eine dunkle Sage,
Sie pflanzt sich fort von Mund zu Mund; ob wahr,
Ob falsch sie ist? — wen kümmert diese Frage.

Noch steht das Kreuz und trotzt der Tage Flucht,
Noch werden reiche Garben hier gebunden,
Die Bäume rauschen noch und tragen Frucht —
Der fromme Glaube aber ist verschwunden.

Stuttgart.

Gedichte

von

Martin Porzer.

1.

Die Braut an den Erwählten.

(Nach dem Englischen.)

Auf immer Dein! Auf immer Dein! In frischer Jugendgluth
Mit allem Schönen, das mich schmückt, mit jedem Erdengut;
Mit Liebe, die so wahr, so rein, als je geliebt ward, liebt,
Mit Liebe, die sich wandellos Dir bis zum Grab ergibt.

Auf immer Dein! Auf immer Dein! Ein Licht will ich Dir seyn,
Frohleuchtend durch Dein friedlich Haus, sei es auch arm und klein;
Doch will das Loos, daß Pracht und Glanz an Deiner Schwelle stehn,
Dann kennt mein Herz kein stolzer Glück, als Dir zur Seite gehn.

Und rückt, zu bleichen Deine Stirn, des Kummers Zeit heran,
Dann fleh' ich, einsam kniend, heiß für Dich den Himmel an;
Und wann dereinst des Alters Schnee Dein männlich Haupt umgibt,
Liebt Dich mein Herz so innig noch, wie es Dich heute liebt.

Und naht die ſchlimme Stunde einſt, dann pfleg' ich ſanft und leis
Dich Tag und Nacht, und küſſe Dir hinweg den bangen Schweiß;
Ruft aber Gott mich noch vor Dir in's Land der Seligen ein,
Gehör' ich ewig Dir doch an: dort oben harr' ich Dein!

2.

Die Antwort.

Ein Burgfräulein um Mitternacht
Blickt auf zur hellen Sternenpracht.

„Sagt an, ihr goldnen Sternelein!
Wo mag wohl jetzt mein Liebſter ſeyn?

Iſt er auf ſeinem Lager wach,
Und ſinnt dem treuen Liebchen nach?

Erſcheint im Traume, ſüß und mild,
Ihm tröſtend der Entfernten Bild?

Sagt an, ſitzt er vielleicht zu Roß,
Und reitet heim zum hohen Schloß?“

Da ſinkt ein bleicher Stern herab
Auf ein entferntes Heldengrab.

Sei ſtill, Du Maid, Dein treuer Graf,
Der ſchläft den kühlen Todesſchlaf.

3.

Grabzier.

Ich hatte vor, ihr Grab zu schmücken
Und ging hinaus im Abendroth
Drei edle Lilien zu pflücken,
Die schönsten, so mein Garten bot.

Und als der Mond heraufgegangen,
Trat still ich hin zum stillen Ort,
Und lispelte mit feuchten Wangen
Manch wehmuthvolles Abschiedswort.

Dann bracht' ich auf der Hügeldecke
Mein kleines Blumenopfer dar;
Es schlug aus einer nahen Hecke
Ein trauernd Nachtigallenpaar.

Zu oberst hab' der Lilien eine,
Zu ihrem Haupt ich eingemacht;
Sie hat ja stets an's Edle, Reine,
An's Schöne, Hohe nur gedacht.

Und an des Herzens Schlummerstelle
Grub ich die andre Blume ein;
Es that ihr Herz ja selbst die helle,
Die duftigblühende Lilie seyn.

Die dritte steckt' ich ihr zu Füßen —
Ein Zeichen ihres Wandels hier;
Die Lilien im Mondlicht grüßen
Mich nun als treues Bild von ihr.

München.

Geſpräch.

Von

Friedrich Voigts.

Hirt.

Wie magſt Du nur ſo ſtill und traurig ſeyn,
Weil alle Roſen lachen Duft und Schein?

Mönch.

Weil alle Roſen lachen Duft und Schein,
Denk' ich des Todes, der ſie bald verzehrt.

Hirt.

Denk' ich des Todes, der ſie bald verzehrt,
Denk' ich der Gnade, die ſie neu verklärt.

Mönch.

Der Gnadenthron iſt auch ein ſtreng Gericht,
So Geißeln Dir aus Roſendornen flicht.

Hirt.

Die Himmelsflur trägt ird'sche Dornen nicht!
O sei vergnügt, weil Liebe Dein gedacht.

Mönch.

O sei betrübt, weil Dir der Erde Pracht,
In Dornen selbst, also verlockend lacht!

Hirt.

Wie soll mein junges Herz in Trauer stehn?
Es ist ja schwer, im Dunkel recht zu gehn;
Es ist ja leicht, die Last vergnügt zu tragen;
Es ist ja schön, im Staube frisch und rein;
Es ist ja groß, durch Dornen sich zu wagen;
Es ist ja klein, auf Erden traurig seyn!

Tagebuchblätter.

Von

Auguſt Heſſe.

Betty Paoli gewidmet.

1.
Wanderlied.

Es ziehen die Wolken ſo ſchweigend und ernſt,
Die Fernen in Dunkel verfluthen,
Dein Blatt bewegt ſich, es plaudert kein Quell,
Die wunden Glieder bluten,
Muß wandern.

Und weiß nicht, warum ich wandern muß,
Und kann das Ziel nicht kennen,
Und wenn mir ein Stern den Weg nicht zeigt,
Keine Seele kann mir ihn nennen.
Muß wandern.

Wohl einſt, wenn ich, kraftlos und wandermüd,
Auf ein Grab, zu raſten mich lege,
In's weite Land noch ſtarr' ich und ſeh':
In's Unendliche laufen die Wege
Zum Wandern.

2.

Sturm und doch Ruhe, Wachen und doch Träumen.

Wie die Windsbraut
Tosend und laut
Durch's Gebirg fährt,
In die Tannen gewittert,
Ueber's Meer fährt,
Masten zersplittert,
Um der Kön'ge Paläste
Drohend die Flügel schlägt,
In ihrer Feste
Sie zürnend bewegt,
Wie Todesmahnung
Um finstre Dome zieht —
Also soll wach seyn,
Wach seyn mein Lied!

Und wie derselbe Hauch
Im stillen Thale
Spielend das gelbe Laub
Auf ein einsames Grab streut
Und durch die klingenden Saiten
Einer verlass'nen Harfe zieht,
Während des Wetters Blitzen
Von ferne herüberglüht —
So zugleich träume,
Träume mein Lied.

Berlin.

Gedichte

von

Reinhard Otto.

Gondelliedchen.

1.

Blick' ich aufwärts zu den Sternen,
Die am Himmel glänzen golden,
Glaub' ich, ich säh' Deine Augen,
Die mir theuren, engelholden.

Schau ich nieder in die Fluthen,
Wie sich drin der Himmel malet,
Glaub' ich, daß Dein Aug' ich sähe,
Das von ew'ger Liebe strahlet.

Arm und eng ist meine Hütte,
Zwei nur können in ihr wohnen,
Doch mein Herz ist reich und größer
Und kann treue Liebe lohnen.

In ihm können alle Sterne,
Kann der ganze Himmel wohnen,
Da in seinen Räumen ewig
Deine theuren Züge thronen.

2.

Mit dem Geliebten koſet die Signora,
Hingeſtreckt auf ſchwellend weichem Pfühle,
Mit der Jungfrau ſchwarzen Locken tändelt
Liebe flüſternd ſanften Weſtes Kühle.

Am Rialto lockt der Gondelführer
Seine Braut mit Mandolinenklange,
Und ſie hört ihn, und beim Saitenſpiele
Schwört ſie ew'ge Liebe im Geſange.

Und die Schiffe ruhen auf dem Meere,
Leichte Wellen ſcherzen um die Kiele,
Wie Signora mit dem Theuren koſet,
Hingeſtreckt auf ſchwellend weichem Pfühle.

Mit dem Meere einigt ſich der Himmel
In der Sehnſucht glühend heißem Drange,
Wie dem Gondler dort das holde Mädchen
Ew'ge Liebe ſchwöret im Geſange.

Liebe athmen Erde, Meer und Himmel
In des Abendwindes ſüßer Kühle, —
Zum Palaſte führ' ich die Signora,
Meine Braut zum ſchwellend weichen Pfühle.

Schwur.

„Bis an das Grab!“ ſo haſt Du mir geſchworen,
O, ſchwöre mir: „bis in die Ewigkeit!“
Hat unſre Liebe nicht die Zeit verloren,
Iſt ihr Gepräge nicht Unendlichkeit?

„Ganz bin ich Dein!“ hat mir Dein Mund geſtanden,
Geſtehe mir: „ich bin Dein eignes Ich!“
Wo Seelen ſich, ſowie die unſren fanden,
Iſt's ein Verſchmelzen eng und inniglich.

„Mein Herz ſchlägt Dir!“ ſo hörte ich Dich ſagen,
O, ſage doch: „mein Herz, es ſchlägt in Dir!“
Denn hört ein Herz von unſern auf zu ſchlagen,
Schlägt wohl das andre einſam für und für?

Ich ſage Dir: „mein Herz, es iſt das Deine,
In Liebe ſchlägt's bis in die Ewigkeit,
Mein Selbſt geht auf in Dir, Du himmliſch Reine,
In meiner Liebe ſtürzt die Macht der Zeit.“

Marburg.

Gedichte

von

Ph. H. Welcker.

1.

An die Wolken.

Auf freien Aetherwellen,
Ihr Wolkenſchiffe, dort,
Ihr farbigen, ihr ſchnellen,
Wohin? Aus welchem Port?

Seid Ihr die Himmelsflotte,
Die Himmelsboten Ihr?
Und tragt von Eurem Gotte
Das Sonnenglanzpanier?

Sagt, wo, mit Glück begabend,
Lagt Ihr vor Anker ſchon?
Wo ſchlaft Ihr dieſen Abend
Und ſtreut den Schlummermohn?

Kommt Ihr daher gezogen,
Von Seufzern, Thränen, ſchwer,
Von unten aufgeſogen:
So werft ſie ſchnell in's Meer.

Doch ruht in Euren Hallen
Jetzt eben Freudenſaat:
So laßt ſie niederfallen
Herab auf unſern Pfad.

Sandt Euch allein vom Hafen
Der Heil'ge droben aus?
Vielleicht, daß Engel ſchlafen
In Eurem flücht'gen Haus.

Ihr geht bei prächt'gen Kerzen,
Iſt unten Finſterniß.
O ſchlagen in Euch Herzen,
Denkt Ihr der Welt gewiß.

In jener Sonnenherde,
Die flammend Euch umwohnt,
Dort iſt, der Freund der Erde,
Auch Euer Freund, — der Mond.

Ihr ſchifft in allen Fernen
Vor jeden Ocean;
Ihr legt vor allen Sternen
Den gold'nen Anker an.

Die Sorge dort zerſtiebe,
Wohin ihr Segel ſchwellt.
Grüßt Alle, die ich liebe
Dort in der weiten Welt!

O ſpendet ſüßen Schlummer,
Wo dieſe Nacht Ihr ſteht,
Und morgen ſei der Kummer
Von banger Bruſt verweht.

Und nehmt Ihr Menſchenbitten
Am Weg zum Himmel wahr,
Laßt pilgern unbeſtritten
Die arme Bettlerſchaar.

Wenn Ihr mit langem Flügel
Am Hochgebirge ruht,
Dann nehmet Flur und Hügel
In Eure ſtille Hut.

Und dürſten Bäum' und Vögel
Und Menſch und Lebensau,
Dann ſchüttelt feuchte Segel
Mit kühlem Himmelsthau.

Doch will der Räuber bieten,
Der Sturm, Euch heiße Schlacht:
Schont meines Thales Blüten,
Wenn Euer Donner kracht!

2.

Abendroth und Sehnsucht.

Im Westen flimmert ein Purpurmeer,
Und wirft noch die rothen Schatten her.
Ihr Segler, ihr Wünsche mit frommer Glut,
Ihr Blicke, wie strebt ihr zur gold'nen Flut
Im Westen, im Westen!
O wollt Ihr das Friedenseiland schau'n
Dort hinter den Höh'n, den dunkelblau'n?

Die Sehnsucht fährt vergebens hinaus
Und breitet die Segel der Hoffnung aus;
Und schifft im Nebel und sucht und sucht
Und ankert an einer öden Bucht
Im Westen, im Westen;
Und schlummert endlich, ein müder Schwan,
Bei spätem Dunkel in ihrem Kahn.

Und plötzlich, wie mitten im Grab erwacht,
Da denkt sie: „Wie wallet um mich die Nacht!“
Doch horch! Da tönet ein Wunderlied;
Und als sie forschend nach oben sieht
Im Westen, im Westen:
Da geh'n mit einem Male zu Hauf
Die Sterne, die Friedensinseln, auf.

3.

Die Schöne.

Dort um jene ſtille Hallen
Wehet Paradieſesluft;
Denn es wohnt in ihrer Mitte,
Die nur Blüte ſcheint und Duft.
Und ich ſag: aus ihrem Zauber
Windet Keiner ſich heraus;
Zieht doch mächtig ihre Nähe
Wie der Nixe gold'nes Haus.

Wunderſel'ge Liebesſage!
Wen doch ſolch ein Haar umflög',
Wen doch eine ſolche Nixe
In die Tiefe niederzög'!
Glücklich, wem ſie gold'ne Blicke
Lächelnd ſpendete zum Bund,
Und voll morgenländ'ſcher Perlen
Böte den Korallenmund!

Aber längſt ſchon lebt die Seele
Droben ihr in leichter Welt.
Und ſo hab' ich in den Himmel
Auch ihr ſchönes Bild geſtellt.
Zeitenſenſe, mähe, mähe
Ihre Blüte nicht ſo früh,
Und, Natur, noch webe viele
Erdenfrühlingsträum' um ſie!

4.

Traumglück.

Träumen, träumen muß
Jeder nach des Himmels Schluß.
Traum erhält mit regem Streben
Unser eingeschlafnes Leben;
Wachen ohne Phantasie
Ist, als ob kein Lenz erblüh';
Schlafen ohne Traum ist — Tod:
Träumend bleibt das Leben roth.

Träumen, träumen muß,
Wer nur hofft noch auf Genuß.
Weckt ein Traum Dich wild, wie Fieber,
Schläfst Du wieder ein noch lieber;
Ist die Wirklichkeit zu rauh,
Eine dunkle Schmerzensau,
Baut der Traum ein lichtes Haus,
Gleicht das arme Leben aus.

Träumen, träumen muß
Ich auch, Himmelsgenius!
Ach, ein süßer Traum ist Zauber
Gegen Gram, den Freudenrauber.
Wenn die Welt mich hart bedrängt,
Gegenwart mich kalt umfängt,
Gib, o gib Ersatz mir so,
Laß mich träumen, träumen froh!

Gotha.

Eines Kaisers Begräbniß.

Von

Reithard.

Umrauscht von Stromeswogen,
Starrt dort ein Inselsumpf;*
D'raus steigt, mit morschen Bogen,
Ein schwarzer Kirchenrumpf:
Die unbedeckten Thürme
Versenden keinen Klang,
Und Nebel zieh'n und Stürme
Durch Schiff und Säulengang.

---

* Kaiser Heinrich wurde bekanntlich aus der Gruft zu Lüttich, wo er festlich begraben worden war, nach Ansinnen der geistlichen deutschen Fürsten, weil der Kirchenbann auf ihm liege, auf seines Sohnes, Kaiser Heinrich V Befehl, wieder ausgegraben und auf eine wüste Insel in der Maas geworfen. Die Erscheinung des Mönchs ist historisch und zu lesen in den Annal Hildesh.: „Hierosolymitanus quidam monachus casu venit . . . .“

Kein Prieſter lieſt dort Meſſe,
Kein Beter tritt durch's Thor;
Geflecht und wilde Kreſſe
Durchwuchern Schiff und Chor.
Kein Lampenſchein erhellet
Der Hallen düſt're Nacht
Und keine Orgel ſchwellet
Des Hymnus heil'ge Pracht.

Den Gottesbau im Werden
Befleckte ſchnöder Mord
Und ſcheuchte Hirt und Herden,
Noch eh' ſie kamen, fort.
Doch ſtill! ... Ein dumpf Geflüſter
Ertönt heran vom Strom,
Durch Röhricht naht und düſter
Ein Leichenzug dem Dom.

Sie landeten im Kahne
G'rad als es Zwölfe ſchlug,
Doch ohne Kreuz und Fahne
Begann der trübe Zug.
Nicht Kerzen glüh'n, noch Sterne;
Es hellt den Weg vom Strand
Nur eine Grablaterne
In roher Henkershand.

Geſpenſtiſch weht der rothe
Blutmantel vor dem Sarg ....
Wer iſt der arme Todte,
Den hier das Leben barg?
Wie heißt er? — Frage leiſer!
Ihm hat die Welt gebebt:
Es iſt der deutſche Kaiſer,
Den hier ſein Sohn begräbt!

Des Schlachtenherrn Gebeine,
Der Gregor einſt gezähmt;
Sie ruh'n in dieſem Schreine,
Vom Kirchenfluch gefehmt.
Sein Blick, er hat verlodert,
Der Adern Glut entwich —
In dieſem Sarge modert,
Der Kaiſer Heinerich!

Der Henker ſprengt den Deckel
Und ſpeit den Kaiſer an;
Dann flieht mit Graun und Eckel
Der Schwarm zurück zum Kahn ...
Nur Einer iſt geblieben,
Am Sarge hält er feſt:
„Ich will Dich dennoch lieben,
Ob Alles Dich verläßt!“

Jetzt dringt der Mond, der bleiche,
Durch ſchwarzer Wolken Bord,
Zeigt hier die Kaiſerleiche
Und auf den Sprecher dort:
Hier eines Feindetilgers
Verkühlte Flammenglut,
Dort eines alten Pilgers
Geſtalt mit Stab und Hut.

„Und geifern rings die Nattern,
Und wird der Mann zum Weib —
Den Purpur ſah ich flattern
Um dieſen heil'gen Leib.
Ich ſah den Tag der Weihe,
Sah krönen dieſes Haupt;
Ich ſchwur dem Kaiſer Treue
Und Er hat mir geglaubt!“

Zwei warme Zähren ſchoſſen
Dem Greiſ' zu Bart: „Wohlan,
Nimm mich zum Grabgenoſſen,
Du armer Kaiſer, an!
Flucht auch der Pabſt ſich heiſer —
Dem Fluche bin ich taub;
Schmäht Dich Dein Sohn, der Kaiſer —
Ich ehre Deinen Staub!

„Nicht irrt des Kaiſers Wüthen,
Nicht ſchreckt der Kirche Bann,
Die auf der Stätte knieten,
Wo Chriſti Herzblut rann:
Er, der am Kreuz ſein Leben
Geopfert liebevoll,
Will, daß der Menſch vergeben
Und Keinem fluchen ſoll.

„Weil keine Kunſt der Hölle
Dich unterdrückte ganz,
Stürzt heut' noch Schlammgerölle
Auf Deines Namens Glanz:
Ihr Schändlichen! Ihr Feigen!
Für jede Bosheit gut:
Euch Allen will ich zeigen,
Was Dank und Liebe thut!

„Zu Fulda ſtand vor Jahren
Im reichen Kloſterſaal
Der da, mit gold'nen Haaren,
Zu des Prälaten Wahl.
Und um die feiſte Pfründe —
Bei ihm, der ſie verlieh —
Ward Liſt und bleiche Sünde
Mit frecher Simonie.

„Ein Mönch blickt aus der Ecke
Ergrimmt in diesen Pfuhl;
Da plötzlich steigt der Recke
Herab vom Fürstenstuhl.
Sein Blick verbreitet Schrecken;
Er tritt auf's Mönchlein zu,
Gibt ihm den Hirtenstecken
Und donnert: Abt bist Du!

„Der Mönch bin ich gewesen —
O Kaiser, habe Dank!
Ob auch, dem Haß erlesen,
Mein Stern mit Deinem sank,
Und ob auch meinem Stabe
Gleich Deinem Schwert geschah —
An des Erlösers Grabe
Lernt' ich Ergebung ja!"

So sprach der Greis, und hellte
Den Raum durch Kerzen klar,
Und zog hervor und stellte
Ein Kreuz auf den Altar;
Da hält er, niederkniend,
Ein heilig Todtenamt,
Und segnet fromm erglühend
Ihn, den die Welt verdammt.

Zürich.

Gebannte Jugend.

Von

J. Ed. Braun.

Daß ich der Sinne trübe Stumpfheit
Nun zu beleben wüßte!
Daß wach der Muse Kuß die Dumpfheit
Des Geistes wieder küßte!
Der Lenz ist da und blüht so traut,
Die Nachtigall und schlägt so laut,
Im Walde klingt's wie Festesläuten; —
Kaum merk' ich's, weiß es nicht zu deuten.

Den Zauber, der sich einst begeben,
Kennt Ihr wohl aus den Sagen,
Wie marmorstarr im vollsten Leben
Die Maid, die Ritter lagen;
Doch schlimmer muß der Zauber seyn,
Wenn in des Herzens Spiegelschrein
Hinunter scheint die Frühlingsröthe,
Und dort es farblos bleibt und öde.

Hell schmettern jetzt die Kampfdrommeten,
Auf Bergen sieht man's flammen,
Es rufen laut zu heil'gen Fehden
Die Jugend sie zusammen.
Dem freien Wort, der neuen Zeit
Und dem Gedanken gilt der Streit,
Und keck und glänzend reiten Lieder
Als Kriegsherolde auf und nieder.

Aus Nord' und Süden zieh'n die Streiter
Mit blanker, schneid'ger Wehre,
Des neuen, heil'gen Reich's Bereiter,
Zum Geisterbundesheere.
Es ragen Helden dort und hier,
In Siegerarmen das Panier
Voll tiefbedeutungsvoller Zeichen —
Das wird ein Sieg, die Nacht muß weichen!

Die Zeichen wollen mir nicht schimmern,
Zum Helm kann ich nicht greifen,
Kann an der Weltgeschichte Trümmern
Das rost'ge Schwert nicht schleifen:
Mich hält des Zaubers arge Macht;
Sie ziehen fort zur Schlacht, zur Schlacht!
Und ich kann nicht den Fluch bemeistern,
Mich für die Freiheit nicht begeistern.

Einst wird die Stunde zwar erscheinen,
Wo eine Fee wird lösen
Mit ihrem Spruch, dem silberreinen,
Den Zauberbann, den bösen.
Von Sinn und Herz die Kette bricht,
Jedoch erlöset bin ich nicht;
Ein neuer Fluch hält mich umfangen —:
Die Zeit ist ihre Bahn gegangen!

Dann ſchau' ich um mich nach dem Lenze,
Der meine iſt verglühet,
Verwelkt ſind lange ſeine Kränze,
Die Jugend abgeblühet.
Da ſteh' ich dann, ein alter Mann,
Seh' mir das fremde Leben an.
Nun möcht' die Jugend ich genießen,
Und keine neue will mir ſprießen.

Und will Begeiſt'rung dann im alten
Und welken Herzen beben,
Wann lange ſchlummernde Gewalten
In ihm neu wollen leben,
So faßt es erſt das rechte Leid:
In dieſes Lebens Herrlichkeit
Sieht es, das ſtill zurück ſich wendet,
Wie jener Geiſterkampf geendet.

„Im Sieg, den ſie ſo ſtolz erfochten,
Hab' ich nicht mitgeſtritten,
Für's neue Reich, das ſie geflochten,
Hab' ich nicht mitgelitten.
Kann ſüß wohl ſeyn der Freiheit Kuß,
Bei dem ich zürnend denken muß,
Daß, als die Jugend ſie errungen,
Der Dumpfheit Bann mich hielt bezwungen?“ —

Dillenburg.

Gedichte

von

J. M. Hutterus.

1.

Der Kranken.

Sieh nicht so ernst! Des Todes Schatten gleiten,
So wähn' ich, kalt Dir über's Angesicht,
Und unter halbgesenkten Lidern streiten,
Wie sie so schmerzlich zucken, Nacht und Licht.

O lächle nicht! Wie Deine Züge leuchten
Wähn' ich, der Sel'gen Eine schon zu seh'n,
Und ob aus Wolken Engelarme reichten,
Dich aufzutragen zu den Sonnenhöh'n.

O rede nicht! Die Stimme wie gebrochen
Entringet matt dem wunden Busen sich!
O rede! Deines Herzens fiebernd Pochen
Tönt durch die Stille bang und schauerlich.

Doch, magſt Du weinen, lächeln, reden, ſchweigen,
Es wehet kalt mich an wie Todesgraus —
So laß Dein Haupt an meine Bruſt ſich neigen,
Und hauche ſchlummernd Deine Seele aus.

2.

Frage.

Wie das Herz von ſtillen Blüten träume,
Die zur Frucht zu ziehen es ſich ſehnet,
Eine Heil'ge nährt es, d'rin die Keime
Höchſten Glückes ſchlummern, wie es wähnet.

Und ſo mein' ich, wenn die Liederſproſſen,
Die in meiner Bruſt zum Lichte ringen,
Alle nun den Blätterkranz erſchloſſen,
Frieden würd' es meiner Seele bringen.

Doch wer ſagt mir, ob der Wahn nicht trüge!
Ob, wenn ich mein letztes Lied geſungen,
Und es ewig durch die Seele ſchwiege,
Ob es Frieden dann, was ich errungen! —

Münſter.

Heloiſe.

Von

Fernand Schmid.

In ſtiller Nacht, erhab'ner Gottesſohn,
Lieg' ich in Deinem Haus auf kalten Steinen;
Laſſ' mich allein mit Dir, vor Deinem Thron,
Mein Bräutigam, um all' die Liebe weinen,
Die noch am Kreuze Deinen Mund umſchwebte,
Als ſie Dein Herz zertreten und getödtet —
Wenn auch von Deinem letzten Blut geröthet
Die Erde dumpf in allen Fugen bebte.
Wenn meine Blicke ſich zum Himmel wenden,
Und wenn Dich meine Lippen zitternd fragen,
Warum ſie auch mein Herz an's Kreuz geſchlagen?
Wirſt Du vielleicht mir eine Thräne ſpenden.
Iſt auch mein Denken nur an ihn gebunden,
Um den ſie mich beneidet und gehaßt;
Du zürnſt mir nicht; Du kennſt der Liebe Wunden,
Warſt Du auch nie von gleicher Glut erfaßt.
Iſt meine Seele auch an ihn gekettet,
Daß ich nicht ſagen kann, was mein geblieben,
Und hab' ich keine Hoffnung mir gerettet:
Verdamme nicht! Ich kann auch Dich noch lieben.

Und was mich mahnt an das verbot'ne Feuer
Das mich durchglüht, ist meinem Herzen theuer.
Die Sonne selbst, die um die Rose freit
Bis sie in ihres Kusses Rausch vergeht,
Die Weide, die am Baches-Ufer steht
Und ihre Blüten in die Wellen schneit;
Die Schwalbe, die vom vollen Neste fliegt,
Und für die kleine Brut um Nahrung schaut,
Der Adler, der sich auf dem Felsen wiegt
Um Beute spähend für die hohe Braut;
Und auch die Menschen kann ich nimmer hassen —
Sie kennen wohl der Liebe süße Schauer;
Wenn sie auch alle, alle mich verlassen —
Ich zürne nicht an diesem Ort der Trauer.
Nicht Tröstung will ich, denn was ich verloren,
Mehr ist's, als was der Himmel bieten könnte;
Und mir ist heil'ger, was mein Herz geschworen,
Als Alles, was vielleicht mir Gott vergönnte.
Und wenn ich oft um jenen Frühling klage,
Der wie ein Traum gekommen und vergangen,
So schwelg' ich auch mit sehnsuchtsvollem Bangen
In der Erinnerung an holde Tage.
Und durch die Hallen dann, die kalten, düstern,
An Seufzer und an Psalmen nur gewöhnt,
Hör' ich die Stimme des Geliebten flüstern,
Die tröstend mit dem Kloster mich versöhnt.
Denn wenn sie grausam mir ihn abgezwungen,
Sein Herz schlägt treu, wenn auch dem meinen ferne,
Ein Zauberband hält enge uns umschlungen,
Und unsre Lieb' ist ewig, wie die Sterne. — —
Vergieb, wenn ich in trunkenem Gebet
Den Mauern hier, dem schwarzen Schleier fluche,
Und gluterfüllt, o göttlicher Prophet,
In Deinem Antlitz seine Züge suche.
Wenn Deine Lippen ich, die todeskalten,

Mit seinem lebenswarmen Mund vergleiche,
Wenn Deine Stirn' mit ihren Marmorfalten
Mich nicht entzückt, wie seine lockenreiche.
Doch sieh', zu Deinen Füßen fall' ich hin,
Wie Du die Welt geliebt, so lieb' ich ihn.
Und stünd' es auch am Himmelszelt geschrieben
Daß Frevel meine Thränen, meine Pein —
Ich weiß ja nicht, wie andre Menschen lieben,
D'rum wirst Du, Gott des Schmerzens, mir verzeih'n!
Und ist der Bräutigam, den ich erkor,
Mir mehr als Du, um den die Schwachen werben,
Ich bin ein Weib, zu lieben und zu sterben;
D'rum ringt mein Flehen sich zu Dir empor;
In einer einz'gen, wonnereichen Stunde
Möcht' ich mein Leid begraben und vergessen,
An dieses Herz, das arme, todeswunde,
Noch Einmal meinen süßen Freier pressen;
Im letzten Lebewohl dem Glück entsagen,
Dem ich gehuldigt ohne Deinen Segen;
Und ohne Seufzer dann, und ohne Klagen,
Mein müdes Herz auf diese Steine legen;
Wenn dann die Engel Hochzeitlieder singen,
Soll meine letzte Thräne niederfallen,
Dann will ich meines Herzens letztes Wallen
Als schönsten Brautschmuck Dir zum Opfer bringen.

Vivis, am Genfersee.

Paläſtina's Klage.

Von

Ph. H. Welcker.

Abends geht durch Paläſtina großes Trauern weit umher,
Abends zieht ein Klaggeſtöhne fern herüber über's Meer,
Iſt es Schreckenshall der Wüſte, wann der Löwe ſie durchſtreicht?
Iſt es Todesſchrei des Wildes, wann zum Mahl die Schlange ſchleicht?

Arme Chriſtusjünger drüben, bloßgeſtellt der Räuberwuth,
Ach, wie oft ſchon ſah der Carmel Euer friſch vergoß'nes Blut!
Kehrt zurück, Wallbrüder! Fliehet! — Habt Ihr keinen Zufluchtsort?
Ueberall nur wilde Horden, überall nur Raub und Mord!

Horch! des Nachts wird aufgehoben manch' verwittert' Gräberthor;
Und Prophetenſchatten ſtiegen bleich aus Joſaphat empor;
„Ach, zu Dir, geliebter Boden, einſt ſo vielbeſucht und hehr,
Kommen denn nicht bald Erretter dort herüber über's Meer?

Ja, es war ein weltgeprieſ'nes, war ein gottgeliebtes Land,
Und der Menſchheit Mutterheimath. Ach, und all' ſein Volk verſchwand
Das in's Buch der Weltgeſchichte Worte, unauslöſchlich, ſchrieb
Und, zerſtreut in alle Zonen, rüſtig doch und kenntlich blieb.

Warum ſchmachtet in Bedrängniß, ächzet unter hartem Druck
Immer das Gefilde Gottes, einſtens aller Fluren Schmuck?
Ja, es war ein Wundergarten, den das ſchöne Syrien wies.
Hier war Eden! Doch verwüſtet iſt das alte Paradies.“

Land, das Moſes mit Entzücken fern noch auf dem Nebo ſah,
Biſt Du nimmer friſchgeſegnet, keinen frohen Tagen nah?
Laſſ' den Oelbaum wieder grünen, laſſ', von Heerden vielbeſucht,
Wieder neben Balſamſtauden prangen ſchwere Rebenfrucht.

Nennet nicht, Ihr kalten Seelen, ſolchen Wunſch Verblendung, Wahn!
Dort, o dort für alle Zeiten, hat ſich Großes kund gethan;
Heilig dort ſind alle Plätze, heilig iſt der ganze Ring,
Da, wo Chriſtus, wo Maria, wo die Schaar der Jünger ging.

Denkt Ihr, wie vor Mahom's Fahnen zitterte das Abendland,
Wie es ſeine Kreuzesritter, nach dem Oſten hat geſandt
Zu Jeruſalems Befreiung; wie es tauſend Bünde ſchloß,
Und das Blut der beſten Söhne für das heil'ge Grab vergoß?

Seh't mit den errung'nen Kronen Gottfried dort und Balduin,
Seh't die großen Hohenſtaufen, ſchwerdtumgürtet, adlerkühn!
Wenn doch mit dem alten Zorne, mit umkränztem Diadem,
Jetzt der große Barbaroſſa, kampfgerüſtet, wiederkäm'!

Ruhet wohl, entſchlaf'ne Fürſten, die Ihr einſt, von Volk umwogt,
Von dem Glauben hochbegeiſtert, hin nach Paläſtina zogt!
Ruhet wohl, Ihr Glaubensbrüder! Nein, Euch trieb nicht eitler Tand:
Fern, umweht von Wunderbäumen, liegt ein göttlich' Morgenland.

Ja, des Heilands Pfad umwallet fort und fort ein Zauberglanz,
Aufgehängt an ew'gen Cedern schwebt des Ruhmes hellster Kranz;
Ewig, schwesterlich verbunden unter holder Melodie
Mit dem Engelbild der Wahrheit, wandelt dort die Poesie.

Dort hinüber, wo zuerst uns jugendlich der Morgen glüht,
Dort hinüber, wo der Jordan mit der heil'gen Woge zieht,
Dort hinüber, wo der Sion schauet jetzt so kummermatt
Auf die oft zerstörte schöne, längstverwaiste Gottesstadt;

Dort hinüber — o ihr Blicke, wenn ihr doch die Stelle träft,
Wo der Leib nun des Messias, tausendfach gesegnet, schläft! —
Dort hinüber zieht ein Sehnen, zieht ein lustgemischter Schmerz,
Ewigmächtig hin die Menschheit und ein jedes schöne Herz.

Wollte nicht der große Heil'ge dort von Schmach befrei'n? Und doch
Weint noch Kanaan, das hehre, unter dem Barbarenjoch;
Und noch immer nicht geworden ist — so vieler Wünsche Ziel, —
Dort Jerusalem der Frommen freier Hafen und Asyl.

Wehe! stumm ist Zions Harfe, Sclavin Hierosolyma,
Und vor Mörderhänden bebend, schleicht der arme Pilger da;
Weh'! das Roß der wilden Scheikhe tritt die Gärten Salamo's
Und wo blieb die Stadt der Palmen und die Rose Jericho's?

Sechs Jahrhunderte, geschlagen wie vom Zorn des Donnerkeils,
Dürstet Syrien vor Europa nach dem freien Quell des Heils;
Und, der Thabor hört auf's neue und der alte Libanon
Seiner Erde stummen Jammer, und die Wüste träumt davon.

Horch, Gewimmer! Christen-Aechzen ist es, angsterpreßt und tief,
Welches nach dem Abendlande, doch umsonst, nach Hülfe rief.
Helfet jetzt, Europa's Kön'ge! Fordert, — und der Orient
Wird gehorchen, der die Donner Eurer Siegerflotten kennt.

Denkt an sechs Millionen Brüder, die auf jenem langen Pfad
Schlafen: und noch nicht entblühte reiche Frucht der blut'gen Saat:
Denkt, daß, nahe dem Erlischen, matt nur flimmt der halbe Mond:
Und noch wurde nicht der Völker großes Heiligthum geschont!

Zeit ist's endlich, daß Europa schnell Gebieterworte sprech',
Und die Sarazenenketten über Golgatha zerbrech';
Zeit ist's endlich, daß, gereinigt von der Armuth Schutt und Moos,
Wieder Milch- und Honigbäche tränken Palästinas Schoos.

Horcht! Lebend'ge mit den Todten, sie beschwören Euch darum:
Kön'ge, hebt beglückend wieder Jene, welche liegt so stumm;
Stellt Jerusalem, die bleiche, schwergeprüfte Königin,
Stellt sie jetzt mit neuem Glanze schön gerüstet wieder hin.

Nehm't hinweg den alten Jammer; und in ihrem jungen Staat
Sei die freie Palästina des Jahrhunderts schöne That!
Laßt dort sammeln Völkerheerden in des Friedens hellem Schein,
Laßt Judäa's arme Söhne ziehen wieder fröhlich ein!

Weckt die alten Blütenwälder mit verjüngtem Lebenshauch,
Den Orangen-, den Granaten- und den duft'gen Rosenstrauch,
Laßt die Freiheitsharfe rauschen wieder im gelobten Land,
Daß die Luft die Wonneklänge trage bis an unsern Strand.

Anmerkung. Dieses Gedicht wurde geschrieben, als vor nicht langer Zeit wieder sehr betrübende Nachrichten von Syrien und den daselbst lebenden Christen in einigen Blättern mitgetheilt wurden.

Gotha.

Gedichte

von

Theodor Deichmann.

1.

Der Blinde.

Ach! der arme blinde Greiſe
Wandelt ſtille, wandelt traurig
An dem kalten Weihnachtsabend —
Und die Winde wehen ſchaurig.

Horch! es rollen ſtolze Wagen
In den lichterhellten Gaſſen,
Tanz und Sang rauſcht in den Sälen —
Er allein war ſo verlaſſen. —

Sieh'! ſein Käppchen in den Händen
Und den treuen Krückenſtock
Steht er ſtille, ſanft gebeuget,
Zitternd im zerriſſ'nen Rock. —

Seine ſilbergrauen Locken
Flattern in dem Wirbelwind; —
„Alter! warum ſo alleine? —
Führet Dich kein blaſſes Kind?“

Und empor zum Sternenhimmel
Lenket er den nächt'gen Blick. —
„Haderſt Du in eitlem Grame
Mit dem düſteren Geſchick?“

„Neideſt Du den frohen Menſchen
Ihre lügenvolle Freud'?
Hat mit Deinem Gott verfeindet
Dich Dein tiefes, ſchweres Leid?“

Ja! wohl lenke ich zum Himmel
Meinen nachtumflorten Blick,
Aber wär' mein Auge helle, —
Strahlen würd' es Lieb' und Glück. —

Sieh'! ich danke; d'rum mein Käppchen
Trage ich in meiner Hand;
Danke für die treue Liebe,
Die das ew'ge Heil gefandt.

Trage eine Sonn' im Buſen,
Keine heller, wärmer iſt;
Sie heißt Glauben, ſie heißt Liebe,
Sie heißt Heiland Jeſus Chriſt.

Und ſo ſteh' ich gern hier draußen,
Freue mich der Menſchen Luſt;
Und dann geh' ich ſtill zu Hauſe,
Gottes Frieden in der Bruſt.

2.

Alpenbild.

Am Abend geh' ich alleine
Bergauf im Alpenwald,
Zwiſchen zitternden Blättern malet
Der Mond viel ſond're Geſtalt.

Es blitzt und huſcht und flüſtert
Und klingt und wispert um mich;
Gar heimlich ſäuſeln die Bäume
Und neigen die Zweige auf mich.

Viel funkelnde Augen winken
Und ſehen mich liebereich an,
Viel ſilberne Blumen erblühen
Und tänzeln auf mooſigem Plan.

Wie gläſerne Zauberfäden
Zieht des Gießbachs Welle hinab,
Mich dünkt, es ſchwingt eine Hexe
Darüber den Zauberſtab.

Und mit großem, verwundertem Auge
Durch das ſchwarze Tannengezweig
Lugt ein züchtiger, vornehmer Gletſcher
Auf dieß dämmernde, wirbelnde Reich.

3.

Ein Blatt.

Der Frühlingswind, der laue,
Weht durch den Blütenbaum,
Die grünen Blätter ſcherzen
In jugendfriſchem Traum.

Und unter Blüt' und Laube
Iſt ein vertrocknet Blatt,
Das im vergang'nen Jahre
Einmal gegrünet hat.

Das weht in bangem Beben,
Schlägt an den Stamm geſchwind, —
Als bät' um Leben die Mutter
Das todteskranke Kind.

Es ſpricht: o rette, rette! —
Du haſt des Lebens viel,
Es ſtrömt in Deinen Adern
Viel Thau, erfriſchend — kühl.

Du tränkſt die jungen Blüten
Mit üpp'gem Lebensſchwall —
Und mich, Dein armes Kindlein
Läßt Du in Todesqual? —

Es bebt, es klopfet dringend,
Es wispert leis, geſchwind — — —
Vom kalten Mutterherzen
Reißt's fort der Frühlingswind.

Ihr Netz, das gold'ne, webet
Die Sonne durch den Baum, —
Leicht ſpielen ſeine Blätter
In jugendfriſchem Traum.

4.

Des Dichters Beruf.

In welchen Tönen ſoll ich ſingen? —
Welch herzgewinnend Dichterlied? —
In meinem Buſen fühl' ich ſpringen
Die Lebensquelle luſtumblüht, —
Durch meine Adern fühl' ich rinnen
Des Gottes benedeites Licht — —
Mit ſolchem Schatze zu gewinnen
Die Menſchen all', iſt meine Pflicht.

Doch kaum verſteh' ich ſelbſt die Deutung
Des mir Gegeb'nen; ein Prophet
Demüthig folg' ich Seiner Leitung
In innig-brünſtigem Gebet.
Die Urne bin ich, d'rin entfaltet
Er Seines Weſens Tiefe hat,
Ein Seher, der zum Wort geſtaltet
Was ihm der Gott gegeben hat.

Mit ſchwachen Worten, matten Bildern,
Doch von Begeiſterung durchweht
Muß ich das Eine Leben ſchildern,
Wie es vor meinem Geiſte ſteht.
In ewig wechſelnden Geſtalten —
Mit Menſchenthaten, Menſchenſinn,
Mit Erd' und Himmel muß ich ſchalten —
Und Alles nur zum Einen hin.

Ich ſchaue goldgedieg'ne Pforten;
Sie öffnen ſich; — ein Sonnenſtrahl!
Von allen Zonen, allen Orten
Vernehme ich den Jubelſchall. —
Ein Land von ungemeſſ'nen Schranken,
Ein Wort, wie keine Sprache reich,
Ein Ton, dem Geiſterherrn zu danken,
Ein Liebesblick, Ein Himmelreich.

Göttingen.

Gedichte aus dem Ruſſiſchen.

I.

Jaſuikov.

Dorpat'ſche Serenade.

Verhüllt, mit der Guitarre an der Seite,
Mich nächtlich es zu ihrem Fenſter drängt,
Daß mit dem Schlaf mein einfach Liedchen ſtreite,
Der üppig dann die ſchönſte Maid umfängt.
O fürchte, Mädchen, nicht mein ſtilles Singen;
Ich trübe nicht den ſüßen Schlummer Dein
Durch rauher Melodien lautes Klingen,
Rein iſt mein Lied, wie meine Liebe rein.

Ich ſinge ſtill und einſam, Dir dort oben
Gehört allein mein Lied, vor dem Altar,
Den Du, der Schönheit Göttin, Dir erhoben,
Bring' ich es Dir, ein heil'ger Weihrauch, dar.
O Stern der Liebe! zauberiſches Weſen!
Wie iſt doch Deiner Worte Ton ſo mild,
Wie mag ich gern des Mundes Lächeln leſen,
In ſeid'ner Locken Rahmen, welch' ein Bild!

Mich deckt der Herbſtnacht ſchattiges Gefieder,
Mein Lied tritt ſtörend in den ſüßen Traum,
Du aber ſenkſt die ſinn'ge Wimper wieder,
Verſtehſt der fremden Worte Deutung kaum; *
Vielleicht doch, an der Serenade Ende
Verrathen meine Töne deren Sinn,
O, welchen ſüßen Lohn ich darin fände
Zög' durch den Halbtraum dann mein Name hin! —

II.

Puſchkin.

Sturm.

Sahſt Du das Mädchen auf dem Riff
Im weißen Kleide über den Wogen,
Als, eingehüllt in Nebeln tief,
Die Waſſer an die Ufer zogen? —
Als eines Blitzes Purpurpfeil
Sie plötzlich wunderhell umſpielte,
Und als der Wind mit ſtürm'ſcher Eil'
In ihrem langen Schleier wühlte? — —
Schön iſt das Meer im Wellenſtreit,
Und ſchön der blitzumzuckte Bogen;
Doch, glaub' mir, ſchöner iſt die Maid
Als Sturm, als Himmel und als Wogen.

---

* Die Gefeierte war eine junge Deutſche, die ſich in Dorpat aufhielt, während der Dichter dort ſtudirte.

Delibaſcha.

Leichtes Plänkeln hinter'm Hügel
Können beide Lager ſeh'n;
Oben tummelt, feſt im Bügel,
Delibaſch ſich, ſtolz und ſchön.

„Delibaſcha, ſchon' Dein Leben,
Zügle Deines Roſſes Tanzen
Schnell, eh' Dich herunter heben
Der Koſaken ſpitze Lanzen!“

„„Bleib' zurück, Koſak, wenn muthig
Delibaſch zum Kampfe fliegt,
Der den Säbel ſchwingt, daß blutig
Bald Dein Haupt am Boden liegt!““

Jubelnd geht's zum Waffentanze,
Pik' und Säbel blitzen ſchon: — —
Delibaſch hängt an der Lanze,
Kopflos iſt der Steppenſohn.

Roſtock.

Hartwig Karl. (F. E.)

Türkiſche Juſtiz.

Von

Moritz Graf v. Strachwitz.

In's Meer, zum ſüßen Zeitvertreib
Da fährt des Paſcha's ſchönſtes Weib;
Es ſchwamm auf würz'ger Düfte Flut
Ein Abend reich an Farbenglut,
Voll Wolkengold und Himmelsblau,
Voll Blütenſchmelz und Blütenthau,
Wie ihn die Liebe gern durchdehnt,
Wie Roſ' und Bülbül ihn erſehnt,
Wie man ihn liebt, wie man ihn kennt
Im farbenduft'gen Orient;
Die Sonne rollt ihr ſprühend Rad
In's abendkühle Wogenbad,
Und preßt den letzten Flammenkuß
Auf's feuchte Aug' des Bosporus;
Wie liegt ſie weich und üppig da
Die bunte Stadt des Padiſchah,
Gleich einer Braut voll Reiz und Schaam,
Der man vom Aug' den Schleier nahm,
Es ſpiegelt ſich auf ed'ner See
Der Silberhalbmond der Moſchee,

Und tanzend auf dem Flutenbett
Wiegt Kuppel ſich und Minaret.

Gemächlich, wie ein ernſter Schwan,
Durchzieht die Flut der bunte Kahn,
Wie über'm Riff die Muſchel ſchwimmt,
Darin die edle Perle glimmt:
Es ſpielt der Weſt mit leichtem Sinn
Am Nacken der Cirkaſſierin,
Und löst mit wildem Buhlermuth
Den Schleier und die Lockenflut:
Wie war ſie ſchön vom Kopf zum Fuß
Die Roſe aus dem Kaukaſus,
Wie war ihr Auge blau und groß,
Ein grundlos tiefer Meeresſchooß;
Wie war ihr Antlitz glanzbeſonnt,
Ein ganzer Liebeshorizont;
So weiß und roth und roth und weiß,
Wie Morgenroth auf Gletſchereis,
Wie Schwanenflaum der ſtolze Hals,
Wie Silberſchaum des Waſſerfall's —
Und d'rauf die ſchwarze Locke lag,
Wie dunkle Nacht auf lichtem Tag;
Wie flog der Kaftan himmelblau,
Rings um den Antelopenbau,
Wie ſich der Blätter rauſchend Kleid
Rings um den Wuchs der Palme reiht. —
Sie war ſo voll, ſo ſchön und ſchlank
Ein fleiſchgewordn'er Sphärenklang,
Ein Strahl aus Allah's Diadem,
Hell wie der Stern von Bethlehem.

Und bei der Houri Mund an Mund
Da ſitzt ein junger Chriſtenhund,
Die Rechte trägt des Ruders Laſt,

Die Linke hält die Maid umfaßt,
So oft der Streich im Waſſer rauſcht,
So oft wird Kuß um Kuß getauſcht;
So haben ſie manch kühle Nacht
Allein die ſel'ge Fahrt gemacht,
Indeß der Paſcha traumumnachtet
Nach ſeiner ſchönen Buhle ſchmachtet.
Es ſenkt die Nacht ſich ernſt und hehr
Ein Rieſenadler auf das Meer,
Und matter wird des Nachen's Schuß
Und heißer wird des Franken Kuß,
Bis Land und Meer ſich ſchwarz vermummen
Und Ruderſchlag und Kuß verſtummen.

Und wieder taucht im Wellenlauf
Des Abends roſig Segel auf,
Er ſchüttelt aus den Falten friſch
Sein Roſenöl verſchwenderiſch;
Und wieder naht die ſüße Friſt —
Im Nachen ſteht der junge Chriſt,
Die Arme zum Umſchlingen fertig,
Die Seele heiß und luſtgewärtig,
Sein Auge brennt, ſein Athem kocht,
Sein Herz die Brandung überpocht,
Es iſt ihm ſchwül und bang wie nie:
Wo bleibt ſie denn, was zögert ſie? —
Und horch, was plumpt ſo dumpf und ſchwer
Von jener Klippe in das Meer?
Es ſchlägt die Flut als wär' es Blei,
Und ha, welch' ſchriller Wahnſinnſchrei!
Es hält ſich zappelnd auf den Wogen
Und ſchlägt im Waſſer weite Bogen,
Auf ſchreit das Meer von allen Seiten,
Das muß Entſetzliches bedeuten!

Feſt ſtemmt der Chriſt den Ruderſchaft
Und ſtößt vom Sand mit Rieſenkraft,
Der Nachen durch die Fläche ſchoß,
Als wie ein ſpringend Perſerroß,
Wild ſchäumt die Woge hier und drüben
Und ſcheint ihn wüthend fortzuſchieben.

Da ſchwimmt es noch, es ſinkt, es ſinkt!
Der Franke in die Fluten ſpringt,
Er faßt es an mit kräft'gem Pack;
Von Leinwand iſt's ein ſchwerer Sack,
Er hebt ihn eilig in den Kahn
Und löst ihn mit dem Yathagan. —
Was er geſeh'n und was er fand
Das hat er nimmermehr bekannt,
Im Uferſand zur ſelben Stund',
Da grub er ein den ſelt'nen Fund.

Der Paſcha ward nach wenig Wochen
Von eines Franken Dolch erſtochen.

Dresden.

Frage.

In ein Album.

Von

Betty Paoli.

Ein Lied von mir — was ſoll's in dieſen Blättern
Von heitern Freundeshänden vollgeſchrieben?
Was ſollen in dem Kreiſe Deiner Lieben
Hier dieſer Grabſchrift dunkel ſtarre Lettern?

Sahſt Du die Gemſe je den Fels erklettern,
Von heißer Angſt verzweifelnd fortgetrieben,
Bis ihr kein and'rer Ausweg mehr geblieben
Als ſich im Schwindelſturze zu zerſchmettern?

So hat auch mir von allen, allen Wegen,
Der Jäger Leben keinen frei gelaſſen
Und treibt mich raſch dem Jäger Tod entgegen.

O ſprich! wenn mich nun ſeine Arme faſſen,
Schenkſt Du mir dann wohl frommen Mitleidſegen
In einem Blicke, einem thränennaſſen?

Wien.

Gedichte

von

Ph. H. Welcker.

I.

Die beiden Thore.

In dieſer Wohnung ward ein Kind geboren,
In jener aber ruhet eine Leiche.
Blickt lange nur in's Antlitz, in das bleiche! —
Das Leben wandert aus zwei großen Thoren.

Am hellen Thor erſcheinet, von Auroren
Beſtrahlt, das Wiegenkind, das engelgleiche;
Am ſchwarzen Thor beginnen dunkle Reiche,
Und unſern Augen iſt der Pfad verloren.

An jener Pforte klingt ein holder Gruß
Mit lenzesfriſchem, blütenduft'gen Wehen,
Mit liebefrohem, heißem Mutterkuß.

An dieſem Thor, zu dem die Stillen gehen,
Blickt aus dem Abendgrau'n ein Hesperus,
Und ſchmerzlichleiſe ſpricht's: „Auf Wiederſehen!“

II.

Unſere Todten.

Da drüben liegen ſie, die Tiefverſcharrten,
Die vor uns gingen, wie es Gott geboten,
Und oft geſucht vom Strahl, vom abendrothen,
Sich betteten im ſtillen Leichengarten.

Mit bleichen Gliedern, die von Froſt erſtarrten,
Ihr, — die von Leid nun nimmermehr Bedrohten, —
Schlaft wohl, Geliebte! ſchlafet wohl, ihr Todten!
Wir wollen Eurer Gräberblumen warten.

Und wenn zum Sarg auch die Verweſung kroch,
Daß alle Lebenskeime ſind verdorben:
Die Seele fliegt zum ew'gen Himmel doch.

Ihr Todten, die der Menſchen Lieb' erworben,
Ihr lebet dort! und hier im Herzen noch! —
Und unſrer Liebe ſeid Ihr nicht geſtorben.

Gotha.

Die Kinderloſe.

Von

J. M. Hutterus.

Es ſaßen traulich im Kreiſe
Beiſammen Männer und Frau'n,
Da ging ein Mägdlein vorüber,
Schier nackt, von der Sonne braun.

Die Frauen riefen und hoben
Das Mägdlein auf den Schoos,
Und prieſen die Locken, golden,
Die Aeuglein, blau und groß.

Und reichten ihm Milch die Fülle,
Und reichten ihm Zuckerbrod,
Als wollten für alle Zeiten
Sie lindern ſeine Noth.

Nur Eine in dem Kreiſe,
Eine ſtille bleiche Frau
Pries nicht die Locken, golden,
Nicht die Aeuglein, groß und blau.

Sie hat an ihrem Buſen
Die rothe Roſe zerpflückt,
Und hat mit keinem Auge
Das Mägdlein angeblickt.

Doch als des Koſens müde,
Das Kind ſie hießen geh'n,
Da iſt ſie ihm nachgegangen,
Weit bis ſie Niemand geſeh'n.

Da hat ſie es an ſich geriſſen,
Und hat es geherzt und geküßt,
Und hat ſich von ihm gewendet,
Und hat es wieder geküßt.

Und hat die Stirn geborgen
In ſeiner Locken Gold —
Wie iſt da Thrän' auf Thräne
So heiß hinab gerollt.

Dann hat ſie Blumen gebrochen,
Und heimgebracht den Strauß,
Als ob ſie wäre gegangen
Nur nach den Blumen aus.

Münſter.

Gedichte

von

Emil Groos.

I.

Das Leben.

Das Leben ein Traum, und im Traume ein Leben,
Geſtalten erſcheinen, Geſtalten entſchweben,
Sie wechſeln die Farben, ſie wallen und zieh'n,
Bis Träume und Leben wie Schatten entflieh'n.

Die Jugend, die Wiege, das Alter, die Bahre,
Die Tage wie Stunden, und Stunden wie Jahre,
Vergebens! Die Stunden, die Jahre, ſie flieh'n
Wie welkende Blätter im Herbſte dahin.

Was geſtern ein morgen, iſt morgen ein geſtern,
Das Leben die Beute der feindlichen Schweſtern,
Die Saaten der Zukunft, der Gegenwart Müh'n,
Vergangenheit mäht ſie unrettbar dahin.

Der Glaube ein Zweifel, der Zweifel ein Hoffen,
Der Geiſt ein Gefang'ner, der Kerker doch offen,
Es winket die Freiheit, er möchte entflieh'n,
Da läßt ihn die klirrende Kette nicht zieh'n.

Der Wille ein Rieſe, den Zwerge bezwingen,
Ein ſtrebender Adler mit wächſernen Schwingen,
Zum Himmel zu ſchweben erhebt er ſich kühn,
Und ſtürzet, ſobald ihn die Sonne beſchien.

Die Wahrheit ein Irrlicht, aus Nebel geſponnen,
Das Glück, nur ein Mährchen, von Ammen erſonnen,
Ein Bogen des Himmels, der täuſchend erſchien,
In welchem als Perlen die Thränen erglüh'n.

Die Hoffnung die Braut und der Bräutigam fehlet,
Erinnerung Wittwe, ſobald ſie vermählet,
Verblühet die Blumen, noch eh' ſie erblüh'n,
Die Kränze des Todes das einzige Grün.

Und Du auch, o Liebe, nur ewiges Sehnen,
Ein Suchen und Irren durch Lächeln und Thränen,
Ein ſeliges Finden, ein kurzes Erglüh'n,
Und wieder auf immer und ewig dahin.

Das Daſeyn ein Räthſel, der Löſung entbehrend,
Die Seele ein Feuer, ſich ſelber verzehrend,
Gedanken die Funken, die leuchtend entſprüh'n,
O Phönix: wann wirſt Du der Aſche entflieh'n!

Das Herz, ach, ein Schifflein auf ſtürmiſchen Wogen,
An Klippen geſchleudert, in Strudel gezogen,
Das Steuer verloren, der Anker dahin,
Wie ſoll es zum Hafen der Rettung entflieh'n!

Noch ringet der Schiffer, er rufet vergebens
Im nächtlichen Dunkel den Sternen des Lebens,
Schon theilt ſich die Flut, ihn hinunter zu zieh'n,
Fahr wohl denn, o Schiffer, das Schifflein iſt hin!

II.

Liebesdank.

Kam, verſchlagen von der Lüfte Wogen,
Ein verirrtes Samenkorn geflogen,
Trug's der Wind zur rauhen Bergesſpitze,
Legt' es ſanft in eine Felſenritze.

Sank der Thau dann, labend es zu letzen,
Fiel der Regen, nährend es zu netzen,
Schien die Sonne, warm es anzuſchauen,
Und mit ihren Küſſen aufzuthauen.

Als das Körnlein alſo war verſenket,
Und von Regen, Thau und Licht getränket,
Da begann's die Augen zu erſchließen,
Und die Welt mit Freuden zu begrüßen.

Zarte Wurzeln ſenkt' es in die Klüfte,
Grüne Arme zweigt' es in die Lüfte,
Und den Fels umrankend, wie der Glaube,
Wob es um ihn eine Blütenlaube.

Da begann ſein ſtarres Herz zu ſchmelzen,
Und die leiſen Worte ſprach der Felſen:
Dank Dir, Wind, daß Du mir's anvertrauet,
Dank Dir, Thau, daß Du's mit Duft bethauet!

Dank Dir, Regen, der Du's mild begoſſen,
Und Dir Sonne, die's dem Licht erſchloſſen!
Doch der Liebe dreimal ſei's gedanket,
Daß ſich's liebend um mein Herz geranket!

Karlsruhe.

Die Waſſerlilie.

Von

H. Kompe.

Sieh dort die zarte Wellenblume ſchweben
Auf blauer Tiefe Nachts im Sternenſcheine —
Die Waſſerlilie iſt's, die holde, reine,
Mit deren bleichem Blüh'n, geheimem Leben

Die Woge ſchaukelnd koſt. Verborgen weben
Des ſchlanken Stengels Wurzeln, hehr und feine,
Ihr Netz am Grund. Wie ſchwach ſie ſchwimmend ſcheine —
Doch feſt und ſtark ſie ſteht im hohen Streben.

Vom Himmel ſaugt ſie Kraft und Licht. Der Seele
Sehnſücht'ger Traum — er ſteigt auf Waſſers Wogen,
Und ſinkt, wie ſüß hernieder kommt gezogen

Der Friede Gottes. — Freundin! o, erzähle
Von Deiner Seligkeiten Zauberwallen,
Von ſanfter ſüßer Wehmuth ſtill uns Allen!

Caſſel.

Namenlos.

„Was trauerſt Du um Lieb', mein Knabe?
Um Lieb'? — Die Welt iſt Liebe ganz!
Schlingt von der Wiege bis zum Grabe
Sie nicht den farbenſatten Kranz?
Viel' Augen brennen liebelüſtern,
Manch' rothe Lippe lacht Dir zu,
Syrenenſtimmen hörſt Du flüſtern,
So liebe doch! — was zauderſt Du?"

Wie könnt Ihr fragen, könnt Ihr reden?
Habt Ihr den Buſen mir durchſchaut?
Habt Ihr erforſcht, woraus für Jeden
Des Herzens Wölbung ward gebaut?
Das Eine nimmt die Töne alle
Entgegenklingend in Empfang,
Das And're tönt von einem Halle
Melodiſch fort ſein Leben lang.

Es ſucht der Hirſch, der angeſchoſſen,
Durch Buſch und Wald, in Todeshaſt:
Wo wird des Balſams Blume ſproſſen,
Die für die Lebenswunde paßt?

Er ſtürmt dahin, dort ſtürzt er röchelnd,
Die eine Blume fand er nicht;
Der blaue Himmel ſieht es lächelnd,
Wie blutdurchſtrömt ſein Auge bricht.

Die eine Blume nur, die Eine!
Wo wird ſie blüh'n, wo wird ſie ſteh'n?
Werd' ich an ihres Kelches Scheine
Das kranke Herz geſund mir ſeh'n?
Durch's Leben geht das tolle Jagen,
Indeß das Blut aus Wunden bricht,
Die Sterne brennt, die Pulſe ſchlagen — —
Umſonſt! — Die Liebe find' ich nicht.

Dillenburg.

J. E. Braun.

Nach einer älteren franzöſiſchen Dichterin.

Von

M. Honeh.

So lange meine bittren Thränen klagen,
Um jene Zeit, wo Er mir war zu eigen,
So lange Seufzer meiner Bruſt entſteigen,
So lang mein Mund kann ſeinen Namen ſagen,

So lang der trauten Laute ich darf klagen
Mein Leid in trüber Töne düſtrem Reigen,
So lang die kummervollen Wangen zeigen:
Noch kannſt Dein Schickſal Arme Du ertragen;

So lange Tod bleib ferne meiner Schwelle!
So lang ſei der Geliebte nur mein Denken
Und jede Stunde heilige der Schmerz.

Und bricht dann endlich dieſes arme Herz,
Vielleicht auch dann darf ſein ich noch gedenken,
Und von ihm träumen in des Sarges Zelle.

Baden.

Die Locke.

Von

Ph. H. Welcker.

I.

Hier halt' ich eine ſchwarze Locke,
Und meine Thräne ſinkt darauf.
Von einer Kirche tönt die Glocke.
Wer kommt vom Hügel dort herauf?

O Niemand! — Nur ein Blütenſchleier
Der Büſche wankt am Wege vor.
Wie Träume, ſteigen blaue Reiher
Vom Teiche nach der Sonn' empor.

Ihr Strahlen all', ihr morgenrothen,
Was zieht ihr an dem Berg herauf?
Die Locke nahm ich einer Todten:
Und dieſe weckt ihr doch nicht auf.

II.

Nicht kann ich dieſe Locke ſeh'n,
Auch denken muß ich ſchöner Wangen,
An denen ſie mit leiſem Weh'n
Sanft koſend nieder hat gehangen.

Geliebtes Pfand, geweihtes Haar,
Du ſchwarzgerolltes, ſeidenweiches,
Du ſchwebteſt um ein Augenpaar,
Glutmildernd, um ein wundergleiches.

Auf einer Bruſt, von großem Traum,
Von heiligem Gefühl durchzogen,
Hingſt Du, wie dort auf Silberſchaum
Der Flut zwei dunkle Segel wogen.

III.

Was hilft mit all' dem Sonnenglanz
Die Waldung hier, die lange, breite,
Dem öden Baum, von deſſen Seite
Der Lieblingsbaum mit hellem Kranz
Geriſſen ward? — Der ſchöne zweite
Bleibt todt bei'm Morgenwolkenglanz!

Der Liebe ſel'gem Licht entrückt,
Was ſoll ich trübe Schatten faſſen?
Mit Roſen hatte ſchnell, mit blaſſen,
Ihr holdes Haupt der Tod geſchmückt,
Die Augen offen mir gelaſſen
Und — ihre Sterne zugedrückt.

Und heiße Thränen bracht' ich mit
In ihres Zimmers ſtumme Leere.
Die Schöne lag mit Marmorſchwere;
Und als ich in die Locke ſchnitt,
War's plötzlich mir, als ob die Scheere,
Kalt trennend, durch mein Leben glitt.

IV.

Ach, unſre Namen, engverbunden,
In einem Baum hier eingeſchrieben,
Sie zeugten wohl von unſerm Lieben;
Doch iſt ihr Name nun verſchwunden,
Und meiner nur iſt noch geblieben.

Und immer fühl' ich eine Wunde
In mir, die nimmer wird vernarben.
Ob auch ſchon manche Blumen ſtarben,
Der einen denk' ich und der Stunde,
Wo blichen ihre holden Farben.

V.

O ſendet Klagen, weiche Birken,
Mit mir in's grüne Lenzgefild!
Es fehlt in Euren Duftbezirken
Der Jungfrau'n anmuthreichſtes Bild.

Laßt wehmuthvoll Geſäuſel hören
Im Laube, das der Lenz Euch gab:
An jenen Höh'n bei ſchlanken Föhren
Liegt, glanzumwallt, ihr heil'ges Grab.

Jetzt ſeine reiche Blütenflocke
Hat jeder Zweig im hellen Hain:
Mir aber blieb nur dieſe Locke
Aus früher Lenze gold'nem Schein.

VI.

Geſtorb'ne, ſieh, am Felſenrande
Iſt fern der offne Himmel mir.
Nur mein Gedanke ſchlingt noch Bande,
Baut Brücken zwiſchen mir und Dir.

Zu Bäumen wurden zarte Sproſſen,
Seit Dich der dunkle Tod umſchlang.
Dein Bildniß trag' ich tiefverſchloſſen,
Dich lieb' ich nun viel Jahre lang.

Noch hab' ich an Dich heil'ge Rechte;
Und mit des Hauptes dunkler Zier,
Mit dieſer ſchöngelockten Flechte,
Noch einen ſchönen Theil von Dir.

Du biſt's, der ich getreu noch bleibe,
Nach der mein Wunſch verlangend greift,
Indeß an manchem ſchönen Weibe
Vorüber iſt mein Blick geſchweift.

VII.

Da flüchtet nach der Himmelsau
Sich plötzlich eine fromme Taube,
Und ſchüttelt aus Cypreſſenlaube,
Wie Thränen, noch viel Tropfen Thau.

Sie ſinken hier auf meine Hand,
Und mahnen mich an einen Engel,
Der ſtill verließ das Thal der Mängel,
Und weinend ſich dem Schmerz entwand.

VIII.

Hier am Gebirg', am Hochaltare
Mit Sonnenglut, wie Opferbrand,
Weih' ich das Sehnen langer Jahre
Von neuem Dir, die mir entſchwand.

Und dieſe vollgeſchrieb'nen Blätter,
Sie laß ich liegen auf dem Stein.
Nicht ſcheu'n die Worte grimme Wetter;
Ich hauchte ſie dem Felſen ein.

Das Leben ſah ich lieblich prangen
Mit Dir; doch anders ſchien die Welt,
Sobald Du warſt dahin gegangen
Durch's ſchwarze Thor in's Leichenfeld.

Ich hab's erfahren: an das Schöne
Legt gern der Tod die Sichel früh.
Vernimm, daß ich mich nicht entwöhne
Und, Dein gedenkend, noch erglüh'.

Ich fleh' an dieſem Felſenblocke:
Du liebe Todte, ſprich mit mir!
Mein Auge ruht noch auf der Locke,
Mein treues Lieben zog mit Dir.

IX.

Mein Auge ruht noch auf der Locke,
Mein treues Lieben zog mit Dir.
Von ferner Kirche tönt die Glocke.
Mein Auge ruht noch auf der Locke:
O jetzt an diesem Felsenblocke,
Du schöne Todte, sprich mit mir!
Mein Auge ruht noch auf der Locke,
Mein treues Lieben zog mit Dir.

Gotha.

Aus dem Tagebuche eines Wanderers.

Gedichte

von

Lorenz Diefenbach.

I.

Stets des Weges Ziel voraus zu wiſſen,
Den ich täglich ſicher, ſacht beſchreite:
Heißt das Ruhe, Friede, Glück und Tugend?

Raſch vom Thatendrange fortgeriſſen
In die reiche, nur geahnte Weite
Würd' ich froh der Welt, der Kraft, der Jugend!

Der Philiſtergötter matter Segen
Ruht ſchon lange auf mir armem Tropfe
Und verheißt mir ewige Langeweile.

Laß Dich, Glutgott Israels! bewegen;
Nimm mich, wie einſt Habakuk, bei'm Schopfe,
Führe fort mich mit des Sturmes Eile!

II.

Nun iſt das kleine Haus verlaſſen,
Das ſtill im Waldgebirge liegt
Und an die ſchroffen Felſenmaſſen
Sich ruhevoll vertrauend ſchmiegt.

Auf engen, wohlbekannten Wegen
Kam oft ich einſt zu jenem Ort;
Dem treuen Wandrer ſcholl entgegen
Der treuen Menſchen Grußeswort.

Dort dacht' ich, ſicher einſt zu raſten
Von meinem letzten Wandergang,
Die müden Schultern zu entlaſten
Von langer Jahre Wucht und Drang.

Dort wollt' ich friedlich dann beſchauen
Des eig'nen Lebens Schilderei,
Die Lieb' und Haß, und Luſt und Grauen
Mir führte wie im Traum vorbei.

Nun habt ihr Theuern mir zur Seite
Im Lärm der Stadt ein Haus gebaut;
Ich ſuch' Euch nicht mehr in der Weite,
Doch nicht mehr auch im Hüttchen traut.

Und ſitz' ich froh in Eurer Mitte,
So flüſtert fern aus tiefem Wald
Wehmüthig ſüße Frag' und Bitte:
„Ach kommſt Du, kommt ihr Lieben bald?“

III.

In lebensvoller Maienzeit,
Wo tausendfache Zukunft sprießt
Und buntgeschmückte Heiterkeit
Der reichen Gegenwart genießt:
Da willst Du träumend Dich versenken
In ewig Dir verschwund'ne Tage
Und nur des fernen Glückes denken,
Als sei das nahe Dir zur Plage?

In Sehnsucht weibisch weich verwöhnt
Fühlst Du zur Freude Dich zu schwach;
Der Jubel, der die Welt durchtönt,
Er hallt in Dir nur bebend nach.
Die Biene nimmt aus blüh'nden Quellen
Sich Lebenstrank zum süßen Mahle;
Du aber schöpfst die duftigen Wellen
Mit einer Todtenopferschale.

Des Lenzes frische Blumenzier
Dünkt Dir ein Immortellenkranz;
Du suchst die Nacht mit kranker Gier
In eines Weltenmorgens Glanz.
Schlafwandler, Horch! Die Uhr schlägt Heute!
Die Augen ostwärts aufgeschlossen!
Die Grüfte sind des Lebens Beute,
Es lädt Dich ein zum Siegsgenossen!

Frankfurt a. M.

Gedichte

von

Theobald Kerner.

I.

Meine Tanne.

Ich hatte einen wunderlichen Traum,
Und der mein Herz doch ſeltſam hat bewegt:
Mir träumt', ich ſei in einem Waldesraum,
Zu dem als Kind ich oft zu geh'n gepflegt,
Die ſchlanken Bäume hatten mich gefreut;
Es waren Tannen, duftend rieſenhoch,
Die dunkeln Aeſte nadelvoll und breit,
Vor allen Andern denkt mir Eine noch;
Sie war die größte und die liebſte mir,
Ich hatte wahrlich keinen beſſern Freund,
Wenn mich was freute, eilte ich zu ihr,
Hab manchmal auch an ihrem Stamm geweint;
Oft blickte durch die Zweige ſchon ein Stern,
Da ſaß ich noch bei meinem Freund vertraut,
Und wär' auch in der Nacht geblieben gern,
Mir hätt's bei meiner Tanne nicht gegraut.
Und als ich aus der Heimath mußte geh'n,
Fiel manche herbe Thräne auf ihr Moos,
Adje! adje! — fern blieb ich nochmals ſtehn,
Sah wie das Abendlicht ſie übergoß.

Ich habe später oft an sie gedacht,
Doch endlich ward vergessen auch der Baum;
Da träumte mir (es war die erste Nacht
Nach meiner Rückkehr) in dem Waldesraum,
Dem wohlbekannten, steh' ich wieder da,
Doch tief betrübt, weil ich die andern zwar,
Doch meine liebe Tanne nirgends sah.
Und plötzlich wurd' ich einen Zug gewahr,
Der ferne von den Bergen zu dem Wald
Sich herbewegte, wie zu einem Grab
So still und ernst; mir näher kam er bald,
Und seltsam ist, was ich gesehen hab':
Es waren Weinbergspfähle schön und neu,
An tausend wohl; als wie gebleicht Gebein
Hat es geglänzt, als sie an mir vorbei
Paarweise schwebten bei des Mondes Schein.
Und dreimal haben sie mich still umkreist,
Und zogen langsam nach dem Waldessaum,
Der Mond verschwand, ich stand in Nacht verwaist,
Die Bäume rauschten — es erlosch mein Traum.
Und immer länger ließ es ruhen mich,
In Osten hat es dämmernd kaum getagt,
Da war schon auf dem Weg zum Walde ich,
Und dort — kaum hab' ich hinzuschau'n gewagt —
O wahrer Traum! Die Tanne stand nicht mehr,
Ein Stumpf nur wies, wo man sie roh erschlug,
Zerhackte Zweige lagen falb umher,
Die sie einst stolz in hohen Lüften trug.
Die Nachbartannen haben ernst geschaut,
Als ahnten sie auch ihren nahen Tod,
Der Boden war mit Thränen überthaut,
Die blutig glänzten in dem Morgenroth.
Mit Trauer nahm ich einen dürren Ast,
Einst spielte froh in seinem Schatten ich,
Welk mög er jetzt, wenn mich ein Leid erfaßt,

An meinen armen Waldfreund mahnen mich;
Der war ein herrlich, rieſenhoher Baum,
Zu kahlen Pfählen wurde er gemacht —
Was willſt Du klagen, daß ſo mancher Traum
Dir wird zerſtört, den Du Dir ſchön gedacht?

II.

Ein Naturbild.

Auf der Ruine altersgrauem Thurm
Da bin ich gern; am liebſten, wenn ein Sturm
Ihn wild umbraust; ich ſteh auf ſeinem Rande:
Ringsum ein Toſen, wie von Wellenſchlag,
Durch greiſe Bäume; es erliſcht der Tag,
Im Weſten glüht's als wie von fernem Brande.
Wie zum Gebirge thürmt die Wolk' ſich auf,
Wie ein gigantiſch ſchwarzer Schlangenknauf
Wälzt ſie ſich durch des Himmels bang Gefilde;
Es kommt der Mond — die Wolken drüber her!
Ein fiebriſch Jagen, wie vom wilden Heer,
Bald Mond, bald Wolk' in ſeltſamem Gebilde;
Die falben Blätter jagt der Sturm empor
Nachtvögeln gleich; da plötzlich zieht's hervor,
Hell flammt ein Blitz aus dunkler Wolkenſpalte,
Ein Blitz, deß Licht den bleichen Mond verhöhnt,
Und drauf ein Schlag, wovon die Erde dröhnt,
Ein dumpfes Grollen bis zum fernen Walde;
Ein Regen jetzt, und jetzt ein Blitz, ein Schlag
Als wär's ein Vorſpiel von dem jüngſten Tag —
Ich ſchaue ſchweigend in den off'nen Krater;
Der Himmel flammt, die Erde liegt in Nacht —
Ihr Menſchen unten, ſchlaft ihr? nein ihr wacht,
Karoſſen fahren ja in's Hoftheater!

III.

Morgenbetrachtung.

Das lange Schlafen nimmer mir behagt,
Oft geh' ich in den Garten, eh' es tagt,
Und setz' mich leise nieder unterm Baum;
Am Himmel steht ein purpurrother Saum,
Es fällt der Thau, der Morgenhauch weht frisch,
Da regt es sich halbträumend im Gebüsch,
Ich schaue hin und sieh den Schnabel wetzt
Ein Spätzlein munter an dem Zweige jetzt,
Und zwitschert halbverstohlen vor sich hin,
Als ob es schnell noch vor des Tags Beginn
Für sich die Rolle einstudiren wollt',
Die es am Tag mit Andern singen sollt'.
Jedoch dazu läßt man ihm Zeit nicht lang,
Von andern Zweigen tönt auch schon Gesang,
Dort aus den Wolken tritt die Sonn' hervor,
Und fröhlich stimmt der ganze Spatzenchor
Ein freudig lustig Morgenliedchen an,
Sein gellend Bravo ruft dazu der Hahn,
Die Blumen auch erwachen davon hell,
Erheben ihr bethautes Köpflein schnell,
Und senden aus, eh' daß erwacht die Spinn,
Die kalte, neidisch böse Nachbarin,
In aller Eil als Liebesbrief den Duft,
Und schon naht auch froh summend durch die Luft
Der vielgetreue Blumen-Kavalier,
Die Biene, in fein höfischer Manier,
Bespornt und braune Sammethöschen an,
Und spielt bei jeder schelmisch den Galan;
Es steigt auch dort aus ihrem Erdgeschoß
Die Maus und setzt sich pfeifend in das Moos,
Und überall ist Freude, Lust und Sang,
Da rauscht es — Alles schweigt und birgt sich bang,

Mein Vetter naht, ein Mann von gutem Ton,
Verwundert sich, daß ich im Garten schon,
Er sei zwar auch ein Freund von der Natur,
Doch motionshalb nach dem Essen nur,
Wenn aller Thau hübsch aufgetrocknet sei;
Weil es so Mode, sei er auch dabei,
Und bringe auf dem Land den Sommer zu,
Doch störe ihn aus seiner besten Ruh'
Das Spatzenpfeifen und das Hahngekräh;
Wie es denn komme, daß man nie mich seh',
Wo man sonst Leut' von Bildung treffe an?
Und ob ich auch den neuesten Roman
Von Bulwer schon gelesen und Georg Sand? —
Die Hälft' ich nur von seiner Red verstand;
Mir war das Ganze wie ein Morgentraum,
Ich auch ein Mensch? ich konnt' es denken kaum;
Ein Mensch! und doch war mir's bei Pflanz und Thier
Allein nur wohl, so lang kein Mensch bei mir.

Weinsberg.

Gedichte

von

Ferd. von Pehow.

I.

An .....

Allnächtlich floh', wenn sich mit seinen Sternen
Der Himmel schmückt, mein Geist von hier,
Er zog in jene vielgeliebten Fernen,
Und schwebt' als sanfter Traum zu Dir
Doch Du, Geliebte, sahst ihn nicht!

Oft, wenn befreit von dieses Körpers Banden,
Mein Geist in freie Träume sich ergoß, —
An Deinem Lager hab' ich dann gestanden,
Und weinte still, wenn Dir die Thräne floß —
Doch Du, Geliebte, sahst mich nicht! —

Kein tröstend Lied hab' ich Dir dann gesungen,
Das Wort entweiht, und lindert nicht den Schmerz;
Doch sanft sind meine Saiten oft erklungen,
Um Thränen bittend Dein beklommen Herz —
Doch Du, Geliebte, sahst mich nicht. —

Doch war Dir's je, wenn heiter Du am Morgen
Erwacht nach einer sanft durchträumten Nacht,
Als küßt' ein Engel Dir vom Aug' die Sorgen —
Dann hat mein Traum nur Deinen Schlaf bewacht,
Doch Du, Geliebte, sahst ihn nicht. —

II.

Eiſig' Herz.

Der Nordwind ſtreift durch Feld und Wald,
Er treibt zu Hauf viel weiße Flocken,
Er ſchnaubt durch's Land ſo rauh und kalt,
Daß ſtarrend alle Waſſer ſtocken. —

Entblätternd pfeift er durch den Hain,
Daß wirbelnd Laub und Zweige fliehen,
Sein Odem ſchwärzt den Blumenrain,
Und zagend düſtre Wolken ziehen!

Ich ſteh, allein auf öder Flur,
Die Vöglein raſch von hier enteilen,
Nicht tönt ein Laut in der Natur,
Als wilder Winde grauſig Heulen. —

Die Flur zeigt mir mein eignes Herz,
Erſtorben iſt mein Frühlingsſehnen,
Die Blümlein welkten all im Schmerz,
Ihr Thau ſind ſtarr gefrorne Thränen.

O! Frühling, weckſt Du Flur und Hain
Zu friſchem Grün und Liebe wieder,
Laß einen Strahl von Sonnenſchein
In's arme Herz voll Winter nieder.

Dänemark.

Der gefallene Engel.

Bruchstücke aus einer größern Dichtung

von

Fernand Schmid.

O, eine Welt voll Freuden und voll Wehe
Hat plötzlich meinem Auge sich erschlossen,
Und, wenn ich fragend zu den Sternen sehe,
Hat Sehnsucht dann sich in mein Herz ergossen?
Nein, dreimal nein! müßt' ich zu dieser Stunde
Zum Himmel meine letzte Hoffnung tragen,
Um einen Kuß von meines Weibes Munde,
Würd' ich zum zweitenmale Gott entsagen. —
Was kann ich wünschen? wenn die Vögel singen,
Und wenn die Sonne durch die Wälder lacht,
Kann sich vom Tage dann in trübe Nacht
Ein einz'ger Seufzer meiner Brust entringen?
Hab' ich die alte Heimath nicht vergessen.
Ist an die neue doch mein Sinn getraut,
Ich rühme mich des Heerds, den ich gebaut
Kann sich mein Arm auch nicht mit seinem messen.
Was ich geschworen, hat die Zeit bewährt,
Nichts büßt' ich ein, was ich nicht wiederfand,
Die Scholle Lands, die meine Lieben nährt,
Nenn' ich mit Stolz: mein einz'ges Vaterland!

Die Hütte, die sie vor den Stürmen schützt,
Sind auch die Wände blos von Holz und Kies,
Auf harten Boden hab' ich sie gestützt,
Und jubelnd nenn' ich sie: mein Paradies!
Bei meinem Weib, bei meinem Kind zu weilen,
Das ist ein Glück, das ich mir selbst geschaffen,
Wenn jemals Sorgen meinen Geist erschlaffen,
Die sie erzeuget, wissen sie zu theilen.
Nicht wie Jehovah, richten sie mein Thun,
Sie wissen nur zu lieben, nicht zu strafen,
Auch ich bin sterblich — wenn sie einst entschlafen
Ist mir's vergönnt, bei ihnen auszuruhn. —
Was kann mich schrecken? mag des Himmels Groll
In Stürmen und in Wettern zu mir sprechen,
An meinem Herzen, das, von Liebe voll,
Zu dulden weiß, muß jede Waffe brechen.
Hier ist mein Eden — mag die Nacht verhüllen
Was drüben liegt, längst ist mein Himmel offen,
Und hab' ich nichts zu wünschen, nichts zu hoffen,
Wird doch kein böser Traum mich je erfüllen.
In dieses Leben, das mich jetzt durchbebt
Kann wohl dereinst des Todes Wurm sich nisten,
Doch diese Liebe, die zum Lichte strebt
Kann Satan selbst mir niemals überlisten,
Wenn sie entschlummert, wird sie auch ersteh'n
An jenem Tag, wo alle Zweifel schwinden,
Und dann, wenn Erd' und Himmel untergeh'n,
Soll meine Treue ihren Richter finden!

Doch, was ich bittres auf dem Herzen trage,
Ich möchte wohl es in die Lüfte streuen,
Wie meine Lippen frei von aller Klage,
Will ich des Frühlings ohne Groll mich freuen.

Wenn in den Kelch, den ich mir selbst gereicht
Sich manchmal eine heiße Thräne mischt,
Das ist kein Schmerz, der meine Haare bleicht,
So lang der Trank mich wunderbar erfrischt.
Soll nicht die Liebe wieder Liebe zeugen,
Daß sich des Menschen Sinn dem All vermähle,
Und muß ich reulig meine Knie beugen,
Wenn ich so gern des Friedens Palme wähle?
Ach, wenn es Gott gebührt, mit mir zu rechten,
Ich bin nicht Er — Versöhnung sei mein Schild,
In meiner Brust, der Liebe reines Bild,
Ist's süßer zu vergessen als zu fechten.
Vielleicht ist's Schwäche, die mein Herz bedrängt,
Daß es nur Einen Glauben will bewahren,
Daß eine Thräne in den Wimpern hängt,
Eh' ich der Menschheit Kümmerniß erfahren.
Sei's immerhin! der Traum, den ich gehegt
Ward Wirklichkeit — ich will nicht Welten lenken,
Doch ist mein stilles Glück, mein tiefstes Denken
Ein Theil des Geistes, der den Staub bewegt,
Und Gott wie er, — er bleibt, durch ird'sche Hülle
Von ihm getrennt, ein unauslöschbar Licht,
Er schmiegt sich enge an der Schöpfung Fülle,
Doch sie vergeht, sein Schimmer trübt sich nicht.
Ich bin ein Mensch, d'rum ist beschränkt mein Wissen,
Doch will ich hier den Himmel wieder finden,
Ich lebe froh in diesen Finsternissen,
Und will mit Liebe Gott und Welt verbinden.
Durch Dich, Natur! war mir's vergönnt zu lernen,
Wie groß, wie kühn des Herzens eig'ne Triebe,
Und jauchzend ruf' ich heut' zu jenen Sternen,
Daß ohne Menschenschwäche keine Liebe!

Vivis am Genfersee.

Stille Lieder

von

E. A. Schoenbach.

I.

Feierstunde.

Mit meinem Buche sitz ich hier allein,
Im vierten Stock am halbzerfall'nen Giebel:
Mir ist so schwer, komm dort aus Deinem Staub,
Und tröste mich, — Du alte, heil'ge Bibel!

Ich habe lange Dich nicht angeschaut,
Ich habe lange nicht vor Dir gesessen;
Die Welt war mein! Die Welt — sie war so schön!
Da hab' der Mutter Gabe ich vergessen.

Jesaias, Jeremias schlag ich auf:
Kommt nun hervor Ihr alten, großen Geister.
Steigt auf! steigt auf! es ruft mit frischer Kraft
Ein Sänger Euch, — Ihr würd'gen Sangesmeister.

Wie seh'n mich die vergelbten Blätter an!
Sieh da — die Mutter hat dabei geschrieben; —
Und hier noch mehr — o — diese theure Hand!
„Mein Sohn, halt fest im Glauben, Hoffen, Lieben.“ —

Des wilden Sohn's dacht' ſie mit bitt'rer Angſt,
Da iſt wohl manche Thräne ihr entſunken;
Da hat wohl gar dieß heil'ge Bibelblatt
Die heil'ge Mutterthräne aufgetrunken.

Und was iſt hier? — ein welker Veilchenkranz —
Mein erſtes Liebchen hat mir den gewunden;
Ich zählte, glaub' ich, — vierzehn Jahre da —
Ach — ſeit der Zeit iſt Vieles mir entſchwunden!

Ein feſter Glaube, mancher ſchöne Traum,
Des Hoffens Glück, viel duft'ge Frühlingsjahre;
Ich habe viel gelitten, viel geliebt,
Ich ſtand geknickt an mancher ſchwarzen Bahre.

Auf jeder Blume in dem welken Kranz
Seh ich gedrückt erinn'rungsheil'gen Stempel;
Wie wird mir denn? mir iſt ſo wohl — ſo weh —
Die rauhe Kammer heiligt ſich zum Tempel!

Hinweg Ihr Thränen! — weg — ich kenn Euch nicht
Die Ihr verräthriſch mir in's Auge ſchießet;
Die Hände falten ſich mir unbewußt —
Nun denn Gebete — nur den Thränen — fließet! —

II.

Wunſch.

Ein ſanftes Feuer iſt erglommen,
Es glüht der Fluß, der Berg, die Haide;
Denn Abend iſt herangekommen
Im goldbeſaumten Purpurkleide.

Es ſchlingen ſich die letzten Strahlen
Wie Flammenkränze um die Berge,
Und unten — in den weiten Thalen
Die Fluren träumen; — ſtille Särge.

Es wogen Düfte, — Nebel ſteigen
Als Opferrauch von grünen Matten;
Rings ſanfter Frieden, heil'ges Schweigen,
Und Müde lagern in den Schatten.

O, möge einſt mein Leben enden
Wie dieſer Sonnentag geendet,
Wenn ich mit ſegenreichen Händen
Gedankenſtrahlen ausgeſpendet! —

III.

Bei den Büchern.

Wie's doch im kleinen Zimmer dunkelt; —
Die Lampe brennt ſo düſtern roth;
Im Glas das klare Waſſer funkelt,
Daneben liegt ein Stückchen Brod.

Und ringsum Bücher aufgeſchichtet,
In Raucheswolken eingehüllt;
Darunter, was in Nacht gedichtet
Die Seele glühend hat erfüllt.

Ich hör' das Herz ſtets lauter klopfen,
Es klopft — es klopft — ich ſteh allein!
In's Waſſerglas die Thränen tropfen, —
Ich trink' ſie aus wie gold'nen Wein!

Ulm.

Liebeslieder

von

Georg Schirges.

I.

Blumenſprache.

Blumen für verliebte Leute
Myrthlein, Röslein wie ſie heißen,
All die rothen und die weißen,
Ob ich ihre Sprache deute?

Sieh, es gibt gedruckte Schriften,
Schwarz auf weiß ſteht da geſchrieben
Wie die Blumen haſſen, lieben,
Auf den duftumwogten Triften.

Blumen ſendeſt Du und Frage;
Welche Antwort ſoll ich geben?
Blumenſprache mir im Leben
Iſt die wunderbarſte Plage;

Denn nie ſpricht aus jeder Blüte
Immer nur die eine Lehre,
Knosp' und Blume, Blatt und Beere:
Immer Gottes Lieb' und Güte.

Dieß die Antwort, die ich ſende:
Liebe ſpricht jedwede Blume,
Und der Liebe nie zum Ruhme
Seid gebenedeit ihr Hände.

II.

Gib Dich zufrieden Herz.

Mein Herz gib Dich gefangen
Und mach Dir's nicht ſo ſchwer,
All dieſes Sehnſuchtsbangen
Und Sträuben hilft nicht mehr.

Dir hat der Trunk gemundet
Aus bitterſüßem Born;
Dich hat zu tief verwundet
Die Roſe ſammt dem Dorn.

Mein Herz gib Dich zufrieden,
Einſt wird es beſſer ſeyn;
Nur hier nicht, ach hienieden
Iſt Liebe voller Pein.

Iſt voller Pein und Zähren,
Iſt voller Weh und Schmerz. —
Es kann nicht ewig währen, —
Gib Dich zufrieden Herz.

III.

Herzgrübchen.

Die Grube die ich meine,
Iſt keine Todtengruft,
Bedeckt von kaltem Steine
Umweht von Grabesluft;

Und doch in ihr begraben
All meine Wonn und Pein,
All meine Träume haben
Gebettet ſich hinein. —

Die Grube die ich meine,
Nicht dunkel, iſt nicht tief,
Doch gibt es anders keine
In der ich tiefer ſchlief;

In der ich ausgeblutet,
Mich ſatt- und ausgeweint,
Vor Wonne überflutet
Mich erdenrückt vermeint.

Die Grube die ich meine,
Zwein Lippen füllen sie —
Kennst Du sie wohl, die Kleine,
Sahst Du das Grübchen nie? —

Willst Du das Grübchen kennen:
Leg sanft auf's Herz die Hand,
Nicht brauch ich es zu nennen,
Liebst Du, ist's Dir bekannt.

IV.

Wohl und Weh.

Weh Dir, daß Du den Kampf beschworen,
Den wilden Kampf auf's eig'ne Haupt!
Begonnen kaum und schon verloren,
Des Sieges trunken — siegberaubt!
Verblutend an der frischen Wunde,
Geknickte, blützertretne Brust —
Weh Dir nach solcher wilden Stunde, —
Und doch im Schmerze — welche Lust!

Weh Dir, daß Du den weichen Tönen
Der süßen Lippe je gelauscht, —
Weh! daß Du, Deinen Schmerz zu krönen,
Im weichen Kuß Dich je berauscht.
In Scherben seufzt nach solchem Trinken,
Der strahlenbrechende Krystall, —
Und doch im Taumel, doch — im Sinken,
Welch jauchzend Himmelreich im Fall!

Weh Dir, bei dieser Götterneige,
Du staubumhüllte Seele Du, —
Verstumme denn, von Wonne schweige,
Für Dich dahin ist Ruhm und Ruh.
Das ist des Menschen staubig Leben:
Die Liebe wird ihm zum Verließ; —
Und doch um Alles nicht zu geben
Dieß schmerzenvolle Paradies!

Das Lied vom Ende.

Was ist das End vom Liede,
Was ist des Liedes Ende?
Daß Liebe nie zu Ende,
Das ist das End vom Liede.

Hamburg.

Spatz und Spätzin.

Von

K. A. Mayer.

Auf dem Dache ſitzt der Spatz,
Und die Spätzin ſitzt daneben,
Und er ſpricht zu ſeinem Schatz:
„Küſſe mich, mein ſüßes Leben!

„Bald nun wird der Kirſchbaum blüh'n.
„Frühlingszeit iſt ſo vergnüglich!
„Ach, wie lieb' ich junges Grün!
„Doch die Erbſen ganz vorzüglich.“

Spricht die Spätzin: „„Theurer Mann,
„„Denke doch der neuen Pflichten.
„„Fangen wir noch heute an,
„„Uns ein Neſtchen einzurichten.““

Spricht der Spatz: „Das Neſter bau'n,
„Eier brüten, Jungen füttern
„Und dem Mann den Kopf zu krau'n
„Liegt den Weibern ob und Müttern.“

Spricht die Spätzin: „„O Barbar,
„„Soll ich bei der Arbeit ſchwitzen,
„„Und Du willſt nur immerdar
„„Zwitſchern und herumſtipitzen?““

Spricht der Spatz: „Ich will Dich hier
„Mit zwei Worten kurz berichten:
„Für den Spatz iſt das Plaiſir;
„Für die Spätzin ſind die Pflichten.“

Oldenburg.

Ihr Haus.

Gedichte

von

Joseph Eduard Braun.

(Siehe Seite 63.)

III.

Hoch von dem Saum des Waldes
Blick' ich in's Thal hinein,
Wie Sonntagsglocken schallt es
Durch's Herz — was mag das seyn?

Ein seltsam-frommes Regen
Die kalte Brust mir küßt,
Als ob ich meinen Segen
Auf's Thal hinbeten müßt'.

Mit manchem leisen Gruße
Schick' ich den Segen aus; —
Und unten an dem Fuße
Liegt meines Liebchens Haus.

IV.

In meinen Kinderjahren
Dacht' ich, es müsse seyn
Das Schönste, aus Gefahren
Sein Liebchen zu befrei'n,
Da wo das Meer der Gluten
Die Locken wild versengt,
Wo durch den Zorn der Fluten
Den leichten Kahn man lenkt.

Manch Jahr iſt dahingeweſen
Seitdem — wohl lange Zeit —
Mein Herz iſt nicht geneſen
Von ſeiner Albernheit.
Zum Ankern keine Räume
Beut ihm die Wirklichkeit,
D'rum wirft's in's Reich der Träume
Den Anker, weit, ſo weit!

Wohl möcht' es fromm ſich legen
In eine ſtille Bucht,
Doch hat's auf allen Wegen
Umſonſt nach ihr geſucht.
So kehrt denn auch und ſchweifet
Der tolle Wunſch hinaus,
Daß wilder Brand ergreifet
Dein ſchönes, ſtilles Haus.

Wie wollt' ich Dich erretten!
— Der Schmerz wird ſelbſt zur Luſt —
Zum erſtenmale betten
Dein Haupt an meine Bruſt!
Und was dann auch zertrümmert,
Und was dann auch zerbricht,
Dich heiß umſchlingend kümmert
Der Brand der Welt, mich nicht! —

V.

Du fuhrſt vorbei im off'nen Wagen,
Allein und ſinnend, — pfeilgeſchwind
Von Deiner Roſſe Paar getragen,
Um fern der Stadt, im Abendwind
Das ſüße, junge Haupt zu baden,
Zu koſen mit der milden Luft, —

Ich ſchlich, von Büchern ſchwer beladen,
Ein junger Todter, zu der Gruft.

Ich grüßte, ſtill vorüberſchreitend, —
Den Gruß, ſo kalt und feierlich,
Von ſehnſuchtskrankem Wunſch begleitend, —
Du lächelteſt und grüßteſt mich.
War es ein Zeichen der Erhörung,
Das blühend auf den Lippen ſtand?
War es nur Spott ob der Bethörung,
In die die Liebe mich gebannt?

Es ſenkt der Spott ſo kalt und ſchneidend
In's Herz ſein Meſſer — todeskalt, —
Die Hoffnung ſchauert krank und leidend,
Geboren kaum — ſchon welk und alt.
Was frag' ich noch, was ich geleſen?
Ob's Lieb', ob's Spott geweſen ſei,
Die müde Bruſt kann nicht geneſen; —
Mein Jugendtraum, wie ſchnell vorbei!

Vorbei, vorbei, du ſchneller Wagen,
Vorbei, vorbei, mein ſüßes Kind!
Vorbei das Hoffen und das Klagen,
Ein Lebensglück — vorbei wie Wind! . . .
Kehr' nur zurück, Du armer Knabe!
Des jungen Lebens welkes Laub,
Der Blüten letztes Blatt vergrabe
In Deiner Bücher Todtenſtaub!

Dillenburg.

Ganymedes.

Sonette aus alter Zeit

von

J. E. Braun.

I.

Einſt lagen wir im buntgeſchmückten Saale
Uns Bruſt an Bruſt und ſangen trunk'ne Lieder,
Die weiten Wände hallten dröhnend wieder,
Und aneinander klangen die Pokale.

Kein König ſitzt bei'm hohen Krönungsmahle
Mit ſeinen Kriegern ſtolzer, luſterglühter,
Als wir im Kreis der treuen Bundesbrüder,
Bei unſ'rer Waffen luſtigblankem Stahle.

Das tönte: „Setzt Euch, Brüder, in die Runde!“
Und weiter: „Herz an Herz und Hand in Hand!“
O, wie Dein Aug', Dein ſchönes Auge glänzte!

So ruhten wir — und Deine Hand kredenzte
Mir den Pokal: „Stoß' an! Es ſchäumt am Rand!
Der Freundſchaft gilt's und dem Genuß der Stunde!“

II.

Auf Ida's Höh'n, im gold'nen Reich der Mythen,
Stand einſt ein Knabe, wie Aurora ſchön,
Schlank wie die Fichte auf des Pindus Höh'n,
Die Heerde ſpielte in des Abhang's Blüten.

Und Zeus erblickt' ihn vom Olymp, es glühten
Die Blicke hell, die ſolchen Reiz geſeh'n;
Kronion läßt des Adlers Flügel weh'n,
In deſſen Krallen ſonſt die Blitze ſprühten.

Sanft faßt der heil'ge Aar den ſcheuen Knaben,
Er legt den Zitternden an ſeine Bruſt
Und trägt ihn ſtolz zu dem Olymp empor.

Dort weilt der Holde ewig jetzt, zu laben
Kronion und der ſel'gen Götter Chor
Mit ſeiner Schöne und des Nektar's Luſt.

III.

O, könntest ewig Du mein Schenke seyn!
Du bist so jugendschön, wie Ganymed,
Auf Deiner Stirn' ein Göttersiegel steht; —
Kann uns ein Gott die Gnade nicht verleih'n?

Kredenz' mir Deine Schönheit und den Wein!
Was flehe ich? — Die Stunde ist verweht,
Wir sind getrennt, jetzt ist das Leben öd',
Und Thränen fall'n in den Pokal hinein.

O, mög' wie Ganymeden auch uns Beid'
Der Jugend süßer Zauber ewig schmücken,
Vor Allen Dich, der Licht mir war im Leid!

Umsonst, umsonst! Die bangen Stunden pflücken
Der Wangen Rosen, und in später Zeit
Seh'n wir uns wieder mit verglühten Blicken. —

Dillenburg.

An einen Freund.

Von

Henriette Ottenheimer.

Es fliegt das Lied das Dir gefällt,
Als munt're Lerche aus,
Und trägt vom lieben Vaterhaus
Viel Neues durch die Welt.

Als Roſe blüht es auf im Hain,
Und Engelshand kredenzt,
Den Thau der ihr im Kelche glänzt
Gaſtfrei als Labewein.

Als Morgenlicht mit gold'nem Roth
Beſtreut es Berg und Thal,
Und hüllt in einem Lebensſtrahl
Sogar den kalten Tod.

Doch Heiterkeit, und Wein und Licht
Nicht Jedem wohl thun kann.
Es gibt auch Kummer, dann und wann,
Dem and'rer Troſt gebricht.

Die Welt iſt nicht wie Du ſie liebſt,
Iſt nicht wie Du ſie fliehſt,
Nicht wie Du ſie im Geiſte ſiehſt
Nicht wie Du ſie uns gibſt.

Nein, jeder Menſch faßt ſeine Welt
Mit and'rem Blicke auf,
Weil Jedem ſeines Lebens Lauf
Doch ſeine Welt enthält.

Und manches Herz iſt ſo gekränkt
Manch Auge ſo verweint,
Daß es, wo hell die Sonne ſcheint,
Verletzt die Wimper ſenkt.

Ein ſolches Herz labt vielleicht ſtill,
Mein ernſter Liedeskuß,
D'rum laß mich ſingen wie ich muß,
Ich kann's nicht wie ich will.

Karlsruhe.

Aus den Gedichten eines Ausgewanderten.

I.

Grabrede auf einen Mandan-Indianer.

Schmückt ihn mit der Eulenfeder
Mit dem Gurt von Büffelleder,
Und bemalt ihm Bruſt und Kinn.
Alle Scalps, die er errungen
Und das Beil, das er geſchwungen
Nehm' er auf die Reiſe hin.

Seine Büchſe blank geputzet
Und das Haar fein aufgeſtutzet,
Schrot und Pulver in die Hand;
Und den Tod, den er nun heute
Fand, weil er ihn nimmer ſcheute
Malt ihm auf das Grabgewand.

Keiner war ihm zu vergleichen,
Sei's im Kampfe mit den Bleichen
Oder auf der Jagd im Wald.
D'rum wird er am Himmel glänzen*
Und ſein Ruhm wird ohne Grenzen
Seyn im Seelenaufenthalt.

---

* Als Stern, wie die Sage geht.

Wenn Wahcondah's große Geiſter
Einſtens alle Jägermeiſter
Laden zu der Götterjagd:
Wenn vom Horn des größten Stieres
Durch die Räume des Revieres
Tönend, Jedermann erwacht:

Dann wird man ihn wiederſehen,
Mit dem Schmuck wird er erſtehen
Mit der Büchſe, mit dem Speer,
Mit dem Kranz der Eulenfeder,
Mit dem Gurt von Büffelleder
Wird er ſchreiten ſtolz einher.

II.

Der ausgewanderte Pole.

1.

Er ſitzt ermüdet vor der Hütte,
Er ſtützt ſich auf das krumme Schwert,
Er [illegible] der Kinder Mitte
Die [illegible] richtes Kampfſpiel lehrt.

Wenn [illegible] der Tagesarbeit müde
Er heimgekehrt und von der Jagd
Und wenn des Abends ſanfter Friede
Des Herzens Qual zur Ruh' gebracht:

Dann weilt er unter ſeinem Baume
Auf einer Moosbank ruht er aus,
An ſeines kleinen Waldes Saume
Vor ſeinem kleinen Pflanzerhaus.

Des alten Baumes harte Rinde
Zeigt er dann oft den Kleinen: ſeht
Da, wo zum ew'gen Angebinde
Der Name Kosciuszko ſteht.

Die beiden Söhne muthig ſchwingen
Die kleinen Degen dann von Holz
Und wie er lehrte, kräftig ſingen
Sie, hebend ihre Waffen ſtolz:
Noch iſt Polen nicht verloren
In uns lebt ſein Glück.

2.

Er liegt am Quell, der ihn erquicket
Mit ſeinem Waſſer friſch und klar,
Die Büchſe in den Arm gedrücket
Zur Seit' ein todter Jaguar.

Der Arm trägt eine breite Wunde
Die ihm des Thieres Tatze ſchlug;
Er ruht auf ſeinem treuen Hunde
Der mit ihm die Gefahren trug.

Die Bruſt, von Narben tief zerriſſen,
Spült von dem Blut das Waſſer rein.
„Daß ich dieß hab' erleben müſſen“
So klagt er in den Wald hinein.

„O daß ich, ſtatt in Freiheitsſchlachten
Mit wilden Thieren kämpfen muß!
Statt Wunden, die die Waffen brachten
Jetzt eine von des Panthers Fuß.“

„Darf denn bei dieſen heil'gen Zeichen
Des Freiheitskampfes, die das Schwert
Geprägt, ſich dieſe Wunde zeigen
Und iſt ſie dieſes Armes werth?“

Und er erhebt ſich; inn're Qualen
Betäuben ſeiner Wunde Schmerz.
Da glänzen Abendſonnenſtrahlen
Ihm mild in's gramzerriß'ne Herz.

Und fröhlich ſchallt ein luſtig Klingen
Vom Hauſe ihm entgegen mild.
Er hört die beiden Söhne ſingen
In ihrer Weiſe trotzig, wild:
Noch iſt Polen nicht verloren
In uns lebt ſein Glück!

3.

„Wie iſt der Vater jetzt ſo traurig!
Was ſagte wohl der fremde Mann?
Mir wurde ganz betrübt und ſchaurig
So ſahen ſie einander an.“

„Der Fremde hat noch gröſs're Wunden
Als Vater, und ſein Arm war lahm.
Man ſah's ihm an, daß viele Stunden
Weit er von ſeinem Hauſe kam.“

„Er wiſchte eine große Zähre
Aus ſeinem Auge, ſahſt Du ſie?
Er ſprach von Vaterland und Ehre
Und nannt' den Namen Skrzynezki.“

„Der Vater riß vom Arm die Binde,
Es ſchien mir eine tolle Luſt,
Er hob ihn wild — und ſenkt' ihn linde
Und weinte an des Andern Bruſt."

So redend geh'n die beiden Kleinen
Und ſtehen ſtille dann und wann;
Sie möchten wie der Vater weinen
Und wie der fremde, lahme Mann.

Doch auf dem Kampfplatz angekommen,
Da weicht ihr Schmerz der alten Luſt;
Sie haben froh das Schwert genommen
Und ſingen recht aus voller Bruſt:
Noch iſt Polen nicht verloren
In uns lebt ſein Glück!

* *

***

Gedichte

von

Fernand Schmid.

I.

An .....

Wenn je der Liebe reines Sehnen
In meiner Seele iſt erwacht,
Und wenn ich jemals unter Thränen
An eine beſſ're Welt gedacht,
Dann war der Himmel vor mir offen
In Deinem Auge, und erfüllt
War all mein Träumen, all mein Hoffen
Und jeder Zweifel war enthüllt.

Nicht fühlt' ich Wünſche mich durchdringen,
Wie ich ſie ſonſt willkommen hieß,
Das war ein ſtilles, heil'ges Ringen
Nach dem verlornen Paradies.
Zum Kinde war ich wieder worden,
Und Deiner Stimme weicher Klang
Erhob, gleich ſeligen Akkorden
Mein Herz zu freudigem Geſang.

Ob Du mich liebſt, ich will nicht fragen,
Oft hab' ich ahnungsvoll gebebt,
Doch will ich nimmermehr verzagen,
War's Täuſchung nur, die mich belebt;
Erſt laß mich kämpfen, laß mich büßen,
Und dann um Deine Liebe fleh'n,
Und ſink ich einſt zu Deinen Füßen,
So wirſt auch Du mein Herz verſteh'n. —

II.

Ich möchte ſchlafen geh'n.

Ich möchte ſchlafen geh'n!
Dort, wo die Hügel winken,
Und wo die Tannen ſteh'n,
Dort möcht' ich niederſinken,
Und ohne Herzensqual
Zum Letztenmal
Die blauen Wolken ſeh'n,
Und ewig ſchlafen geh'n.

O langerſehnte Luſt,
Die Menſchen zu vergeſſen,
Und dieſe heiße Bruſt,
In feuchten Thau zu preſſen.
Kein Laut im weiten Raum,
Ein letzter Traum,
Und Alles iſt geſcheh'n,
So möcht' ich ſchlafen geh'n.

Ich habe lang gewacht,
Von ſüßer Hoffnung trunken,
Doch iſt in ſtille Nacht
Der Liebe Stern verſunken,
Fahr wohl, o Himmelslicht!
Ich klage nicht,
Doch wo die Tannen ſtehn'n,
Da möcht' ich ſchlafen geh'n. —

Vivis am Genfe[illegible]

Die Aeolsharfe.

(Auf der Burg zu Weinsberg.)

Von

Emma Lindorf.

Der Geisterton in alten Mauern
Ist's nicht melodisch Liebestrauern,
Ist's nicht ein Seufzen treuer Brust
In Schmerzenslust?

Ist's nicht der Welten tiefstes Leben,
Von dem die Harfenſaiten beben?
Unſäglich, wie der Liebe Klang
Das Herz durchdrang.

Von ferner Heimath Himmelsſagen,
Von Seel' um Seele Frühlingsklagen!
Die Lieb' um ihre Kinder weint:
Wir ſind gemeint.

Und alles muß den Liedesliedern
Das ſtumme Herz in mir erwiedern,
Tönt all ſein Weh und all ſein Glück
Im Sturm zurück.

Ewig.

Von

Louis von Arentsschildt.

Es wandeln leuchtende Gedanken
Vom Paradiese durch die Zeit,
Wie auf dem Flügelpaar dem schwanken
Die Lerche schwebt ob Sturm und Streit.

Doch Niemand weiß, wo sie erklungen,
Ob Gottes, ob der Engel Mund
Ob sie der Menschenbrust entsprungen
In erster Schöpfungsmorgenstund'.

So wandelt ist ein Stern versunken
Sein Schimmer durch der Zeiten Schacht,
Verklärend mit den lichten Funken
Das Grau'n der letzten Mitternacht.

Nienburg.

Alt und Neu.

Von

Ed. Stille.

Ich liebe das Alte
Und liebe das Neue,
Damit ich auf's Neue
Am Alten mich freue.
Ich liebe das Neue
Und liebe das Alte
Damit mir das Neue
Nicht unbedingt walte.

In's flüchtige Leben
Uns Blüten zu weben,
Da lieb' ich das Neuez —
Doch ewige Treue
Gelob' ich dem Alten,
Erprobt und gehalten
In stürmischen Stunden
Und — tüchtig erfunden!

Mannheim.

Lyrisches Album

Herausgegeben

von

A. Lewald

Karlsruhe und Baden.

1844

[illegible]

Ulrich von Hutten.

I.

Wie lang' mit Lorbern überſchütten
Wollt ihr die korſiſche Standarte?
Wann hängt einmal in deutſchen Hütten
Der Hutten ſtatt des Bonaparte?

Georg Herwegh.

Weihe.

Auf zerfall'nen Kloſtertrümmern ſtand ich jüngſt beim Mondenſcheine,
Schweigend warf ich meine Blicke auf die moosumkränzten Steine,
Drückte die gewölbte Stirne in die flache, kalte Hand,
Sah dann wieder auf die Aſche, die vor meinem Auge ſtand:

„Liegt ihr endlich doch darnieder, die ihr einſt ſo mächtig prangtet,
Und die Erde ſtolzen Sinnes mit der Lügenkett' umranktet?
Sind die Ketten nun zerfreſſen? Sind die Hallen nun nicht mehr?
Schleichen in den düſtern Gängen nicht die Mönche mehr einher?

„Ja! es iſt nun Licht geworden! — Wo einſt ſtand die trübe Zelle,
Wölbt ein Strauch von Frühlingsroſen eine duftige Kapelle!
Und wo ſonſt geheimer Sünden nächtlich ſtill das Mönchlein pflag,
Singet jetzt in muntern Tönen einer Amſel heller Schlag.

„Ja es ist nun Licht geworden auf der schönen, weiten Erde,
Frei darf der Gedanke blühen, ohne jegliche Gefährde,
Frei, wie dort am Himmel wandelt jener Sonnen zahllos Heer,
Frei, wie dort die Wogen tanzen auf dem sturmumtobten Meer.

„Frei und einfach, reinen Blickes, sollst Du Geist empor Dich schwingen,
Wenn in des Gebetes Weihe Deines Herzens Worte klingen,
Frei und einfach sollst Du beten — wohnet doch nur darin Mark —
Selten, daß in farbenglüh'nden Blumen süßer Duft sich barg."

„Wie sie bebten da die Mauern, als die heil'gen Worte schollen,
Die aus Luther's, aus Melanchthon's Munde zu dem Volke quollen!
Wie da bebten alle Quadern in dem stolzen Vatikan,
Als das Wort an dem granit'nen Thor der Alpen pochte an!"

„Wo man Luther und Melanchthon nennet fehlt auch nicht der Hutten,
Er der Dunkelmänner Geißel, Er, das Richterschwert der Kutten,
Er, der fromme, lichte Sänger, dessen Lied ein Freiheitshauch,
Dessen Lied die heil'ge Frucht ist an der Wahrheit Blütenstrauch.

„Hutten! — Wende nicht Dein Auge ganz von diesem Erdenthale,
Träufle in mein Haupt, in diese schöpferische Geisteesschaale,
Träufle Deines eig'nen Denkens in mein Haupt nur einen Blitz,
Und in vielen tausend Herzen finde er den Flammensitz!"

Kniend lag ich auf den Trümmern, flehend heiß zu Hutten's Manen.
Und in meiner Seele wogt' es, wie ein überirdisch Ahnen —
Und durch meine Saiten wogt' es! — Hört den hellen Silberklang,
Den der Sturmwind heut' zur deutschen Ehre laut und mächtig sang.

Hutten's Geburt.

In einem bunten Kleid ein Knabe
Durchzieht das deutsche Vaterland,
Mit einem laun'gen Zauberstabe
Spielt seine zarte, weiche Hand.

Bald schüttelt freundlich er die Locken,
Dann lachen aus dem Stab hervor
Viel Blumen, viele grünen Flocken,
Manch weiße Blüt', manch duft'ger Flor.

Klang ist der Odem allen Lüften,
Mit Kränzen sich die Erd' umflicht,
Ja selbst die Todten aus den Grüften,
Sie senden Blumen an das Licht. —

Wie Menschentreu, wie Frauenliebe
Ist dann auf einmal Alles fort,
Wird nur des Knaben Stirne trübe,
Ist seiner Laune Saft verdorrt.

Er sendet Wolken statt der Sonnen,
Statt weißer Blüten, weißen Schnee,
Der Blumenflor ist all zerronnen,
Als hätt' gepflückt ihn eine Fee!

Wie heißt der Zant, der nach Belieben
So mit der Erde treibt sein Spiel?
So weit den Himmel Wolken trüben,
Nennt man ihn fort und fort: „April!" —

So wallte er vor vielen Jahren
Auch einst durch's deutsche Frankenland,
Kam bald mit blumenreichen Haaren,
Bald weg er Stürme in der Hand.

Da sah er hoch vom Felsen ragen
Ein Schloß, von Stackelberg genannt.
April fühlt inniges Behagen
Und rasch nahm er den Stab zur Hand:

„Wie schön und werth, daß ich dich lohne!
Wer, Schloß, dich da hinauf gesät,
Dem reich' ich meiner Gaben Krone,
Ein Blümlein, d'raus die Gottheit weht!" — —

Der Blume Duft hat sich geschwungen
Von Ewigkeit, zu Ewigkeit,
Ihr Name hat die Welt durchklungen:
Wer kennt den Hutten nicht noch heut'?

Vor der Abreise in die Klosterschule zu Fulda.

„So muß ich von euch scheiden, ihr hellen grünen Höh'n!
Auf euern weichen Blumen soll nicht mein Schritt mehr geh'n!
Die du die Brust mir stärktest, du reine Luft zieh hin,
Zieh hin durch Busch und Zweige, durch frisches Saatengrün!

„Der Huldreich muß hinunter in jene Mauern dort,
Muß aus des Lenzes Wonne in's düst're Kloster fort,
Das dort schaut aus der Grüne, als wie ein Leichenstein,
Gleich wie ein altes Weiblein im Kreis von Mägdelein. —

„Hier lag ich unter Sternen gar oft in heil'ger Nacht,
Hier hab' ich meinem Gotte mein frei Gebet gebracht,
Jetzt muß ich dort hinunter in's enge Kirchlein geh'n,
Muß statt beim Sternenscheine bei Kerzlein zu ihm fleh'n!

„Die Vögelein, sie tönen hier ihren Lobgesang —
Von Mönchen soll ich hören der Stimmen heisern Klang!
Das klingt, wie Sündenschelten, das klingt, wie lauter Spott,
Wenn neben Vögelklängen ihr singt empor zu Gott.

„Die Blumen all, sie senden den Blütenduft empor
— Weil er nicht singen kann, so bringt andern Dank der Flor —
Und ihr laßt Weihrauchwolken zum Himmel steigen auf —
Wie rein sind Blumendüfte — ihr sendet Nebel hinauf!"

So sprach der Knabe Ulrich, eh' er in's Kloster mußt',
Um dort an trockenen Büchern zu nähren die kräftige Brust.
D'rauf stieg er hinan die Treppe, stieg in den Ahnensaal,
Besah sich seine Ritter, ihre Waffen allzumal.

„Wie prangt ihr in der Rüstung stahlblanker Waffenzier,
Wie schaut ihr d'rein so ehrlich, alle meine Väter ihr!
Um eure Helme windet sich schön der Siegerkranz,
Es fochten eure Schwerter zum Heil des Vaterlands!

„Und — euer Enkel, Väter, der muß in's Kloster geh'n,
Darf nicht im Glied der Kämpen, muß bei den Winf'lern steh'n,
Statt sonnenheller Rüstung umfängt die Kutte ihn,
Die weist mit ihrer Farbe stets nach dem Moder hin!

„Statt Schwert und Speer und Bogen kriegt Gänsefedern er,
Statt Siegesfahnen bringt man ihm Todtenfahnen her,
Statt Feindesblut verspritzt er die finstre Dinte nur —
Euch ward die That — dem Enkel ach bleiben Worte nur!

„So wahr mir Gott helf', Ahnen, den Kerker sprenge ich,
Wohl fühl' ich meines Geistes gewaltigen Fittich!
Ich will den Flug erheben, die Stimme soll erklingen
Und aus den Worten sollen gewappnete Männer springen!

„Ich will den Flug erheben, die Wolken scheuchen weg,
Dem Lichte will ich bahnen den rechten Weg und Steg!
Empor, empor! soll's klingen, empor durch Zeit und Raum! —
Gott, spende Deinen Segen, daß es nicht bleibe Traum!

Hutten als Magiſter.

Da ſteht er nun ſchön ausſtaffirt
Mit hochgelahrten Phraſen,
Er kann Latein und diſputirt
Euch über alle Maßen.

In Falten iſt die Stirn gelegt,
Der Finger an der Naſe
Bedeutet, wie ſo tief verſteckt
Die Wiſſenſchaft er faſſe. —

Ach hat der Bücher Lavaflut
Des Herzens Grün verſchüttet?
Lateiniſch ward dein deutſches Blut?
Zum Mönch dein Mark gekittet?

Nein! Du biſt kein Johanniswurm,
Der nur für ſich da zündet,
Du biſt ein Leuchtthurm in dem Sturm,
Der Heil und Rettung kündet!

„Leb' wohl du düſt're Kloſtermau'r,
Das Käfigt ſprengt der Leue!"
Das Kloſter bebt' in Todesſchau'r,
Als Hutten trat in's Freie.

Kaiser Maximilians I Zug nach Italien.

Von Rittern und von Knappen ein auserwähltes Heer
Zieht klingend und klirrend fürder mit Schild und Schwert und Speer.
Ein rothes Banner zeiget voran dem Heer den Lauf,
Ein Aar mit Zepter und Apfel und Krone glänzt darauf.

Es ist der Max von Habsburg, der führt der Reisigen Zug,
Es ist der Max von Habsburg, der leitet des Adlers Flug.
Wen Deutschlands Sturm und Sonne mit Kraft und Muth gestählt,
Der hat dem flatternden Banner sich fröhlich beigezählt.

Ei Hutten, kaum verklungen sind Dir die Vesperglocken,
So müssen Trompetenklänge Dich schon zu den Waffen locken!
Die Hand, die sonst so zage nur durch die Saiten lief,
Die soll nun Wunden schlagen durch Helm und Panzer tief? —

Wohl auf über Berg und Thäler, zum Alpenthron empor!
Sieh da zu Füßen schimmert Italien's Blütenflor!
Wie Baum an Baum sich reihet, wie Blume und Bach sich grüßt,
Und wie das Blau des Himmels der Berge Häupter küßt!

An einem Felsenblocke bleibt sinnend Hutten steh'n
Und läßt die Blicke kreisend hin über die Fluren weh'n,
Doch nicht der Strahl der Freude verkläret sein Gesicht,
Der Schmerz schwellt seinen Busen indem er traurig spricht:

„Wohl glänzen diese Fluren in wundervoller Pracht,
Als ob das Auge Gottes lebendig entgegen uns lacht,
Wohl streuen gar süße Düfte die Wälder hier empor,
Als ob die Fee des Frühlings sie sich zum Herd erkor:

„Doch kann kein Mann, kein deutscher, Dir ohne Grauen nahen,
Hast Du seines besten Markes und Blut's doch viel empfahen —
Manch ein Halm, der frisch hier grünet, sog seine blüh'nde Kraft
Aus eines deutschen Kämpfers zermalmten Knochensaft.

„Du Ebne von Verona begrub'st der Cimbern Mark,
Du Bette des Busento, du wurdest Alarich's Sarg,
Und dort am Vesuv welkte die letzte Blütenflocke
Vom Hohenstaufenstamme auf schnödem Henkerblocke!

O mochtest Du nicht sehen des schützenden Engels Hand,
Da er mit düstern Gedanken so Deine Seele umwand?
O mußtest Du betreten das Land des deutschen Fluchs,
Das unter den grünen Matten birgt Schrecken des Leichentuchs?

Heimkehr.

„Dort tauchen des Vaterlands Berge herauf,
Gegrüßt sei, Deutschland, gegrüßt!
Ihr Schwingen der Sehnsucht beflügelt den Lauf,
Bis deutscher Aether mich küßt.

„Ich fühle den labenden Sonnenstrahl,
Der Germania's Eichen bescheint,
Die Blumen umlächeln mich allzumal,
Als wär' ich ein alter Freund!

„Wie wonnig, wie lieblich im Vaterland
Auf den Höhen, tief unten im Thal!
Ich nehme die tönende Cythet zur Hand
Und fülle den hellen Pokal!

„Das ist noch ein Wein, hat Kraft und Saft
Und blinzelt, wie Liebchen mich an,
Trinkt mit dem Herzen gleich Brüderschaft,
Ein feuriger, braver Kumpan!

„Und dem Singen auch muß er geneigt wohl seyn,
Denn er führet alsbald meine Hand
An die Leyer, daß es tönet hinein
Gar weit in's germanische Land:

„„Ihr Fluren im duftigen Wiesengrund,
Ihr Berge, so ferne und nah,
Wir Töne, wir machen euch Allen kund:
Der Hutten iſt wiederum da!““

Zweite Reiſe nach Italien.

„Bin gepilgert durch die Fluren meines lieben Vaterlandes,
Bald auf blumenreichen Auen, bald auf Wüſten dürren Sandes,
Bald ertönte mir vom Berge der Kapelle Feierklang,
Wenn er ſich durch Friedenslüfte, wie ein Ruf der Gottheit ſchwang,

„Bald umbrauste mich der Donner, der da heult im Wolkenſitze
Rings umzückt von ſeinem Vater, dem gedankenſchnellen Blitze,
Bald bei Mädchen, bald bei Mönchen, bald beim Sperling, bald beim Aar,
War faſt immer frohen Muthes, wenn ich juſt nicht traurig war.

„O glückſelig Wanderleben! Heil, wem Deine Wonnen blühen,
Dem der Freiheit reine Lüfte in den öden Buſen ziehen,
Dem ſie um die Locken ſpielen, wie der Kuß der lieben Braut:
Freiheit, Wandern! greift in's Herze, Freiheit, Wandern! welch ein Laut!

„Doch das Alles iſt vorüber, darf an's Wandern nicht mehr denken,
Muß die theure, holde Freiheit in ein Bücherzimmer ſchränken,
Und mein Herz, ich muß es binden an ein dürres Schreiberpult,
Eine Gänſefeder führet an der Naſe die Geduld.

„Meine Augen ſtatt zu blicken in den Frühlingskuß der Auen,
Müſſen da auf Folianten Schwarzes nur und Weißes ſchauen.
Iſt die Hand denn nur zum Schreiben und die Füße ſind zu nichts?
Iſt das Aug' für Schwarz und Weiß nur — ſonſt für keinen Strahl des Lichts?

Doch — ich will es euch bekennen, wo der Stamm von meinem Groll iſt,
Und wovon mir Alles, Herz und Kopf ſo heiß und trüb und toll iſt:
Muß die Jura hier ſtudiren! — Ach wo weilt Leukothea,
Die mir wärf den Rettungsſchleier in die Todesfluten da!

Einnahme von Pavia.

I.

Wie praſſeln die Flammen
Verderbenſchwer,
Wie glühen die Wolken,
Ein Feuermeer!
Gleich Cherubsſchwertern
Hoch ſchimmern empor,
Die hundert Thürme
Im Flammenchor,
Das ſtürzt und ziſchet und glutet und brennt!
Wie wüthet entfeſſelt das Element!

Und hört ihr das Winſeln,
Das bange Schrei'n?
Die Opfer ſind es
Der Flammenpein.

Und in den Jammer
Dröhnt Donnerklang,
Der aus den Kanonen
Sich brüllend rang,
Bis die ſtolze Pavia der Flammen Raub,
Bis ſie Moder und Aſche und fahler Staub.

Darauf ſtiller wird es —
In's Trümmermeer
Zieht ein mit Trompeten
Das Siegerheer —
Und wo man kurz Schrecken nur hörte und ſah,
Da jubelt der Ruf jetzt: „Victoria!“

II.

Hoch vom Berge blicket Hutten still und sinnend tief hinab,
Schaut auf die verwelkte Stadt hin, schaut auf trotz'ger Größe Grab:
Gleich dem letzten Lebensodem rang sich aus der Brust der Trümmer,
Grauer Dampf mit Gelb durchflossen vom begrab'nen Glutenschimmer.

„Wie ein König, dem gerissen man die Krone von dem Haupt,
Wie ein Stengel, den des duft'gen Blumenkelch's man hat beraubt,
Steh' ich dürftig hier und bebend, gleichend einem flücht'gen Rehe,
Das aus warmem Nest entfloh'n vor des Verfolgers blut'ger Nähe.

„Liegen doch die theuern Schätze all' in jener Aschengruft,
Die der Rückerinnerung Gedanke in die Heimath ruft:
Angebinde meiner Lieben, die ich ließ im Land der Eichen,
Meines Herzens frische Lieder ruhen hier im Schoß der Leichen.

„Ruh' in Frieden Alles, Alles, was die Flamme mir verschlang,
Hab' ich doch ein reines Herz noch, das sich schwellt mit Sang und Klang —
Und mein Geist ist frei geblieben — ob mich Wolken drum umschwärzen,
Fröhlich will ich fürder zieh'n mit freiem Geist und reinem Herzen!"

Hutten in Rom.

Zu Rom im reichen Saale, wer zählt die Pfaffen all',
Wer zählet an der Tafel der Gläser und Speisen Wall?
Ei was soll unser Hutten im Kreise dieser Schranzen,
Der Tropfen Thau des Himmels an gift'gen Schirlingpflanzen?

Drauf — als die Speisen verschwunden in der Kirche großen Magen,
Begann ein feistes Pfäfflein den magern Hutten zu fragen:
„Ihr kommt aus jenem Lande, das gar so frostig und kalt,
Daß eine Eisesdecke den Boden stets umkrallt?

Drauf Hutten: „Wohl ſtrahlt in Deutſchland die Sonne nicht ſo heiß,
Wohl trägt es einen Schild oft von diamant'nem Eis,
Um damit abzuwehren des Lugs und Truges Wort,
Das aus Italia wehet hinüber in einem fort.

Darauf das Pfäfflein wieder: „Ei Junker ſchenket ein,
So wächst kein Wein bei Euch, wie hier Chriſti Thränenwein!"
Drauf Hutten: „Weil der Deutſche noch gar ſo ſchlecht nicht iſt,
Daß Chriſtus ſeine Thränen auf Deutſchland weinen müßt!"

Darauf das Pfäfflein wieder: „Ei Junker, wie ſo ſpitzig!
So winzig und ſo dürre und doch auch gar ſo hitzig!"
Drauf Hutten: „Feiſtes Bäuchlein, jede Roſe hat ihren Dorn
Von Gott, und jeder Deutſche von ihm gerechten Zorn!"

Darauf das Pfäfflein wieder: „Ho, ho, ein ſchöner Vergleich!
Wie paſſen die deutſchen Bengel zum zarten Roſengeſträuch!"
Drauf Hutten: „Habet Acht nur, daß nicht die deutſche Kraft
Mit ihren groben Bengeln noch Eure Sünden ſtraft!"

Darauf das Pfäfflein wieder: „Ei, ei, die deutſche Kraft!
Sie iſt an unſerm Banne ſchon längſt zum Tod erſchlafft!"
Drauf Hutten: „Dient der Bann Euch, ſo iſt das Recht uns hold,
Laßt ſeh'n, wer von den Beiden beſiegt im Staube rollt!"

Wie drohte von wildem Feuer der Pfaffen arger Blick!
„Wo iſt der freche Ketzer?" ſchallt's hier und dort zurück.
Doch Er war ſchon von dannen, war ſchon nicht mehr in Rom,
Er ſtand auf hohem Berge und rief nach Petri Dom:

„Wie lang wird er noch ſäumen, der helle Geiſtestag,
Wo er in kühnen Flammen hieher zückt ſeinen Schlag?
Wann wird einmal erdröhnen die helle Völkerſtimme,
Die ruft Dich zum letzten Gerichte mit ihrem erwachten Grimme?

„Ja bald wird ſie erdröhnen und zucken der Blitz — ich fühle
Im Odem dieſer Lüfte die ſchwangere Wetterſchwüle!
O dann, ihr ſtattlichen Pfäfflein haut um die dickſten Eichen,
Darin bequem zu betten doch Eure fetten Leichen!"

Reiſe nach Mainz.

„Du Strom des deutſchen Segens, du alter Vater Rhein,
Mit deinen ſaftigen Reben, gleich buntem Edelgeſtein:
Zwar haſt du ſo viele Lieder, als Wogen Du wälzeſt fort,
So nimm auch noch das meine, du edler, deutſcher Hort!

„Du biſt eine heilige Schaale, vom Himmel ausgegoſſen,
Die Engel machen die Halme, draus deine Blumen ſproſſen,
Und rings der Kranz der Dome ſchaut in die Flut hinein,
Gleichwie vergnügte Zecher in die Pokale mit Wein!“

Wie wand aus Huttens Herzen ſich manch ein Klang hervor,
Da in den tauſend Reizen ſich rings ſein Auge verlor! —
Dort ſpringt von Mainz das Münſter aus dem geſchmückten Flor,
Wie wenn ſich zum Gebete reckte eine Hand empor.

Der müß'gen Diener viele ſteh'n ſtumm vor dem Palaſt:
„Beim Erzbiſchofe meldet mich Einer wohl als Gaſt?“
Die Diener lächeln liſtig und ſchau'n einander an:
„Was doch ſolch kleines Männlein ſo groß ſich machen kann!

Doch Biſchof Albert ſteiget die Treppe ſelbſt herab:
„Gott grüße Dich edler Hutten! Leg' ab den Wanderſtab!
In meinen Hallen ruhe von Deinen Mühen aus,
Von hier aus wirſt Du ſenden fort Deiner Lieder Strauß!

Fort in die deutſchen Hütten, fort bis zum Thron von Gold,
Daß ſich nach allen Seiten der Born der Weisheit rollt,
Daß Deine Worte werden Geſandte unſers Herrn,
Daß ſie den Völkern leuchten, ein lichter Wahrheitsſtern!“

Da drückten zwei deutſche Hände ſo innig ſich und feſt,
Da haben zwei deutſche Herzen ſich heiß zuſammengepreßt!
Die Diener aber ſchwiegen und ſah'n einander an:
„Wie ſolch ein kleines Männlein doch oft ſo groß ſeyn kann!“

Erzbischof Albert von Mainz.

Der Kurfürst Albert sitzt auf hohem Throne,
Von Mild' und Weisheit strahlt sein Angesicht,
Und auf dem Haupt die Völkerhirtenkrone
Glänzt, wie ein segenspendend Himmelslicht.

Der Schäferstab ruht friedlich in der Rechten,
Darum sein Volk ihm reiche Blüten wand,
Worein sich jene schönen Zeichen flechten,
Die Lieb' und Treue dankerfüllt erfand.

Und eine Schaale leuchtet in der Linken,
Drin sammelt er des Volkes Thränenquell,
Sieht er ein frisches Tröpflein drinnen blinken,
So hilft die segenvolle Rechte schnell.

Da wo das Herz der milden Liebe waltet,
Da nahet auch mit stillem Flügelschlag,
Die Wissenschaft und Kunst, die klar gestaltet
Zum Licht, was schlummernd sonst im Geiste lag.

Drum, wie um einen Kahn sich Wellen schlingen,
So wand um Ihn sich hoher Männer Bund,
Die Namen: Reuchlin, Hutten, Celtes klingen
In der Unsterblichkeit geweihtem Mund.

Herzog Ulrich von Würtemberg und Hans von Hutten.

„Es lacht der Mai aus tausend Zweigen,
Der ganze Wald klingt in Akkorden —
Hans Hutten laß zu Roß uns steigen
Und reiten in die grünen Pforten."

Schon wölbt ein Tempel sich von Bäumen,
Darunter traben hin die Ritter,
Wie durch ein Netz von Mährchenträumen,
Umwallet rings vom Blättergitter.

Und wo empor steigt hoch ein Hügel,
Darum den Kranz die Eichen reihen,
Da hält der Herzog an die Zügel
Und Wort und Blick beginnt zu dräuen:

„Gar weidlich weißt Du anzuklirren
Der Weiber wankelmüth'ge Herzen,
Doch ob auch wohl beim Waffenklirren
Du siegreich, wie bei Weiberscherzen,

„Das gilt es jetzt! Heran mein Knabe,
Der Du mein Eh'gemahl verführet,
Daß meine Ehr' am Blut sich labe,
Indeß Dein Leib die Hölle schüret!"

„So wahr ein Gott den Frühling schaffet,
Ihr werdet schuldlos mich ermorden!"
Noch bebt das Wort — und sieh', schon klaffet
Die Wund', d'ran seine Pulse dorrten.

Der Herzog blickt zum Firmamente
Und rufet: Hab' ich recht gerichtet?
Ihm ist's, als rollt' sein Blut zu Ende,
Er fühlt ein „Nein" und steht vernichtet.

„Ein Mörder also? Ich ein Mörder?“
Er ruft's und stürzt zur Erde nieder,
Ihn däucht's, die Blumen seien Schwerter,
Als sängen Lerchen Rachelieder.

Ulrich von Hutten.

II.

Ulrich von Hutten's Philippica gegen Ulrich von Würtemberg.

Wohl Jeder sah schon solchen Tag,
Wo Donner, Blitz und Hagelschlag,
Wo Regen, Sturm die Welt durchheult,
Die Erde krachend sich zertheilt?

So bebt der Hutten auch voll Groll,
Als diese Kunde zu ihm quoll;
Wie Felsensturz, wie Sturmgetos
Klang's, als das Wort sich rollte los:

„Es soll ein Rächer Dir erstehn,
Dein Blut soll tausend Lanzen säen,
Und jeder todte Tropfen Mark
Treib' Nägel zu des Herzogs Sarg!

Ha weil ein Fürstenhut Dich schmückt
Und weil Dich eine Krone drückt,
Und weil da pressest Deine Hand
Ein schönes und doch armes Land,

Deßhalb sprichst Hohn Du der Gefahr,
Davon Dein Frevel schwanger war?
Sei's! flöhest Du in's Wolkenreich
Das heil'ge Recht erreicht Dich gleich!

Jetzt lod're meines Geistes Blitz!
Jetzt schleud're ihn vom Demantsitz,
Zieh hin, ein Evangelium,
Künd' es den Völkern um und um:

Wer eine Hand noch rühren kann,
Kämpf' gegen frevle Willkür an!
Und Du, o Strahl des freien Worts,
Sei Rachestrahl des Unschuldmords!"

Ha! Herzog Ulrich, werde bleich!
Die Windsbraut wüthet durch Dein Reich,
Sie reißt von Dir Dein Volk mit los,
Du ſtehſt allein, den Wettern bloß! —

Dichterkrönung.

„Der Harfe iſt der Klang gegeben,
Der Blume ward der würz'ge Duft,
Von Berg und Thal aus zu beleben
Die ſonnenhelle, friſche Luft;

Dem Menſchenelend ward die Klage,
Der Menſchenbruſt ward Liebesglück,
Daß Blüten er der Weisheit trage
Ward uns des Geiſtes Götterblick.

So ſind die rechten Kräfte immer
Auch an den rechten Stamm bedingt,
Doch Heil ruf' ich allein dem Schwimmer,
Der nach der Preiſe höchſtem ringt,

Ihm, der hinabſteigt in die Tiefen
Der heil'gen, innerſten Natur,
Der Wunder, die verhüllet ſchliefen,
Aus dunkelm Schacht herauf beſchwur,

Der, wenn die Seele Thränen weinet
Und mit des Kummers Qualen ringt,
Als leuchtender Seraph erſcheinet
Und tröſtend ſeine Lieder ſingt,

Wer eine höh're Schwinge fühlet,
Die ihn der Erde Bann enthebt,
Daß hell ſein Geiſt mit Sternen ſpielet,
Daß er zum Thron der Gottheit ſchwebt,

Wer mit uns weint, mit uns ſich freuet,
Sein duftig Blumenleben treu
Dem höchſten nur und Schönſten weihet,
Iſt werth, daß er bekränzet ſei!

So laßt uns eine Krone winden,
Die uns der reiche Lenz geschenkt,
Dem Jüngling um die Stirn zu binden,
Der sich am Quell der Lieder tränkt:

Nimm Hutten diese Frühlingsgabe,
Die Dir die Hand der Liebe flocht,
Des Volkes Hand, auf daß Dich labe
Der Ruhm, der Dir im Busen pocht.

Wie viele Blätter an den Rosen,
Die Deutschland freudig Dir hier beut,
So viele Lieder mögen sproffen
Aus Dir für die Unsterblichkeit!"

Der Kaiser spricht's, indem er senket
Auf's Dichterhaupt des Ruhmes Kranz,
Gleich wie der Sterne Bahn sich lenket
Um des Polarsterns lichtern Glanz.

Und donnernder Kanonen Krachen
Und Volksjubel, Glockenklang,
Verwirren ihre bunten Sprachen
Zu Einer Feier Hochgesang. —

Nur eine Jungfrau kniet stille
Und hört den lauten Jubel nicht,
Da aus des frommen Herzens Fülle
Ein heiß Gebet mit Gott heut spricht.

Die Thräne mischt in ihre Demuth
Den bitterherben Herzensthau,
Und tiefe, unnennbare Wehmuth
Weint aus des treuen Auges Blau.

Doch ach, für den so heiß sie betet,
Der fühlt der Liebe Freuden nicht,
An Höh'res ist sein Geist gekettet,
Das ihn mit ew'gem Glanz umflicht.

Leyer und Schwert.

Weß ſind die kühnen Augen auf jenem Heldenbild?
Weß iſt die hohe Stirne, des Geiſtes ehr'ner Schild?
Weß iſt der Mund', das Bette, draus ſich das Wort ergießt,
Der, wie das Thor des Oſtens bald Sturm, bald Sonnen erſchließt?

Wie um den See den blanken, ſich Bergeskronen reih'n,
So ſchlingt ein Lorber ſich um des Helmes Stahlesſchein,
Wie Pallas Krieg und Frieden, hält Leyer Er und Schwert,
Die Leyer iſt der Donner, Schwert Blitz, der niederfährt.

Doch wozu iſt der Buſen geſchnürt in preſſend Erz?
So mich der Blick nicht täuſchet, liebt Freiheit doch dieß Herz!
Wohl ſoll daran zerſchellen der Pfaffen Lug und Trug,
Wie Wellen, deren Stirne ſich am Granite ſchlug?

Als Helden und als Sänger ſo denk' ich Dich allein,
Gleich wie beim Lied des Vogels der Schwingenflug muß ſeyn —
Wohl iſt es leicht zu feuern zum Kampf vom ſichern Haus,
Ein ächter Sänger trägt die Lieder ſammt Fahnen voraus!

Kein Pfaff iſt ja der Hutten, die pred'gen, was zu thun,
Indeß im Schooß der Trägheit ſie ſelbſt gemächlich ruh'n;
Und keine Schnecke iſt er, die prahlt beim Sonnenſchein
Und ſchnell dann, wenn es ſtürmet, kriecht in ihr Haus hinein.

Nein, wie der Nacht die Sterne, und wie der Sonne der Tag,
Und wie dem Lenz die Blumen, und wie dem Blitz ein Schlag,
Und wie dem Thurm die Glocke, und wie der Schlacht ein Held,
Sei Schwert und Leyer, Hutten, Dir ewig zugeſellt!

Rückkehr nach Stackelberg.

Von hoher Bergesschulter strahlt, wie ein Helm von Stahl,
Das Stackelberger Schlößlein im heitern Sonnenstrahl:
Visir sind seine Fenster, Helmbusch sind seine Fahnen
Und seiner Pfeile Köcher sind seine grünen Platanen.

Wie leuchten Hutten's Blicke, wie pocht sein Herze laut,
Als er die alten Thürme des Schlosses wieder schaut,
Als er die Bäume alle, die Fluren wieder grüßt,
Die seinen Traum der Kindheit mit Frühlingswehn geküßt.

Wie halbverwelkte Blumen sproßt ein Gedankenflor
An schöner Kindheit Tage in seiner Brust empor,
Und wie verstoß'ner Freunde verwaiste Trauerschaar,
Beut ihm sich Berg und Eb'ne und Wald und Bächlein dar:

„Das kleine Zweiglein wurde indeß ein schöner Baum,
Der schöne Baum dort dienet jetzt einer Leiche als Raum! —
Ob herzig Röslein immer den süßen Duft noch hast?
Ob Dir die Hand des Todes noch stets die Blüte erfaßt?

Ob immer die Vögel noch höhnen herab aus ihren Höh'n,
Wenn sie so klein die Erde und sie so kleinlich seh'n?
Ob seinen Namen der Kuckuck noch immer hält so hoch?
Wohl Alles blieb dasselbe — ach blieb auch ich es noch?

Man hat am Knaben Huldreich herumgestutzt gar sehr,
Ich hab' von frühern Zeiten nichts, als mein Herzblut mehr!
Man gab statt freier Schwingen nur plumpe Federn mir —
Statt Schwert ein Federmesser — eine schöne Waffenzier!

Einst hatte nach der Freude gegriffen das volle Herz,
Jetzt kommt zu einem Tropfen wohl gar ein Schoppen Schmerz,
Einst legt' ich mich auf Blumen wohl ohne bange Schauern,
Jetzt muß ich suchen, ob keine Schlangen darunter lauern."

Ein Fund.

Chriſti Lehre gleicht dem Brunnen voll des Waſſers ſüß und rein,
Kann dem Geiſte eine Labſal, kann zugleich ihm Heilquell ſeyn.
Wahre Prieſter warten ſeiner, daß er ſpiegelklaren Schein,
Daß kein gift'ger Hauch den Odem kräusle in den Quell hinein.

Falſche Pfaffen aber ſammeln böſes Ungeziefer ſich,
Fröſche, Kröten, Ottern, Schlangen, kurz, was Unrath wirft von ſich,
Daß das Waſſer trübe werde, daß der Schlamm ſich ſetze an,
Daß kein ſegendurſt'ges Auge auf den Grund mehr ſchauen kann.

Ach die Pfaffen wurden Meiſter über jene Prieſterſchaar,
Die, ein frommer Schild, beſchirmte ihre Quelle, die ſo klar,
Und in der ſich Sonn' und Mond und Sterne ſpiegelten ſo traut,
Wie der Säugling nach der Mutter ſehnſuchtsvoll und lächelnd ſchaut.

Ha, erſteht kein neuer Prieſter, der ein neuer Rächer ſei?
Der die Schaar der Dunkelmänner kühn zerſtiebt, wie Sand und Spreu?
Steinigt kein Herakles wieder dieſen neu'n Augiasſtall,
Kommt kein Petrus, um zu fiſchen dieſe trüben Fiſche all?

Doch der Hutten! Ja der Hutten! — Seht ihn dort im Büchersaal,
Wie die Stirne ſo voll Hoheit, wie ſo hell der Augenſtrahl!
Auf der Zunge blitzt ein Wörtlein, das juſt wie Verachtung klingt,
Aus der Feder ſpritzt ein Wörtlein, das ein zornig Liedlein ſingt.

Fragt ihr, wem der Blitz der Zunge, wem der Feder Liedlein galt?
Einem Herrn, der über dieſe halbe Erde übt Gewalt!
Ja dem Pabſt gilt unſer Liedlein, das ſo fein, als tödtlich ſticht,
Das mit heller Götterſtimme fordert Wahrheit, Recht und Licht.

Franzöſiſche Geſandte.

Welch Flimmern, Funkeln, Sprühen
Zu Stackelberg im Saal,
Welch wunderſames Glühen
Rings vom Rubinenſtrahl!

Was wollen all die Schaaren
Des Frankenkönigs hier,
Mit ihrer silberklaren,
So hellen Waffenzier?

Wie süße Rosenkunde
Strömt jetzt das glatte Wort
Aus jenes Höflings Munde
Zu Hutten's Herzen fort:

„Der Ruhm gleicht gold'nen Kronen,
Die breiten ihren Kranz
Durch aller Völker Zonen
Mit ew'gem Himmelsglanz.

Mit dieser Göttergabe
Ist Dein Haupt auch geschmückt,
Nie wird vom welken Grabe
Dein ewiger Name gepflückt.

Doch floß aus Deinen Hallen
Des Ueberflusses Born,
Aus Deinen Kränzen allen
Sproßt keine Aehre Korn.

D'rum zieh von Deinem Herde
Mit uns in's Heimathland,
Darauf ihr Füllhorn leerte
Des Glückes güt'ge Hand.

Es wird der König senden
Dir schmucken Diener-Troß,
Es wird der König spenden
Dir manch ein stolzes Schloß!"

Es schwieg die heit're Kunde,
Es schwieg ringsum der Chor —
Da klang aus Hutten's Munde
Des Wortes Strahl hervor:

„Du Land, das mir den Odem
Der Poeſie erſchloß,
Das auf des Herzens Boden
Mir Treu und Glauben goß,

Du Land, für das gefochten
Mein Schwert und auch mein Lied,
Das mir den Kranz geflochten,
Der meine Stirn' umblüht,

O Vaterland, du Heh'res,
Das mir mein Alles gab,
Das Letzte gib, erhör' es,
Gib mir in dir ein Grab!

Daß ich ein Franzmann werde
Hätt' Gott das je gewollt,
Hätt' er die fränk'ſche Erde
Als Wiege mir gezollt.

D'rum bleib' am deutſchen Herde,
Ich arm und brav und klein,
D'rum ſoll die deutſche Erde
Mein Ehrenkranz ſtets ſeyn!" —

Die Becher ſtoßt zuſammen,
Und füllet ſie mit Wein,
Mit ächten deutſchen Flammen,
Vom alten Vater Rhein:

Es ſoll die Treue leben,
Die alte, deutſche Treu!
So rein, wie Blut der Reben
Ein deutſcher Buſen ſei!

Hutten auf dem Reichstage zu Augsburg.

Dich will ich heute preiſen, du hell'ges freies Wort,
Dir will ich heute weihen den herrlichſten Akkord!
Das Weltall der Gedanken bewegt ſich's nicht im Wort?
Das Wunder der Gefühle, erklärt Dir's nicht das Wort?

Was Großes und was Kleines erschafft die Menschenbrust,
Dein Lieben und Dein Hassen, Dein Jammer, Deine Lust,
Dein Beten und Dein Fluchen hüllt sich in Worte ein,
Es ist der Leib des Geistes, der Donner vom Blitzesschein!

Es ist das Schwert der Lüge, der Unschuld Engel treu,
Es ist der Quell der Gnade, reißt Deine Ketten entzwei,
Gericht ist es des Frevels, der Weisheit ist es Braut,
Das Manna ist's des Herzens, vom Himmel herabgethaut. —

D'rum auf jetzt Blitz des Wortes durchkling die Panzer all
Der stummen, trägen Ritter, mit Deinem hellsten Schall!
Was ruh'n die blanken Waffen so lahm an jeder Seite,
Sehnt sich kein Stahl, kein deutscher, zum heil'gen Ehrenstreite?

Der Türke schwingt den Halbmond am deutschen Donaustrand,
Es stampfen türkische Rosse die deutsche Ernte in Sand,
Es reißen türkische Hände die deutschen Tempel ein —
Und hier die deutschen Ritter — sie ruh'n im Sonnenschein!

O Hutten, Hutten rette die deutsche Ehre Du!
Mit Feuerworten schleud're sie auf aus schnöder Ruh,
Daß jeder Deiner Klänge, wie Sturmesodem schwirrt,
Daß sich die Rinde löse, die ihre Herzen umklirrt!

Der Hutten sprach! — Wie rauschte da Helm und Schwert und Schild,
Ha, wie von Zornesflammen hoch jeder Busen schwillt!
Nun wird es gegen die Türken mit Jubel aufgebrochen?
Wohl wär' es so gekommen, wär's nicht an Deutsche gesprochen!

„Ich hab's gewagt!"

Von Gold ein Becher schön und blank
In der Charybdis Wirbel sank.
Wer zog ihn wieder an das Licht?
Ein edler Taucher, welcher spricht:
Ich hab's gewagt!

So barg die Wahrheit einst ein Grab,
Der edle Hutten taucht hinab,
Und ihrer Hüterin, der Nacht
Trat er auf's Haupt und rief mit Macht:
Ich hab's gewagt!

Auf ſeinen Schild ſchrieb er das Wort,
Ließ es durch Deutſchland leuchten fort,
Den Freien iſt es Sonnenlicht,
Den Knechten klingt, wie letzt Gericht:
Ich hab's gewagt!

Wie eine Schickſalsſchaale blinkt's,
Dem Einen Haß, Dem Liebe bringt's,
Dem Sieg und Jenem Untergang,
Ein Wort des Fluchs, ein Segensſang:
Ich hab's gewagt!

Zieh Hutten in die Hütten ein,
Dort ſtrahlt Dein Schild, ein Sonnenſchein,
Gleich Engelsharfen klingt in's Herz
Das Wort auf Deines Schildes Erz:
Ich hab's gewagt!

Kehr' Hutten in Paläſten ein,
Dort naht Dein Schild ein Blitzesſchein!
Zieht doch die Blitze an das Gold,
Wie käm's, daß es nicht ſplittern ſollt'!
Ich hab's gewagt!

„Ich hab's gewagt! Ich hab's gewagt!"
Der Hutten ſprach es unverzagt,
Und wem noch eine Ader quillt,
Der ſchreib' auf ſeiner Stirne Schild:
„Ich hab's gewagt!"

Franz von Sickingen.

Gleich wie aus der dürren Wüſte taucht empor ein Roſenſtrauch,
Wie beim heißen Sonnenbrande eines Weſtes kühler Hauch,
Gleichwie auf beſchneiten Bäumen eine Frühlingsſchwalbe ſitzt,
Gleichwie unter Schlamm und Fäulniß ſtrahlend eine Perle blitzt:

So ſteigſt Du aus Deinen Zeiten, ein erhebend Heldenbild,
Deſſen Herz das Licht der Wahrheit und der Freiheit kühn erfüllt,
Deſſen Schwert für's Recht nur blitzet, es nur deckt mit ſeinem Schild,
Deſſen Hand von ſchönen Thaten gleich dem Füllhorn überquillt.

Haſt Du jetzt den Stern gefunden, Edler Du vor allen Andern,
Der mit Dir die Bahn des Lichtes ſoll im heil'gen Kreiſe wandern?
Laſeſt Du's in ſeinem Auge als Du drückteſt ſeine Hand,
Als mein Hutten ſo verlaſſen, ſo allein, ſo fremde ſtand?

Wie ein Schiffer, dem das Fahrzeug hat ein wilder Sturm zerſchellt,
Dem die Woge ihren Rachen dräuend ſchon entgegenſchwellt,
Sieht vom ſichern Ufer ſtoßen ſeiner Rettung flinken Kahn,
Der die Arme nach ihm breitet und ihm winket ſchnell zu nah'n,

Alſo biſt Du ihm erſchienen, Ehrenſäule Deiner Zeit,
Da er ſchon zum blüh'nden Opfer jener Stürme war geweiht,
Da der Boden unter ſeinem Tritte ſchon zu brechen drohte,
Da ein Leichentuch ihn däuchte ſchon des Himmels Morgenroth.

Deutſche Gedichte.

Es blüht ein Land gar wundervoll,
D'rin klingen hohe, kräft'ge Worte,
Als lockt' aus jedem Palm Apoll
Die feuerſprühendſten Akkorde.

Es blüht ein Land, wo jeder Laut,
Wie ſtille, reine Liebe klinget,
Die hoch vom Himmel niederthaut
Und labend jede Bruſt durchdringet.

Es blüht ein Land, wo jeder Klang
Ertönt von Muth und Felſentreue,
Drauf freudig ſich hernieder ſchwang
Des höchſten Genius Geiſterweihe!

Und wo das hehre Wunderland
Mit ſeinen reinen Lauten lache?
Es iſt das deutſche Vaterland,
Mit unſrer heil'gen Mutterſprache! —

Die Harfe Hutten nimm zur Hand
Und reiße ab die alten Saiten,
Und was Dein großer Geiſt erfand —
Du ſollſt in deutſche Worte kleiden!

Den Mönchen aber laß den Schall,
Den hohlen Schall von röm'schen Lauten,
Womit der Leerheit einen Wall
Sie starr und undurchdringlich bauten.

Du bist erwählt zu höherm Ruhm
Als nur zu plaudern mit den Pfaffen,
Dem Volk sollst Du ein Heiligthum,
Ein halbverlor'nes neu erschaffen!

Du sollst erheben frei und kühn
Dich für des heil'gen Rechtes Wahrung,
Das Licht soll durch Dich neu erblüh'n,
Das Licht der neuen Offenbarung!

Du folgst, Du folgst! — Wie klingt so rein
Von deutschen Worten Deine Harfe —
So tief in's welsche Mark hinein
Ertönt ihr Ton, der schwertesscharfe!

Ja, Deutschlands Eichen grünet neu
Für ihn zu blüh'nder Kranzesspende;
Auf, deutsche Herzen, treu und frei,
Auf reichet dankbar ihm die Hände!

Franz von Sickingens Tod.

I.

Zu Landstuhl auf der Veste
Sickingen saß allein,
Und in die heilige Bibel
Sah betend er hinein —

Da tönt es und da schmettert's
Auf einmal durch die Lüft,
Wie wenn zum jüngsten Tage
Hell die Posaune ruft.

Empor von seinem Sitze
Der edle Ritter sprang,
Indem er seine Blicke
Hin nach dem Tone schwang.

Da ringsum, wie von Sternen
Ein leuchtend, schönes Meer,
Sah er von Lanzenspitzen
Ein glanzbestrahltes Heer.

„Ei, welcher Born der Gnaden
Sich auf mein Haupt ergoß,
Da kommt von Trier der Bischof
Gar selbst mit Roß und Troß!

Willst mir den Segen geben
Mit Deinem Schwert von Stahl,
Und gleich die letzte Oelung
Mit heißem Pulverstrahl?

Zieh' heim und hol' den Krummstab,
Dann öffne ich Dir hie,
Zieh' heim und hol' die Hostie,
Dann beug' ich Dir mein Knie."

Und wieder tönt's und schmettert's
Von andrer Seite her,
Und wieder sieht er starren
Ein neues Lanzenmeer.

„Ei, da sind gar die Hessen!
Die müh'n sich weit zu mir —
Doch sachte nur, ihr Herren,
Ich mache euch Quartier!

Ich weiß im Schooß der Erde
Manch kühlig, wohnlich Haus,
Da könnt ihr eure Reise
In Ruhe schlafen aus."

Und wieder tönt's und schmettert's
Von andrer Seite her,
Und wieder sieht er starren
Ein neues Lanzenmeer.

Darf ich den Augen trauen,
Kommt noch der Pfälzer gar,
Mit Wagen und mit Rossen
Mit blanker Dienerschaar.

Herr Kurfürst, Gottwillkommen,
Ich ließe gern Euch ein,
Brächtet Ihr statt Helm und Schilden
Das große Faß voll Wein!"

II.

Zu Landstuhl auf der Veste
In stille Nacht gehüllt,
Da klingt es rings von Schwertern,
Da tönt's von Speer und Schild.

Es öffnen sich die Thore,
Und aus dem grauen Schloß
Zieht still mit Wehr und Waffen
Der Ritter und sein Troß.

Der Franz zieht sinnig fürder,
Schaut auf die grünen Au'n,
Ihm ist's, als würd' er nimmer
Den Frühling mehr erschau'n,

Als würd' er Stern und Wolken
Und Berge nimmer seh'n,
Als ob ihm alle Blumen
Wie Leichentücher weh'n.

Und weiter zieht der Hause
Bis zu dem Purpurzelt,
Auf dem die farbige Fahne
Des Bischofs Wache hält.

Da schlagen an die Schilde
Des Bischofs Knappen all',
Daß weithin tost und schallet
Der laute Wiederhall.

Wie blitzten rings die Klingen,
Wie tönte Schild an Schild,
Wie da die grüne Eb'ne
Von Leichenhaufen schwillt!

Aus manchem Helme locket
Der Bischof Funkenglut,
Auf manche Stirne zeichnet
Sein Schwert ein Kreuz von Blut.

Ha, Sickingen, wie säest
Du reiche Todessaat,
Wie flink Du niedermähest
Was Deinem Schwerte naht.

Glück zu, Du edler Ritter,
Des Kampfes Wage stieg,
Schon senkt den blutigen Fittich
Auf Dich herab der Sieg. —

Doch wehe, weh'! was schwirrte
An Deinen Helm heran,
Daß aus dem blühenden Haupte
Ein Strom des Blutes rann?

Und nieder stürzt der Ritter,
Sein Fall tönt dumpf und schwer;
Es hatt' das Reich der Sterne
Um einen Engel mehr!

Hutten an Sickingens Leiche.

Auf dem Paradebette
Da liegt der Leichnam kalt,
Auf Wogen weicher Gräser,
Auf Blumen mannigfalt.

Ob seinem Haupt die Tanne
Senkt nieder einen Ast,
Der seine blutigen Locken
Als Todtenkranz umfaßt.

Und vor der Leiche kniet
Der Hutten still und weint,
Und küßt mit bleichem Munde
Den todten, treuen Freund,

Als wollt' er Odem gießen
In diese Brust zurück,
Als sollte Feuer fließen
In diesen starren Blick.

Vergebens! Diese Lippe
Spricht nicht von Liebe mehr,
Voll Treue, Muth und Glauben
Schlägt diese Brust nicht mehr!

Der Hutten jetzt erhebt sich,
Greift in die Saiten ein,
Und singt ein Lied vom Freunde,
Ein Lied, so hell, so rein.

Und als das Lied zu Ende,
Da seine Harf' er schwingt,
Und wirft sie an die Tanne
Daß schmetternd sie verklingt.

„Ich habe es gesungen
Mein letztes ird'sches Lied
Für Dich, für Dich gesungen,
Deß Leben hier verglüht!

Nicht ferner mehr soll fühlen
Die Saiten meine Hand,
Ich hab' in's Reich der Todten,
Hab' Dir sie nachgesandt."

Auf seine Lippen drückt er
Den letzten langen Kuß,
Noch eine Thräne perlet
Als letzter Scheidegruß. —

Ulrich von Hutten.

III.

Hutten als Flüchtling.

„Hier am letzten Gränzstein meines Vaterlandes bleib' ich steh'n,
Laß die letzten Thränenblicke einmal noch hinüberweh'n,
Laß den letzten, letzten Odem einmal auf euch niederthauen,
Ruf ein letztes Lebewohl noch einmal nach den schönen Auen!

Vaterland! ich eile flüchtig, eile von dem Bann belegt
Fort von Deinem blüh'nden Busen, der mich treu und warm gehegt!
Ach sie gönnen mir nicht Deine reinen, sanften Himmelslüfte,
Gönnen mir nicht, daß mein Grab Dein Blütenhauch dereinst umdüfte;

Vaterland! Auch Deine Worte rühren nicht mein Herz mehr an,
Fremde Busen hör' ich schlagen, die ich nicht verstehen kann!
Vaterland! Wo Strahlen tiefen Denkens mich so klar durchleuchtet,
Das mit Gotteshau die Saaten meiner Kräfte hat befeuchtet!

Vaterland! Von Deinen Sternen, Deinen heil'gen muß ich fort,
Keines, keines Deiner schönen Thäler beut mir einen Hort!
Für mich rauscht kein dürres Blatt mehr, keine Welle bringt mir Grüße,
Keine Hütte raucht mir drüben, die sich gastlich mir erschließe!

Wie der Baum, der seine Früchte abwirft, die ihn sonst geschmückt,
Also hast du Land der Deutschen fern von Deiner Brust geschickt
Deine Söhne, die Dich liebten, die ihr ganzes Seyn Dir weihten,
Die, um Dich zum Licht zu heben, hin ihr Blut, als Opfer, streuten.

Vaterland! doch fern vom Grolle weih' ich Dir den letzten Blick!
Mög' ein Held Dir bald erwachen, der zum Heil lenkt Dein Geschick!
Daß Du blühst zu jener Größe, die in Deinen Säften lieget,
Daß ein mächt'ger Aar Du werdest, der den Erdball überflieget!"

Hutten sprach's und flehte innig für sein Volk auf seinen Knien,
Und vor seinem Blicke dehnt' sich lachender der Fluren Grün,
Und als wollten alle Blumen bringen ihm die letzten Grüße,
Gossen sie um seine Sinne ihrer Kelche duft'ge Küsse.

Hutten's Ende.

In dem Land, wo Herzen schlagen,
Wie die Alpen kühn und groß,
Und wo in bedrängten Tagen
Sich der letzte Hort erschloß

Für der Freiheit heilig Blühen,
Für die Sitte alt und gut,
Wo der Ehre Funken sprühen
Rein, wie Schnee in Alpenglut:

In Helvetia steigt eine
Insel aus dem Zürchersee,
Wie im Morgenrosenscheine
Eine lenzgeschmückte Fee,

Wie aus dichten Nebelschanzen
Plötzlich springt ein Sonnenstrahl,
Wie bei dürren Haidepflanzen
Einer Tulpe Glutpokal.

Ufnau klingt der unbekannte
Name an das fremde Ohr,
Aber hier im deutschen Lande
Pocht sein Klang an's Busenthor.

Wie ein Ei im Vogelneste,
Steht darauf ein kleines Haus,
Wo den letzten Odem preßte
Ein verbannter Deutscher aus. —

Ist es Schmerz, daß so die Erde
Tobt in ihrem tiefsten Mark?
Schmerz, daß sie dem Liebling werde
Bald, gar bald ein blüh'nder Sarg?

Wie die Wellen sich zerschlagen
Ihre Brust am Felsgestein!
Wie die Stürme stöhnen, klagen!
Wie sich hüllt der Himmel ein!

Hutten! hörst den Vater rufen,
Wie sein Laut im Donner schallt,
Daß zu seines Thrones Stufen
Auf jetzt Deine Seele wallt?

Hutten! siehst den Blitz Du winken
Mit dem hellen Flammenarm?
Hutten! sieh darin Du blinken
Auch das Ende Deinem Harm?

Du schaust's nimmer! Deine Schaale,
Ausgoß sie der matte Tod
Aus dem armen Erdenthale
In das ew'ge Morgenroth,

Wo ein ew'ger, heil'ger Frieden
Blüht im schönsten Frühlingsstrand'
Wo die Sterne sind die Blüten,
Ausgesät von Gottes Hand.

Nachruf.

Ufnau! Golgatha, du deutsches, lieblich steigst du aus dem See,
Herrlich sprossen Busch und Bäume in die luftig, blaue Höh' —
Ha, was Wunders? trank der Boden doch das beste deutsche Blut,
Ist doch wunderthätig das Gebein, das morsch in diesem Grunde ruht.

Ufnau! Ziehet hin ihr Männer, ziehet hin mit Waffen all,
Daß Ihr wieder Euch erhebet von dem allzutiefen Fall —
Und es wird ein Odem wehen um das Herz Euch und um's Haupt,
Der die Kraft Euch wieder bringet, so die Sklaverei geraubt.

Ufnau! Deutsche Jugend lege auf den Hügel Deine Hand,
Schwöre Dich bei dieser Asche fester an Dein Vaterland!
Schwör' zu ringen, schwör' zu kämpfen, bis die Freiheit aufersteht,
Bis der Geist, der heil'ge, seine Feuerzungen niederweht.

Ufnau! Ziehet hin ihr Frauen, betet, daß *sein* Geist Euch hört,
Daß die Gatten Männer werden, die des deutschen Weibes werth;
Ufnau! Ziehet hin ihr Mägdlein, opfert Eure Liebe dort,
Bis der Freiheit Glocken schallen zu des Brautgangs Festakkord.

Ufnau! Wer den Namen immer auf dem Erdkreis sprechen kann,
Walle hin und reck' die Rechte zu dem heil'gen Schwur hinan!
Und ein großes Werk wird blühen aus der stillen Gruft empor,
Und ein Frühling wird erstehen, wie noch keiner war zuvor,

Und aus allen Zweigen rollen Schlachtpaniere ohne Zahl,
Und aus allen Lüften wird es rufen millionenmal:
Deutschland laß die acht und dreißig Adern strömen in *ein* Herz,
Und aus acht und dreißig Wappen schmiede *einen* Schild von Erz.

Salem. Wilhelm Ruckmich.

Anmerkungen.

Hutten's Geburt. Ulrich von Hutten wurde im April 1488 geboren, auf dem fränkischen Schlosse Stackelberg am Main.

Hutten als Magister. Hutten wurde in seinem achtzehnten Lebensjahr Magister.

Kaiser Maximilians I Zug nach Italien. Durch eine jugendliche Unbesonnenheit verlor Hutten in Italien seine Gesundheit und Heiterkeit, wodurch auch sein früher Tod herbeigeführt wurde.

Zweite Reise nach Italien. Hutten hatte dadurch, daß er seine Studien verließ und mit dem Heere des Kaisers Max I nach Italien zog, den Zorn seines Vaters auf sich geladen; er wollte ihn nun durch das Studium der Rechtswissenschaft wieder besänftigen, und begab sich deßhalb nach Pavia, wo er die Jura zwar fleißig, aber auch höchst ungern studirte.

Einnahme von Pavia. Bei der Einnahme von Pavia verlor Hutten durch die Schweizer alle seine Habseligkeiten, mußte sich sogar noch flüchten, und begab sich nach Bologna und dann nach Rom.

Pavia hieß einst sprichwörtlich: Città delle cento torri. Bekanntlich ist seine Hochschule eine der ältesten.

Hutten in Rom. Hutten wurde bei seinem Aufenthalt in Rom mit tiefem Unwillen erfüllt gegen die Klerisei, da er ihr unwürdiges Leben und die Geringschätzung gegen Deutschland sah.

Herzog Ulrich von Würtemberg und Hans von Hutten. Hutten hat bei diesem Anlaß, der wohl den Meisten aus Hauff's Roman: „Lichtenstein" bekannt ist, am herrlichsten seinen Freimuth und die Energie seiner Seele bewiesen, da er allein, und ohne Schutz der Mächtigen, seine Stimme erhob gegen einen angesehenen Fürsten und ganz Deutschland aufforderte in Reden und Gedichten, seine Waffen zum Schutze der Unschuld, oder zu ihrer Rache zu ergreifen.

Dichterkrönung. Hutten wurde auf einem Reichstage zu Augsburg von Kaiser Max I zum Dichter gekrönt mit dem Kranze, welchen Peutingers Tochter, Constantia, die schönste und sittsamste Jungfrau jener Zeit, geflochten hatte. Die Chronisten geben theilweise zu verstehen, daß ein „Liebesverhältniß" zwischen ihr und Hutten bestanden habe. Dieß ist jedoch nicht glaubwürdig.

Leyer und Schwert. Hutten wollte nach seiner Dichterkrönung mit Helm und Panzer, Schwert und Leyer, im Lorber abgemalt seyn.

Ein Fund. In einem benachbarten Kloster entdeckte Hutten die Schrift des Laurentius Valla: De falso credita et ementita donatione Constantini. Hutten ließ sie drucken, widmete sie dem Papst Leo X und sandte ein Exemplar nach Rom. Von jetzt an war Hutten des Papstthums entschiedenster Gegner.

„Dunkelmänner" genannt nach einer berühmten Schrift: Epistolae obscurorum virorum ad venerabilem virum magistrum Ortuinum Gratium Dauentrienseum Coloniae Agrippinae bonas literas docentem multis variis et locis et temporibus missae ac demum in volumen coactae. Hutten ist der Hauptverfasser, nebst ihm arbeitete auch Reuchlin und vielleicht auch Erasmus von Rotterdam nebst mehren andern daran. Dieses Büchlein, voll der kräftigsten Satyre, ist gegen die Klerisei, namentlich gegen einen niederländischen Gelehrten, Hogstraaten, und seine Anhänger gerichtet.

Ich hab's gewagt. „Jacta alea esto" ist bekanntlich Hutten's Wahlspruch, den er annahm, als er gegen Ulrich von Würtemberg zu Felde zog.

Franz von Sickingen, kaiserlicher Rath und General, einer der edelsten und heldenmüthigsten Deutschen, wurde 1481 zu Sickingen im Kreichgau geboren; er war ein Krieger durch und durch, Beschirmer der Unterdrückten, wollte den Despotismus der Fürsten und den Uebermuth der Geistlichkeit brechen; obgleich selbst kein Gelehrter, liebte er doch die Gelehrsamkeit. Er vertheidigte Reuchlin zu Köln gegen die Mönche, und nahm Hutten, da er verfolgt und verlassen war, in seinem Schlosse auf. Hutten selbst hat die schönste Karakteristik über ihn auf die Nachwelt gebracht, in der Widmung seiner Schriften. Zuletzt erlag Sickingen einer Fehde mit Trier, Pfalz und Hessen, welche ihm die Reichsacht zuzog, bei der Belagerung seines Schlosses Landstuhl zwischen Lautern und Zweibrücken den 7 Mai 1523.

Deutsche Gedichte. Bisher schrieb Hutten beinahe immer lateinisch, erst auf dem Schlosse Ehrenfeld begann er deutsch zu schreiben.

Hutten's Ende. Hutten starb im fünfunddreißigsten Jahre seines Lebens, 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher see, an einem Wiederausbruche der schrecklichen Krankheit, die er sich in Italien geholt hatte.

Gedichte

von

R. E. Wegener.

1.

Nachtbilder.

Verglommen ist der Abendsonne Glut,
Die milde Nacht webt sinnend ihre Schleier,
Des stillen Dorfes spiegelklarer Weiher,
Träumt von des Himmels sternenheller Flut;
Und weithin durch des Waldes grüne Hallen,
Der einsam an den Berggeländen ruht,
Tönt der Gesang der Nachtigallen.

Stumm blickt der Kirchthurm aus dem dunklen Kranz
Erhab'ner Eichen an der Friedhofsmauer, —
Ein ernster Wächter in der Flur der Trauer.
Durch buntgemalte Scheiben dringt der Glanz
Des blassen Mondes tief in die Kapelle,
Und hüllt Altar und Chor und Kanzel ganz
Gespenstisch ein in Nebelhelle.

Eintönig murmelnd zieht der Bach im Grund,
Und lauschend über seine Wasser neigen
Die Birken sich in feierlichem Schweigen. —
Ein duftig Mährchen ist das weite Rund! —
O stiller Wald, in deinen dunklen Räumen,
Umwölbt, umschattet von der Blätter Bunt,
Laß mich die Wundernacht verträumen.

2.

Frühlingsnahen.

Noch ruh'n die Fluren in des Winters Bann;
Da ruft der Berg, weitschauend in die Runde:
„Auf, Boten, auf, und bringt den Thälern Kunde,
Der Frühling naht, sein Odem weht mich an!"
Dröh schlagen ihre Aeuglein allzumal
Die treuen Botenauf, der Berge Quellen,
Und jeder will der erste seyn im Thal,
Von all' den muntern rüstigen Gesellen.

Und fern und ferner wird die Botschaft laut,
Es sagt's der Quell dem See, der See den Wäldern,
Es sagt's der Wald den Au'n, die Au den Feldern
Durch alle Gau'n, so weit das Auge schaut.
Des alten Zaub'rers letzte Gnomen flieh'n,
Noch weint ihr Grimm in ihren letzten Flocken,
D'rauf hüllt der Wald sich in sein schönstes Grün
Und streut sich Duft und Blüten in die Locken.

Und blau und blauer wird der Wiesenbach,
Er spricht vom Frühling in der Wellen Rieseln,
Und, spielend mit des Bettes Silberkieseln,
Küßt er der Ufer erste Veilchen wach.
Die Lerche schwingt sich wirbelnd in die Luft
Und grüßt den Lenz und seine Sänger alle;
Flur, Au und Anger athmen Blumenduft,
Und jeder Hain wird eine Bardenhalle.

Ein Feenschloß, so weit der Himmel blaut! —
So weit die Lerchen ihr Gefieder schwingen,
Viel tausend Klänge — und ein einzig Klingen,
Viel tausend Sänger — und ein einz'ger Laut!
Nur du allein, o ernste Nachtigall,
Entlockst, auf mondbeglänzten Waldeshöhen,
Der Trauer tiefsten Ton dem Wiederhall,
Und ahnst der Trennung Schmerz im Wiedersehen.

3.

Auf dem Wasser.

Mit fröhlichem Muth,
In schaukelnder Barke,
Durchschiff ich die Flut.
Es badet sich schüchtern
In kühlenden Wogen
Die sonnige Glut.

Mit farbigem Glanz
Hängt taumelnd am Ruder
Ein duftiger Kranz;
Die kleinen Libellen
Umflattern ihn summend
In luftigem Tanz.

Der silberne Schwan
Zieht zierliche Ringe
Auf spiegelnder Bahn;
Er folgt majestätisch,
Mit traulichen Blicken,
Dem schwankenden Kahn.

Dem Ufer entrückt,
Bei friedlicher Stille,
Von Schilfrohr umnickt;
So träum' ich beseligt
Von irdischen Wonnen,
So bin ich beglückt.

4.

Waldruh.

Hier lieg' ich auf schwellender Waldesflur,
Von träumenden Wipfeln umrauscht,
Hier lausch' ich träumend der Waldnatur,
Wo Niemand den Träumer belauscht;
Und leise stimm' ich die Saiten an,
Von Lenz und Liebe durchglüht,
Und leise weht mich die Waldluft an —
Und leis' verhallet mein Lied.

Berlin.

Gedichte

von

Christian Ankelein.

Kein Wunder!

Da können's Manche nicht bei sich zusammen reimen,
Daß oft zum Dichter wird ein praktischer Jurist;
Und daß dem Aktenstaube, der so trocken ist,
Die zarten Blüten tiefer Poesie entkeimen?

Ich meiner Seits möcht's doch für ganz natürlich halten;
Zog nicht der Kerker oft berühmte Männer groß?
War Armuth, Elend nicht gar vieler Dichter Loos,
Darin sie mußten ihren Genius entfalten?

Was Wunder dann! daß auch Juristen Dichter werden,
Und bei Prozessen Poesie gedeihen kann!
Seufzt nicht in ew'gem Joche solch ein Aktenmann,
Ist Jammer, Elend nicht sein Loos auf Erden?

„Es ſtirbt als Knabe, wen die Götter lieben!“

Wie kommt's, daß ich's ſo ruhig, ohne Schmerz
Vernommen, als die Kunde mich getroffen:
Daß einem Andern längſt gehört Dein Herz,
Und ich nie könnt' auf Deine Liebe hoffen?

Hab' aus Verſtellung ich dazu gelacht? —
Konnt' Deiner Liebe ich ſo leicht entſagen? —
Geſchah's, weil die Gewißheit Ruh' gebracht
In's Herz nach ew'gem Hoffen und Verzagen?

Nein, nein! nur weil ich fürchte Tod und Grab; —
Weil Dich die Leute „göttlich Weſen“ heißen —
Und weil ich viele ſich're Zeichen hab',
Die, daß der Welten Gott mich liebt, beweiſen.

Wenn mich, — ein zweiter Gott, — geliebt auch Du:
Nicht lang' wär' ich am Leben mehr geblieben;
Ein alter Spruch rief mir ja warnend zu:
„Es ſtirbt als Knabe, wen die Götter lieben.“

Verjüngung.

Ein Kind kann leicht man froh und glücklich machen,
Zu ſeiner Seligkeit gehört nicht viel;
Gieb eine Blume ihm, ein neues Spiel:
In Thränen noch ſiehſt Du es wieder lachen.

Ich war als Jüngling Greis; — in eiſ'ger Rinde
Erſtarrt das Herz, — die Welt mir freudenarm:
Da ſah ich Dich: — Das Herz ſchlug wieder warm,
In's Leben blickt' ich heiter, gleich dem Kinde.

Aufjauchzen möcht' ich ſelig vor Entzücken,
Wenn Du mich flüchtig lächelnd angeſchaut;
Ein freundlich Wörtchen nur, ein einz'ger Laut
Aus Deinem Mund reicht hin, mich zu beglücken.

Ich kenne keine Sorgenlast der Erde,
Ich bin in Schmerzen froh, in Armuth reich: —
Drum sagt man wohl, daß einem Kinde gleich
Der ernste Mann durch Liebe wieder werde!

„Und doch!“

Zerpflücken mag ich selbst die Rose gern,
Daß sich die Blättchen in den Lüftchen jagen;
Entblättern einer Ringelblume Stern,
Dabei das Herz des Liebchens zu befragen.

Wenn ich durch Felder geh': — im Uebermuth
Streif' oft von jungen Halmen ich die Aehren;
Im Wald kränz' ich mit Eichenlaub den Hut,
Und denke stolz: — es kann mir's Niemand wehren.

Und doch, — als Du ein Aestchen Frühlingslaub
Gebrochen jüngst und tändelnd es zerrissen:
Da nannt' ich Dein Beginnen schnöden Raub —
„Die Blätter hätten lang noch grünen müssen.“

Ich dachte ja, da Du den Zweig zerpflückt,
An Alles das, was ich um Dich gelitten;
Wie spielend Du mein armes Herz zerstückt,
Des Lebens Hoffnung lachend mir zerschnitten.

Schloß Krotoszyn.

Gedichte

von

J. M. Hutterus.

1.

Reminiszenz.

Blau war der Himmel bis zum tiefsten Rande,
Es glühte heiß die Mittagsonne nieder;
Von einem Hügel unter duft'gem Flieder
Sah ich hinaus wie träumend in die Lande;

Da zuckt ein Strahl in's Auge mir, als spiegel'
Ein Blitz sich d'rin; doch wie hinauf zur Höhe,
Der ätherklaren ich verwundert sehe,
Schlägt eine Taube dort die weißen Flügel:

So einst gleich einem Wetterstrahl durchfuhr
Mich Träumenden Dein Blick, daß ich beklommen,
Mit wundem Herzen folgte Deiner Spur;

Doch als ich da Dein holdes Wort vernommen,
Und Dich erröthend sah die Wimpern senken,
Da jener Taube mußt' ich still gedenken.

2.

An —

Seh ich einher Dich stolz und sieghaft schreiten,
Gleich einer Fürstin durch der Diener Mitte,
Dann möcht ich Purpurteppich aus Dir breiten,
Daß kaum der Boden spürte Deine Schritte;

Umhüllen dann mit dunkeln Sammtgewanden
Möcht ich, Geliebte! Deiner Glieder Pracht,
Und Perlenschmelz und funkelnde Demanten
Als Sterne sä'n in Deine Lockennacht.

Daß eine Jungfrau Du, dann würd' ich wähnen,
Wohl einem fernen Königsstamm entsprossen,
Die vordem oft, ein Traumbild, meinem Sehnen
Mit flücht'gem Gruß begegnet und zerflossen.

Und schwindelnd riß es mich zu Deinen Füßen;
Doch wie der Hoheit Schimmer Dich umgeben,
Kaum wagt' ich, Dir des Kleides Saum zu küssen,
Und auf zu Dir das Angesicht zu heben.

Du aber neigtest hold Dich zu mir nieder,
Und schaltest thöricht mich und liebeblind,
Und ich, erkennend Die Geliebte wieder,
Ich dankte Gott, daß Du kein Königskind.

3.

Im Walde.

O der Töne,
Die mich umklingen,
O der Zauber
Die mich umschlingen!
Rührender Wipfel
Dämmrige Nacht,
Riesiger Eichen
Alternde Pracht,

Silberner Birken
Wallendes Grün
Rankender Winden
Fröhliches Blüh'n;
Flüsternde Bäche,
Blinkender See,
Wellenwärts scheu sich
Neigend ein Reh! —
O der Töne,
Die mich umklingen,
O der Zauber,
Die mich umschlingen!
Gold'ne Käfer schwirren
Durch die laue Luft,
Wilde Tauben girren
In der Felsenkluft;
Nachtigallenlieder schmettern,
Jauchzen, wettern
Aus dem dunkeln Blütenstrauch,
Nachtigallen-
Lieder wallen
Durch die grünen Waldeshallen
Sanft wie Nachtviolenhauch;
Bunte Vögel, gold'ne Lichter
Hüpfen keck von Zweig zu Zweig,
Und es schließt sich immer dichter
Um mich her das Zauberreich.
Doch, wie Ton' und Strahlen weben,
Trunken durcheinander beben,
Fassen kann ich nicht ihr Leben,
Und sie senken nur den Schmerz
Tiefer Sehnsucht mir in's Herz.

Blumen, Gräser, Dir zu Füßen
Mir in reichster Fülle sprießen,
Laßt, ihr nahen
Euch umfahen,
Wehet eure Blütenflocken
Linde wie um Brust und Locken,
Und aus eurer Düfte Schaum
Webt mir einen süßen Traum.

Der Raub.

Du klagst mir, thränenfeucht das Angesicht,
Daß, als im Grase schlummernd Du geruht,
Ein Bienlein Dir die Lippe wund gestochen,
Und frevlen Raub geübt an Deinem Blut! —
O zürne Du der kleinen Diebin nicht,
Die arglos traun! so Arges hat verbrochen:
Wenn sie von Blume sich zu Blume schwang,
Aus allen Kelchen keck den Honig trank,
Und endlich auch zu Deinen Lippen flog,
Und lüsterner aus solcher Fülle sog,
Wie konnte denken sie denn, daß allein
Dieß Röschen so verwundbar würde seyn.

Münster.

Im Walde.

Von

Emma Niendorf.

Waldfried', in grüne Dämmerungen
Nimm auf den Traum, er laſtet ſchwer!
Ringsum iſt Vogellied erklungen,
Noch wie vom Paradieſe her.
Wie Liebesklang aus Kindheittagen
Ertönt's, ſo ſelig und ſo rein,
Wie Freundesſpott und Freundesklagen
In mein vergeßlich Herz hinein.

Wie lang ich weilte wollt' ihr fragen —
Ich hörte keiner Glocke Klang;
Zur Wahrheit werden Wunderſagen:
Hier währt das Jahr minutenlang! —
Da ich mich noch umſchloſſen wähnte
Von Waldesarm im Laubgezelt —
Ein Abgrund plötzlich vor mir gähnte,
In Trümmern eine Felſenwelt:

Tiefunten klingt der Schlag vom Hammer,
Der, Erde! raſtlos Dich zerfleiſcht,
Und all Dein uralt ſtummer Jammer
In mir nur wie ein Echo kreiſcht.
So haben Sie Dein Herz zerriſſen —
Und Du gibſt Frieden immerneu!
Wie Du im Schmerz ein Lächeln wiſſen —:
O welch ein Schatz von freud'ger Treu!! —

Weinsberg.

Sonnet

von

Wilhelm Ruckmich.

Hoch zwiſchen Himmel ſtehe ich und Erde hier,
Die Blitze, Kronen ſind's, die mich umwallen,
Die Donner meines Willens Boten und Vaſallen —
Nennt einen mächtigeren König mir!

Die Hände ſpielen mit den Sternen ſchier,
Und drunten, wo der Frühling ſeine Hallen
Baut, iſt mein Reich, das Reich der Nachtigallen —
Ein König bin ich, Gott, geſalbt von Dir!

„Und doch weinſt Du? Kann auch ein König weinen?
„Gleicht doch ihr Herz ſonſt ihren Edelſteinen,
„Das außen ſchimmert, innen eiſig ſtarrt!"

Ich weine, ja! So weit der Lenz ſich ſchwingt,
Und Stern an Stern zum ew'gen Kranz ſich ſchlingt,
Da ſchlägt kein Herz, das liebend meiner harrt!

Salem.

Zu Hauſe.

Aus einem Liedercyklus.

Von

Adolf Schults.

1.

Hüben und drüben.

Da drüben im prächtigen Nachbarhaus
Da iſt's ein Treiben und Wandern!
Der Eine zieht ein, der And're aus,
Und Keiner wird froh des Andern.

Sie ſuchen das Glück, ſie ſuchen die Ruh
Und kennen ſie nicht — o Jammer!
Sie ſchloſſen die Thür ihnen ſelber zu,
Verjagten ſie aus der Kammer.

Und leuchtete zehnmal heller noch
Des Hauſes Glanz und Schimmer:
Ihr Lieben, o nein, wir tauſchten doch
Mit unſerm Nachbar nimmer.

Wir haben ein Häuslein eng' und klein
D'rin wohnen wir all' miteinander,
Und freuen uns traulich im Verein
Der luſtigen Heerdesflammen.

2.

Der Braut.

Nun trägſt Du auf dem Haupte
Den grünen Myrthenkranz;
Der Kuß, den ſonſt ich raubte
Iſt nun mein eigen ganz.

Doch laß mich immer glauben
Daß ich ihn rauben muß:
So glaub' ich ſtets beim Rauben
Es wär' der erſte Kuß.

3.

Der Gattin.

O ſchau, da ſteh'n wir wieder
Am alten lieben Ort;
Nun ſind die Roſen verdorrt,
Verklungen die Lerchenlieder.

Wir können's leicht verſchmerzen
Daß ſie entflog'n dem Thal:
Sie klingen und blüh'n zumal
Jetzunder uns im Herzen.

4.

Derſelben.

Liebſte, hörſt Du dort das Heimchen?
Immer iſt's der alte Reim;
Doch bei ſeinem alten Reimchen
Fühl' ich erſt mich recht daheim.

Gar ſo traulich und ſo ſtille
Wird mir bei dem Sang zu Muth —
Sprich, was meinſt Du: ob's die Grille
Oder ob's die Heimath thut?

5.

An die Mutter.

Du haſt manch' Mährlein uns erzählt
In unſern Kinderjahren,
Wir haben ſtets Dich drum gequält
So oft wir um Dich waren.

Du wiederholteſt fort und fort
Die lieblichen Geſchichten,
Bis wir zuletzt von Wort zu Wort
Sie konnten all' berichten.

Nun aufgeſchrieben ruh'n ſie hier,
Die uns ſo lieb geweſen:
Ein kleiner Enkel ſoll ſie Dir
Dereinſt zum Danke leſen!

6.

An dieſelbe.

O Mutter, ſieh mein Töchterlein!
Nur kindiſch lallen kann es noch;
Doch wie es kommt zu Dir herein,
Dich angelächelt hat es doch.

O Mutter, ſieh mein Töchterlein!
Schon ſtreckt es aus nach Dir die Hand:
Es hat — wie kann's auch anders ſeyn?
Des Vaters Mutter gleich erkannt.

7.

Dem Vater.

Mich auf dem Arm getragen
Haſt Du in jenen Tagen
Als ich ein hülflos Kind,
Und haſt gar oft, nach dieſen,
Die Wege mir gewieſen
Durch manches Labyrinth.

Nun iſt Dein Arm ermattet,
Dein helles Aug' umſchattet,
Du weileſt müd' zu Haus:
O, laß mir nun die Wonne
Daß ich in Gottes Sonne
Dich führen darf hinaus!

Elberfeld.

Sonnete.

Vom Dichter der Lieder vom Bodenſee.

I.

Auf dieſe mooſ'ge Bank will ich mich ſetzen
Umſpielt von Abends gold'nem Roſenſcheine,
In Träumen ſchwelgen auf dem Felsgeſteine
Und mir das Herz an heil'ger Stille letzen.

Will haſchen wie in weitgeſpannten Netzen
Die holden Phantaſiegebilde, reine
Geſpielen meiner Bruſt, um die ich weine,
Wenn hart der Selbſtſucht Hände ſie verletzen.

Und ſieh', ſchon ſchweben ſie in frohem Tanze
Von Himmels Purpurſaum zum Sänger nieder,
Umgaukeln leicht ſein Haupt im Abendglanze;

Befächeln ihn mit Fittigs Goldgefieder,
Das ſich verſchlingt zu duft'gem Blütenkranze,
Und flüſtern mit den Roſenlippen Lieder.

2.

Der Wellen Flüſtern, könnt ich's doch verſtehen
Ihr heimlich Murmeln dort am Strand!
Was ſchwellt den Hauch zu leiſem Seufzerwehen
Das zitternd ſich der Bruſt entwand?

Es klingt die Flut wie weicher Sang der Feen
Aus fernem, unerfaßtem Land,
Durchtönt das Herz, es möchte faſt vergehen
Verrieſeln mit der Woog' am Sand!

Und sinken möcht' ich in die grünen Tiefen
Und schwelgen an der Sänger Brust,
Die mir verlockend aus den Wellen riefen,

Versinken aufgelöst in Lust
Zu Wonnen, die noch ungeweckt schliefen
Des Zauberklanges unbewußt.

3.

Hast Uhland Du die Harfe weggestellet,
Sie trauernd aufgehangen dort im Staube?
Das Saitenspiel, es wird dem Rost zum Raube,
Wenn ätzend d'rauf die stumme Thräne quellet!

O hättest lieber sie im Zorn zerschellet,
Verwelkte Deines Hoffens Eichgelaube,
Entwich der stolzen Brust der Mannesglaube,
Der tönend sie mit Hochgesang geschwellet!

O hättest wild die Harfe Du zerschlagen
An Deines Grimmes schroffen Felsenecken,
Daß ächzend weit erscholl ihr sterbend Klagen:

Die Wälder wären aufgerauscht im Schrecken
Und rasselnd laut mit Schild und Panzerkragen
Erwachet Herald's zaubertrunkne Recken!

4.

Es schwimmt auf Südes lauen Säuselschwingen
Der Frühling jubelnd auf die Fluren nieder,
Durchflüstert kosend blütenduft'gen Flieder
Und schaukelt in des Eppichs grünen Schlingen.

Am Kieselstrande bricht in gold'nen Ringen
Der Woge Schooß, der Tannen schwarz Gefieder
Umwehet froher Klang der Amsellieder,
Die hell in Abend's Dämmerhallen klingen.

Und schwelgend wallt das Auge, voll Entzücken
Von duft'ger Flur zu glüh'nden Silberplatten
Der Gletscherhöh' zu lichten Feuerbrücken:

Doch weh, ein finst'rer Arm um Flut und Matten,
Der um das Herz sich legt, wie Alpesdrücken:
Mein Volk, mein Volk! Entweiche dunkler Schatten!

5.

Seh' bebend, sehnend ich die Wasserflächen
Der Sonne Morgenkuß entgegen wogen,
Die Alpengipfel duftig, goldumflogen
Und Gletscher überschäumt von Feuerbächen.

Da ist's, als ob die lichten Räume sprächen:
„Zerreiß' die Nacht, die Deine Brust umzogen,
„Der Dornenkranz, den Du um's Haupt gebogen!"
Und finster weicht der schwere Traum von Rächen.

Es flattert rauschend hin der nächt'ge Schleier,
Das Weh' verseufzt, das stille drinn geklaget,
Der Schmerz, der knirschend eben noch genaget
Wird zum Gebet in heil'ger Jubelfeier,

Und durch die Seele zieht ein weiches Tönen
Die Thräne flutet leis. — Ist dieß Versöhnen? —

6.

Ihr seht im Tod ein grinsend Ungeheuer,
Ein kahles, dürres, klapperndes Gerippe
Mit scharfer ewig mordbereiter Hippe;
Mir schien er stets ein lieber Freund, ein treuer!

Er flößet Kühlung in der Schmerzen Feuer,
Die Thränen küßt er weg mit zarter Lippe:
Ist wohl in kalter Welt der beste Sippe
Und führt zur Ruhe euch mit sicherm Steuer.

Wenn alle Freunde treulos von euch weichen,
Er naht gewiß in bitt'rer Leidensstunde
Mit sanfter Hand die Labung darzureichen.

Er scheucht das Weh von dem verkrampftem Munde,
Die bangen Schauer, die das Herz umschleichen
Und bettet's weich in kühlem Rasengrunde!

7.

War eine Hoffnung wieder mir zergangen,
Ein süßer Traum im Busen hingestoben,
Der innig sich der Seele fest verwoben,
Um den sich liebend meine Arme schlangen.

Entſchweben Seufzer dumpf der Bruſt, der bangen,
Das Auge, ſchaut ſtummklagend es nach Oben,
Und fühl' das Herz in wildem Sturm ich toben
Wo zürnend Nachtgebilde ſich zerrangen:

Dann muß zum Wellenufer ſchnell ich eilen,
Das flimmernd wogt vom Mondenſtrahl beglommen,
Von Sterngefunkel blitzend überſchwommen,
Da fühl' die tiefen Wunden lind ich heilen:

Der Friedensengel naht auf ſanften Schwingen,
In ſüßer Trauer muß der Schmerz verklingen.

8.

Wohl gibt es Adler, die mit ſtarken Schwingen
Hinauf zum ew'gen Flammenquelle ſtreben,
In mächt'gem Flug zur Sonnenglut ſich heben,
Und unverſenget durch die Strahlen dringen.

Doch wird's den Spatzen nimmermehr gelingen,
Die bange zittern für das arme Leben,
Und Jear's grauſen Fall erſchau'n und beben:
O laßt vor Scheunen dieſe immer ſingen!

Sie baden ſich im Sumpf, in ſchmutz'gen Gaſſen,
Und wälzen kreiſchend ſich im Straßenſande:
Der Adler wallt im Aether licht beſloſſen!

Er ziehet ſtolz dahin im Abendbrande,
Im Himmelsglanz, den Fittig glutumgoſſen:
Sollt achten er den Spott der Schreierbande?

Ein deutſches Lied.

Von

August Fiſcher.

Sie können nicht zerſpalten,
Was feſt zuſammenhält;
Wo Lieb' und Treue walten,
Auf Felſen ſteht die Welt!
Bewahre fromm den Glauben
An's heil'ge Vaterland,
Kein Teufel kann es rauben,
Ein Volk, Ein deutſches Land!

Du wirſt nicht untergehen,
So lang Du ſelbſt Dein Schild,
Mußt fallen oder ſtehen,
Wie Deine Meinung gilt!
Feſt ſteh'n im Forſt die Eichen,
Noch ruht im Schacht Dein Erz,
Noch lebt im Land der Eichen
Ein Volk, Ein deutſches Herz!

Was Hermanns Arm geſtählet
Zum Römertodesſtreich,
Hat Blücher's Bruſt beſeelet,
Und Karl von Oeſterreich!
Der Jugend Heldenſchöne,
Die Dichter voller Glut,
All' deutſcher Mütter Söhne —
Ein Volk, Ein deutſches Blut!

Ob Fürſten ihre Gränzen
Durch Bruderherzen zieh'n,
Sie müſſen ſich ergänzen
In treuer Liebe Glüh'n!
Kein Schwaben und kein Preußen,
Kein Baiern, Oeſterreich!
In Ewigkeit ſoll's heißen:
Ein Volk, Ein deutſches Reich!

Was ſelbſt die Kirche trennet,
Papiſt und Proteſtant,
In Einer Flamme brennet
Der Herzen Opferbrand!
Was feſt die Liebe bindet,
Im Himmel löſt's kein Gott,
Sein Donnerruf verkündet:
Ein Volk, Ein deutſcher Gott!

Wien.

Gedichte

von

Rhingulph und Eduard Wegener.

I.

Birkenwald.

(Eduard.)

Auf hohen Bergen liegt ein Schloß im Blauen,
Stolz aufgebaut in feenhafter Pracht;
Tief ſchaut's hinunter in des Thales Gauen
Mit Zinnen von Smaragd.

Auf Silberſäulen ſtützen ſich die Hallen,
Ein buntgewirkter Teppich ſchmückt den Saal;
Von tauſend vollen Bardenſtimmen ſchallen
Geſänge ohne Zahl.

Doch keiner von des Schloſſes Gäſten allen
Hat je den königlichen Herrn geſeh'n;
Nur Ahnung ſucht ihn in dem Duft der Hallen,
Von ſeines Odems Weh'n.

Doch Nachts, — ſchaut in das Schweigen ſeiner Veſte
Mit hehrem Glanz ſein mildes Auge ein, —
Dann webt ſich in die Träume ſeiner Gäſte
Vielleicht ſein Bildniß ein.

O Birkenwald, hoch über Thalesgauen,
Stolz aufgebaut in königlicher Pracht,
Du biſt das Schloß auf Bergen, hoch im Blauen,
Dein Laub iſt der Smaragd.

Der bunte Teppich ſind die Wieſenmatten,
Und deine weiten Räume ſind der Saal,
Es ſingt der Vögel Chor in deinem Schatten
Bardiete ohne Zahl.

O Birkenwald, du Schloß in stolzer Höhe,
Durch deinen Saal hör' ich den Schöpfer geh'n,
Von dir umwölbt, empfind' ich seine Nähe
Und seines Odems Weh'n.

2.

Erinnerung.

(Rhingulph.)

Ich fuhr allein im leichten Kahne,
In mondenheller Sommernacht,
Und überlas des Herzens Plane,
Und hatte still an Dich gedacht.
Ein Zeuge mancher süßen Wahne
Entglomm der Stern der Liebe sacht,
Als ob er meine Träume ahne,
Hat er mich funkelnd angelacht.

3.

Schlummerlied.

(Eduard.)

Sieh', in Dein Stübchen
Guckt, durch die Bäume
Blühender Gärten, das Auge der Nacht;
Träume mein Bübchen
Glückliche Träume! —
Träume sind Mährchen, vom Schlummer erdacht.

Schlaf ist ein Kindlein
Kindlichen Seelen,
Blättert Dir lächelnd sein Bilderbuch vor.
Hang' ihm am Mündlein,
Hör' ihn erzählen, —
Süß ist sein Schmeicheln, o leih' ihm Dein Ohr!

Oft wirst im Herzen
— Leben ist Wähnen —
Oft ihn ersehnen, das Auge verweint;
Aber die Schmerzen,
Aber die Thränen
Rufen vergeblich den lächelnden Freund.

Noch bist ein Kindlein!
Kindlichen Seelen
Blättert der Schlummer sein Bilderbuch vor;
Hang' ihm am Mündlein,
Hör' ihn erzählen, —
Süß ist sein Schmeicheln, o leih' ihm Dein Ohr! —

4.

Buruf.

(Rhingulph.)

Auf flüchtigen Rädern entrollet die Zeit,
Drum nütze verständig und weise das Heut,
Laß schwinden die kleinlichen Sorgen
Für's Morgen.

Das Heut wird zum Gestern, das Morgen zum Heut,
Drum handle, daß nie Dir das Gestern gereut,
Dann wird Du ein glückliches Leben
Erleben.

Berlin.

Gedichte

von

B. Guſtav.

1.

Auge und Lippe.

Auge.

An Silberperlen bin ich reich. O ſage,
Was kannſt Du meinen Thränen wohl vergleichen,
Der Wimpern Perlenſchnur, den klaren Zeichen
Der lauten Freude und der ſtummen Klage?

Lippe.

Den Kuß, in den die ganze Seel' ich trage,
Als wollte ſie dem Küſſenden entweichen,
Sich auf geliebte Lipp' hinüberſchleichen
Als Morgenröthe heller Liebestage.

Auge.

Seh' ich geliebte Lippe ſich bewegen,
Geſchieht's wohl, daß die Thränen zart verlangen,
Daß ſie ſich bald zum Kuſſe möge regen.

Lippe.

Seh' ich in liebem Auge Thränen hangen,
So kommt mein Kuß der Wimper ſchnell entgegen,
Mit warmem Hauch zu trocknen feuchte Wangen.

2.

Brief und Siegel.

Ein Brief, geheimnißvoll, vor meinen Blicken
Stand'ſt Du, die Lippen glichen rothen Siegeln;
Die Anmuth, die Dein Bildniß ſcheint zu ſpiegeln,
Schien ihr Gepräg' als Petſchaft aufzudrücken.

Stumm ſtand ich erſt in freudigem Entzücken;
Nie wagt' ich, das Geheimniß zu entriegeln;
Doch konnt' ich das Verlangen nicht mehr zügeln,
Das mich hieß Küſſe auf das Siegel drücken.

Da nun von meiner Küſſe Glut durchglommen
Begann das Siegel ſchüchtern ſich zu löſen,
Und dieß Geheimniß iſt an's Licht gekommen:

Ich bin des ſüßen Briefs Inhalt geweſen.
Daß ich Dich liebe, hatteſt Du vernommen.
Daß Du mich liebſt, ich hab' es nun geleſen.

Berlin.

Ein Traum.

Von

Theodor Apel.

Mir träumt', ich läg' in tiefer Nacht
Sanft ſchlummernd Dir zur Seite,
Da war's, als ob in milder Pracht
Ein Schimmer ſich verbreite,

Als ob des Waldes Dunkelgrün
Mit Gold ſich überzöge,
Manch' Vöglein, aufgeweckt vom Glüh'n,
Leiſ' ſingend ihn durchflöge.

Auf Knospen ward der Liederklang
Wie milder Thau gegoſſen.
Die zitternd ſich im ſüßen Drang
Dem linden Hauch erſchloſſen.

Da ſchaut' ich auf Dein Angeſicht,
Und ſah mit ſüßem Bangen,
Es war von Deiner Augen Licht
Dieß Alles ausgegangen.

Und ſieh', ich fühlt' in meiner Bruſt
Die Zauberpracht entſprießen,
Des Waldes Grün, die Sangesluſt,
Die Knospen ſich erſchließen.

Wohl iſt der Traum mir längſt entſchwebt,
Längſt ſind wie Silberwogen
Die holden Bilder, ihm verwebt,
Vorüber mir gezogen.

Doch lieb' ich heute noch den Traum
Und Dich, die mir ſo ferne —
Ja Dich — wie dort am Himmelsraum
Die lieben, gold'nen Sterne.

Leipzig.

Aus dem Herzen.

Gedichte

von

J. E. Braun.

I.

Versunkene Quellen.

Leb' wohl! — ich darf Dich nicht mehr seh'n!
Was soll ich neu die Schmerzen wecken,
Empor die wilden Ströme schrecken,
Die leise durch die Brust nun geh'n?
Sie drangen einst aus stiller Klause,
Das Leben war ein toll Gebrause
Von lauten, namenlosen Weh'n.

Leb' wohl! — Dich hat kein Laut gemahnt,
Als aus geheimen, tiefen Quellen
Der Schmerzen Strom in raschem Schwellen
Sich Wege durch mein Sein gebahnt;
Wie Furchen durch das Herz die Wogen
Und Furchen durch die Wangen zogen,
Du glücklich Kind hast nichts geahnt.

Es zog vorbei! Wie von dem Licht
Geheimnißvoll ein Strom geſchwunden.
Und in der Erde Schooß, tiefunten,
Bisweilen noch die Welle ſpricht, —
So ward ich ſtill und tonlos außen,
Indeß im Grund mit leiſem Brauſen
Sich die verſunk'ne Welle bricht.

Melodiſch tönet ſolch' ein Klang,
Wann aus den unſichtbaren Bronnen
Empor im frohen Licht der Sonnen
Wohl in ein lauſchend Ohr er drang.
Er gilt als Lied den frohen Leuten,
Man ſinnt nicht lang, den Quell zu deuten,
Man fragt nicht lang, wo er entſprang. —

2.

Von ſeinem Tod zu reden,
Das iſt ſentimental,
Doch kommt an einen Jeden
Die Paſſion einmal.
Nun gut! — ich möcht' geſtorben
Und auch begraben ſeyn,
Hätt' glücklich mir erworben
Ein Haus, das eigen mein.

Wie Du Dich auch geboten
Dem Lebenden ſo kühl,
Jetzt bin ich todt, — dem Todten
Entdeckſt Du Dein Gefühl.
An meinem Grab erſcheinſt Du
— O laß mir meinen Traum! —
Und eine Thräne weinſt Du
Auf meines Hügels Raum.

Schnell saugt sie ein der Boden,
— Er kennt ja meinen Schmerz —
Trägt sie hinab dem Todten
An sein verfallend Herz.
Von Deiner Thrän' erwachet
Das regungslose Blut,
Der heiße Thau entfachet
Das morsche Herz zur Glut.

Es ist um Dich gebrochen,
Jetzt tönt es jubelnd nach
Aus seinem letzten Pochen:
„Glückselig, daß es brach!“ — —
O, daß ich todt schon wäre,
Und Deine Thräne mein!
Um diese einz'ge Zähre
Möcht' ich gestorben seyn.

3.

Sie zogen in langen Reihen
Geputzt und scherzend hinaus,
Das schöne Fest der Maien
Ließ Niemand heute zu Haus.

Ich bin nicht mitgegangen,
Wie leuchtend auch der Mai,
Wie groß auch mein Verlangen,
Denn Du, Du warst dabei.

Es gleicht mein Herz dem Steine,
Den fern man finden soll,
An Deiner Schöne und Reine
Saugt es sich sehnsuchtsvoll.

Und wenn's Dir fern, im Dunkel
Der andern, öden Welt,
Wird es von dem Gefunkel
Noch wunderbar erhellt.

Doch wann es dann die Strahlen,
Die heil'gen, in sich trägt,
Dann wird von heißen Qualen
Dieß arme Herz bewegt . . .

Ich bin zu Haus geblieben; —
Bleib' dunkel, armes Herz,
Und laß Dein thöricht Lieben
Und Deinen glänzenden Schmerz.

4.

Es glänzt ein wunderschöner Stern
So fern, so unermeßlich fern.
Die Lerche steigt mit stolzen Schwingen,
In ruhelosem, tollem Singen
Will sie empor zum Sterne dringen.
Umsonst! laß ab! — sie schweigt und sinkt,
Der Stern so hell wie vordem blinkt.

Es ist umsonst der Liebe Müh'n,
Ein Herz muß sich zu Tode glüh'n!
Dieß Herz soll nicht an Deinem schlagen,
Die Sehnsucht keine Früchte tragen,
Die heiße Lippe soll nur klagen; —
Des Knaben stolzer Lebensmuth
Bleibt nur zum stolzen Sterben gut. —

5.

Es war eine Zeit,
Wo in Freudigkeit
Ich alle Höhen erklommen;
Wie hoch mein Fuß empor mich trug,
Es war kein Berg mir hoch genug,
Konnt' nicht zu dem Himmel kommen.

Es war eine Zeit,
Da schweift' ich so weit,
Weit über die Länder und Auen.
Es war kein Roß mir schnell genug,
Hindurch wünscht' ich mit Adlersflug,
Wo die letzten Wolken blauen.

Es war eine Zeit,
Da war ich bereit,
Um's Beste zu ringen, zu werben.
Es war kein Thun mir kühn genug,
Das Herz, das stolze Flammen schlug,
Wollt' stets für die Freiheit sterben.

Es war eine Zeit . . .
Wie liegt sie weit!
Die stolze Brust ward fügsam;
Sie sucht nur eine Lagerstatt,
Auf der sie Ruh' zum Sterben hat:
Das Unglück macht genügsam.

6.

Wann seiner Lieb' ein Leben
Entsagte, thränenschwer,
Was kann es Aerm'res geben?
Kein Leben bleibt es mehr.
So mag und muß versinken
In Tod und Nacht ich gern . . .
Nehmt einem Stern sein Blinken, —
Was bleibt noch von dem Stern?

7.

Der Freiheit soll ich singen!
Ihr sagt's umsonst mir vor. —
Kann wohl ein Vogel dringen
Zur freien Luft empor,
Wenn rings sich Rosenhecken
Als Gitter um ihn strecken
Und binden seine Schwingen?

Ihm weht aus ihren Floren
Ein Ahnungshauch der Luft,
Doch scharfe Dornen bohren
Sich auch in seine Bruft.
Mit jedem Flügelschlage
Hat in dem Rosenhage
Er weiter sich verloren.

Der Freiheit soll ich singen?
O Traum, der mir entschwand,
Seit mich in ihre Schlingen
Die Liebe festgebannt,
Voll Ahnung unergründlich,
Voll Schmerzen, die allstündlich
Mir zu dem Herzen dringen!

Die Sonne glüht und leuchtet; . .
Empor zu ihrem Strahl!
Wie hat das ſchön gedäuchtet
Dem Sänger, der im Thal
Nun klagt im Hag der Roſen,
Indeß die Mitleidsloſen
Der Quell der Wunden feuchtet. —

8.

Wenn wo zwei hohe Flammen
Getrennt, vereinzelt glüh'n,
Da wollen ſie zuſammen
In eine Lohe ſprüh'n.
Wie zieht's die Feuerzungen
Nach einem Liebesband,
Bis beide, feſtverſchlungen,
Aufglüh'n ein einz'ger Brand!

So ſtrebt, was auf der Erde
Durchglüht der gleiche Trieb,
Daß es verbunden werde,
Vereint in Luſt und Lieb':
Die Wellen und die Quellen,
Der Lüfte freier Strom, —
In eine Woge ſchwellen
Die Düfte das Arom.

Was kann die Triebe ſtören
In ihrem heißen Drang?
Nur wo ſich angehören
Zwei Herzen, ſehnſuchtbang,
Da hemmt und dämmt das Leben
Und höhnet ihren Schmerz;
Die Ausnahm' macht ja eben
Das arme Menſchenherz.

Du weißt, wie ich mein Leben
Von Dir zu Leben trag',
Wie Dein der Pulse Beben,
Dein, Dein des Herzens Schlag.
Wie all mein stillstes Denken
Nichts anders mag und kann,
Als sich in Dich versenken,
In Deinen süßen Bann.

Und in einsamen Stunden
Durchbebt die Hoffnung mich,
Daß auch zu mir gefunden
Dein Herz in Liebe sich.
Vergib', daß ich es wage,
Daß ich in stolzem Muth
Die sel'ge Ahnung sage,
Die mir im Busen ruht.

Der Gegenliebe Ahnung!
Da grüßt aus der Natur
Ihr Glück als eine Mahnung
Zu ew'gem Schmerz mich nur.
Ihr Jubel, wo gemeinsam
Der Trieb durchzuckt den Trieb . . .
Und wir, wir müssen einsam
Vergeh'n mit unsr'er Lieb'. —

9.

Ballnacht.

„Mein Herz, o trinke nur immer Wein!
Für Arme, wie Du auf Erden,
Kann Rausch das einzige Mittel sein,
Zum reichen Mann zu werden."

Fr. Rückert.

Da bist Du aus dem Saal gegangen!
Mein Auge hing an Deinem Schritt,
Ein Irrlicht folgte mein Verlangen
Dem kecken, leichtbeschwingten Tritt.
Mir selbst, von Banden festgeschlagen,
Mir ist zu folgen schnöd' verwehrt,
Indeß das schmerzliche Entsagen
Als Geier an der Seele zehrt.

Hier muß ich bleiben, arm, verlassen, —
Die Sitte übet ihre Macht; —
Und möchte Deine Hand noch fassen
Und leis Dir sagen: Gute Nacht!
Und möchte an das Herz Dich pressen
Und möcht' vergeh'n in heißem Kuß . . .
Umsonst! — Wie darf ich je vergessen,
Daß ich entsagend leiden muß.

Leb' wohl, leb' wohl! — — Ich hörte sagen,
Daß nicht der lauten Heuchelei,
Nein, einer Seele stillstem Klagen
Der Gott am meisten gnädig sei;
So wird wohl auch der wortelose,
Der schmerzdurchklung'ne Wunsch erhört,
Der alles Schöne, alles Große
Auf Dich, mein Kind, herabbeschwört.

Schlaf' wohl! und ſchließ' in Deine Träume
Den Armen ein! — Da hör' ich ſchon
Von drüben durch die leeren Räume
Anklingender Pokale Ton.
Hin will ich, wo die Becher tönen,
Zu Jugendluſt und Feuerwein,
Und in des Feſtes tollſtes Dröhnen
Da ſtürz' ich gierig mich hinein.

O zürne mir nicht, daß ich trinke,
Daß ich mit ſchäumendem Pokal
Dem falſchen Glücke höhnend winke,
Das mich gehöhnt ſo tauſendmal!
Das aus der Seele mir den Glauben
Hat ausgerauft wie unnütz Kraut — —
Den ſchönen Traum kann es nicht rauben,
Der mir im Wein entgegenſchaut!

Gleichwie von Jericho die Roſe
Sieht mich der Liebe Hoffnung an,
Sie kann der Lüfte ſüß Gekoſe,
Die Frühlingsträume, nicht empfah'n.
O, ſie iſt welk, vom Tod getroffen,
Da dringt kein Frühlingsſchmeicheln ein; — —
Was kann ich träumen, kann ich hoffen?
Wir ſollen ja geſchieden ſeyn!

Doch will man in den Wein ſie ſtellen,
Die Wunderroſe Jericho's,
Dann ringt der Kelch in heißem Schwellen
Sich von dem ſtarren Tode los;
Er öffnet ſich, die Blätter flammen
In rother, lang vergeſſ'ner Glut,
Und Düftewellen zieh'n zuſammen
In eine ſüße, ſtille Flut.

So hat die Hoffnung ſich erſchloſſen
In heißer, ſtolzer Herrlichkeit! —
Trinkt, trinkt! ... Wie lärmen die Genoſſen,
Wie perlt der Wein, wie fliegt die Zeit!
Schon ſeh' ich, wie der Berge Säume
Erglühen von dem Morgenroth ...
Leb' wohl, leb' wohl! — Die Hoffnungsträume
Sind mit dem Tage wieder todt.

10.

Mit Zürnen bin ich einſt geſchieden,
Mit trock'nem Schmerz auch von den Meinen,
Nicht mit dem ſchmerzlich-ſtillen Frieden,
Nicht mit dem hergebrachten Weinen.
Im Herzen hat es heiß gewittert,
Des Dranges voll gezuckt, gezittert,
Ob es verzweifelnd blitzen ſoll,
Ob's gleich ſich löſet thränenvoll.

Da ſah ich Dich am Fenſter ſtehen,
Zum Letztenmal nach mir zu ſchauen,
Kein Tüchlein ſah ich grüßend wehen,
Wir dürfen nicht der Welt vertrauen;
Doch Deiner Wünſche Flaggen wallten
Mir nach, dem nach dem langen Halten
Ein Sturm die Ankertaue brach,
Dem armen, tollen Knaben nach.

Da wußt' das Herz wohl, was es ſollte!
Wie heiß es und gewitterflüſtern
Auch eben noch im Buſen grollte,
Die Wolken löſ'ten ſich, die düſtern;
Die Thräne ſchwoll, — warum? — vergebens!
Iſt das die Löſung meines Lebens,
Daß jeder Schmerz, wie heiß und toll,
Sich nur in Thränen löſen ſoll?

Wie iſt die Thräne dürr und öde!
Nicht wie des Himmels Thränenſegen,
Der Roſen lockt zur Liebesröthe
Und grün ſich läßt die Haine regen.
Wie heiß auch meine Thränen fließen,
Sie laſſen keine Zukunft ſprießen,
Kein Blütendach, in deſſen Bann
Ich Deinem Arm ruhen kann. —

II.

Der Kuckuck ruft, ruft immerfort.
Wie oft hat man ihn ſchon verhöhnt.
Daß nur das eine, eine Wort
Bei ihm ohn' Unterlaß ertönt.

Man ſagt, ſein eig'ner Name ſei's.
In welchen ſelbſt verliebt er ſcheint.
Doch aus dem eig'nen Herzen weiß
Ich beſſer, wen der Rufer meint.

Ich hab' die Hand auf's Herz gelegt;
Es tönt aus jedem heißen Schlag,
Aus jeder Blutwell', die ſich regt,
Ein einz'ger ſüßer Name nach.

Ihn ruft das Herz bei Tag und Nacht,
Und wann der Mohn um's Haupt ſich ſchlang,
Das Herz ſchläft nicht, es pocht und wacht,
Es ruft den einen, einen Klang.

Der Kuckuck ruft, ruft immerfort.
Ich hab' den Armen nie verhöhnt;
Ich weiß ja, wie das eine Wort
Sehnſüchtig mir im Herzen tönt.

12.

Es regnet endlos hier;
Ich muß am Fenſter ſteh'n,
Laß ſtill die Thränen mir
Ueber die Wangen geh'n.

Es regnet endlos hier;
Ich denke an die Fern', —
Und ob's auch dort bei Dir
Regnet, das wüßt' ich gern.

Doch ahnet es mein Sinn:
Dort iſt der Himmel blau,
Er ſpannt ſich lachend hin
Ueber die grüne Au.

Dein Auge lacht und ſcheint,
Froh wie des Himmels Licht; —
Ob in der Fern' man weint,
Kümmert und trübt Dich nicht. —

13.

Was iſt es, daß die Blume blühen muß,
Wann ſie berührt des ew'gen Lichtes Kuß?
Welch' ſüßer Schmerz, wo Luſt und Weh im Bund?
Geſchloſſen bleibt der Blüte Purpurmund.
Zur Blumenunſchuld, ach, wie weit, wie weit!
Doch fragt nicht, was der Sehnſucht Ranken ſprießen,
Wann mir ein Auge ſeine Strahlen weiht? —
Den Schmerz in mir laßt autlos mich verſchließen!

Was weint der Himmel in lautloſem Leid?
Welch Räthſel birgt der Wolken Trauerkleid?
Er ſagt es nicht; des Schmerzes Angeſicht
Zeigt er der lauten, bunten Erde nicht.
Vom Himmel bis zum Menſchen iſt es weit; —
Doch fragt mich nicht, was meine Thränen fließen?
Mein Leid iſt formlos, wie des Himmels Leid, —
Den Schmerz in mir laßt lautlos mich verſchließen!

14.

Oſtern im Schwarzwald.

Ich geh' allein im Wald,
Zu meinen Ohren ſchallt
Manchmal ein fern Geläut'
Und ſagt, daß Feſttag heut'.

Allein der ferne Ton
Gibt Kunde mir davon,
Kein Klang aus eig'ner Bruſt
Redet von Feſtesluſt.

Ein Heide ward mein Herz!
Als Wächter ſtand der Schmerz
Einſt vor dem Gotteshaus
Und wies mich zürnend aus;

Hinaus aus dem Verband!
Und wann ich hob die Hand,
Hat mir des Weh's Gewalt
Zornig die Fauſt geballt.

Ein Heide bin ich nun,
Kann raſten nicht und ruh'n,
Wann's an zu läuten fängt,
Man ſich zur Kirche drängt.

Ich geh' allein im Wald,
Die Tannen, ſchwarz und alt,
Rauſchen, daß laut es ſchallt,
Die Glocken überhallt.

Sie zürnen dem Geläut',
Als dächten ſie noch heut'
Mit Grollen und mit Leid
Der alten Heidenzeit.

O rauſcht und braust und klingt!
Ein wildes Sturmlied ſingt,
Ein Lied voll Haß und Hohn! — —
Mein Herz ſtimmt in den Ton! —

Baden-Baden.

Gedichte

von

E. Reinhold.

Trennung.

I.

Was zuckſt im Arm mir, ſüßes Kind?
Ach freilich gar ſo, gar geſchwind
Entflieht dieß kurze Leben.
Schon reißt mich fort mein finſt'rer Stern,
Und hätt' Dir mögen, o wie gern
Das ganze Leben geben!

Nun gib mir noch einmal zum Pfand,
Daß Du mich liebeſt, Deine Hand,
Und Du nimm meine Seele,
Damit ich's immer fühl' und weiß,
Wenn um mich ſchwillt das Leben heiß,
Was mir in Allem fehle!

Ja, wein' Dir nur die Augen roth,
Und ſinke hin, als ſei's zum Tod!
Mir iſt's, wie Dir, Du Arme.
Ich geh' und ſtehe ohne Sinn,
Und ſchaue her und ſchaue hin,
Ob ſich kein Gott erbarme!

2.

Begrabe mich in Deinen Schluchten,
Du ſchneebekrönte Alpenwelt!
Das ſind die rechten ſtillen Buchten
Für einen Kahn, der ganz zerſchellt.

Nur dort hinein, wo halbverwittert
Der Kalkſtein von der Mauer bricht,
Wo im Geſtrüpp der Nordwind zittert
Und Eulen hauſen, ſcheu vor'm Licht!

Nur dort die finſtern Stufen nieder,
Wo ſich nichts Lebendes mehr quält,
Und einmal tiefaufſchaudernd wieder
Das Herz die eig'nen Schläge zählt!

Und könnt' ich nun hier unten ſchlafen,
In Frieden ſchlafen, träumelos,
Wie in des Eismeers ſtillem Hafen
Dem Schiffer ſinkt das Haupt in' Schooß!

Ja, ſchließ Dich um mich, Felſenklauſe!
Ihr Tropfen, fallet immer zu!
O ſeht mich an als Kind vom Hauſe!
Macht mich zu Stein, und gebt mir Ruh'!

3.

Aus meinem Himmel fortgegangen
Bin ich, ein trotzig wilder Thor,
Ich weiß nicht, was für Stimmen ſangen
Von Leben mir und Freiheit vor.

Da ſteh' ich nun auf kaltem Steine,
Seh' zu den gold'nen Pforten auf,
Und ſtampfe mit den Füßen, weine,
Und trau' mich doch nicht mehr hinauf.

Sie ſchau'n herab, die Lichtgeſtalten,
Sie rufen mir ſo liebevoll,
Daß ich an meinem Trotz nicht halten,
Daß ich nur wieder kommen ſoll.

Ja — wenn's ſo wär', wenn Alles wieder
So werden könnte, wie es war!
Zum Abgrund ſeh' ich ſchaudernd nieder
Zurück! Es ſträubt ſich mir das Haar.

Wenn ſie vergeſſen könnten droben,
Vergeben, und die Alten ſeyn!
Mit Allgewalt zieht mich's nach oben
Mit tauſend Banden fängt mich's ein.

Umſonſt, Du Thor! Was träumſt noch immer?
Für Dich ſind jene Pforten zu;
Dort hört man nicht Dein Klaggewimmer,
Und nur Dein Echo höreſt Du.

Hinunter denn nur ohne Zagen,
Dem Wildbach nach, zu Tod und Grau'n!
Du haſt's gewollt. So lern's ertragen!
Und nur nicht rückwärts mußt Du ſchau'n.

2.

Blumen, unter'm Schnee erblühet,
Bind' ich ſinnend mir zum Strauß,
Holde Kinder, wie ihr glühet
Zwiſchen Fels und Eis heraus!

Sendeſt Du denn, reiches Leben,
Deine Adern bis hierher,
Wo die Luft in leiſem Beben
Schlafen geht im Gletſchermeer?

Dich zu fliehen weit und weiter,
Was denn klomm ich hier herauf?
Freundlich auf der Schwindelleiter
Stiegst Du immer mit mir auf.

Schmerzlich von dem lieben Kinde
Stürmt' ich fort, ich weiß nicht wie?
Doch der Strauß, den ich hier binde
Bind' ich ihn denn nicht für Sie?

Sanft ihr Bild damit zu schmücken,
Ach, und dann das treue Herz,
Leise von mir wegzudrücken —
Wenn ich's kann vor bitt'rem Schmerz!

5.

Auf hohem Berge steh' ich hier,
Tief unter mir die Welt im Sonnenscheine
Und frisches Leben, wie von jungem Weine,
Springt mächtig durch die Adern mir.
Die Waldluft schlürf' ich wieder,
Und Fels an Fels ruft mir vertraut
Zur finstern Schlucht mit euch, ihr Sorgen, nieder!
Hervor, ihr alten, halbverschlaf'nen Lieder!
Die Freiheit feiert meine Braut!

Ha! Geist des Lebens! Streifst Du mich,
Betäufelst mir die Schwinge?
Gib mir die ganze Welt, daß ich
Mit Wohllaut sie durchdringe!
Wolken, in Eurem Zuge
Gönnt eine Stelle mir!
Vogel, in Deinem Fluge
Nehm' ich's auf mit Dir!

Und doch, mein Aug'! Was sinkst Du nieder?
Was heftet Dich an jenen See?
Fängt Dich, mein Herz, die alte Sehnsucht wieder?
Rufst Du zurück das kaum besiegte Weh?

Nein! Ring' Dich auf, laß ſtark Dich faſſen
Vom Geiſt, der durch die Lüfte dringt
Und über Lieben ſich und Haſſen,
Ein freier Sohn der Götter, ſchwingt!
Als letzten Zoll gib dieſe Thräne
Der lieblichen Erinnerung!
Dann friſch im Aether prüf' die Sehne,
Und bleib' dort oben ewig jung!

6.

Einſam große,
Morgenduftige Alpenwelt!
Stemmſt Deine Felſen, dem Thal entriſſen,
In nackter Größe gen Himmel auf.
Läſſeſt dem Staubbach den dammverſpottenden,
Todverachtenden Heldenſturz.
Und nährſt getreulich mit ſtarker Milch
Der goldenen Freiheit luſtſelige Kinder,
Der luftgeborenen Gemſen Geſchlecht.

O gib, Du endlich gewonnen Aſyl,
Dem lechzenden Flüchtling aus kühlem [illegible]
Einen tiefen Trunk!

Ja, in den ſüßeſten Banden gefangen,
Gewiegt auf der Liebe Schooß, vernahm ich
Endlich der Freiheit Alphornruf.
Und trotzig ſprengt' ich die holde Feſſel,
Bin wieder hier bei Fels und Staubbach
Und flüchtigen Gemſen, bin wieder frei.

Athme nun wieder auf,
Junge, hoffnungſchwellende Bruſt!
Was Dich ſo lieblich umwittert, es iſt
Des Genius Hauch,
Der Deines Lebens Roſſe regiert,
Und nun dem ausgeriß'nen Geſpann
Lächelnd die Zügel wieder ordnet.

Gib, Sonne, dem Sieger den Weihekuß!
Vom Roſenlichte der Gletſcher umblüht,
Stolzer Gedanken einſamer Hirte,
Harr' ich, o Himmelskönigin, Dein.

Ach, aber doch geſenkten Blicks.
Lange noch ſpürt ſich an wunden Gelenken
Dem Flüchtling die abgeſtreifte Feſſel.
Oft noch wirſt Du, o Genius, wieder
In ſeinem Kerker den Träumenden finden,
Weinend gebeugt auf ein zartes Knie, —
Wirſt ihn kräftig aufſchütteln müſſen
Und der Freiheit golden Geſchenk
Hart in die Hand des Staunenden drücken,
Wie Du's eben gethan.

Tübingen.

Liebes-Lieder

Von

Fedor Löwe.

1.

Nicht Deine Schönheit iſt es, die
In Deine Nähe mich getrieben;
Es iſt die ew'ge Sympathie,
Die Herzen zwinget, daß ſie lieben.

Es iſt der Gott, der räthſelhaft,
Sichtbar als Du vor mich getreten,
Es iſt die wunderbare Kraft,
Die uns gebietet anzubeten.

2.

Ich ſchaue in den Abendſtern,
Als ob ich dich darin erblickte!
Dich ſüßes Leben, der ich gern
Die ſchönſten Liedergrüße ſchickte.

Du biſt der liebe, linde Strahl,
Der mir die trübe Seele hellet,
Wie Morgenlicht ein dunkles Thal
Mit warmen Fluten überwellet.

Du nimmſt mein ganzes Weſen auf,
Dem Strome gleich, deſſ' reine Wogen
Den wilden Bach nach kurzem Lauf
Zur ſtillen Tiefe hingezogen.

3.

Ein fromm' Gebet und einen Gruß an Dich!
Dann mag der Schlummer meinen Geiſt beſiegen.
Das flücht'ge Schiff der Träume möge ſich
Auf meiner Sehnſucht ew'gen Wellen wiegen.

Der Traum vereinigt mild was nah' und fern,
Er ſtillt den Sturm, der lang in uns gewüthet.
Der träumet ſüß, der einſchläft in dem Herrn
Und deſſen Lagerſtatt die Liebe hütet.

4.

Wenn ich von jenen Heiligen geleſen,
Die ſich der Lebensfreuden all' beraubt,
Auf rauhem Fels gebettet ihrem Haupt,
In Selbſtverbannung glücklich ſo geweſen;

Hab' ich den frommen Schwärmern ſtets verziehen.
O ſel'ge Ruh' der Waldeseinſamkeit!
In Gottes Näh', von Menſchen ganz befreit,
Nur ein Madonnenbild, davor zu knien.

Auch ich empfand die bitterſüße Wonne
Der Selbſtverbannung einen langen Tag:
Als ich der Einſamkeit am Herzen lag,
War mir Dein Bild das Bildniß der Madonne! —

5.

O Sehnſucht, liebes ſüßes Weh,
Das tief ſich in mein Herz geſchmiegt,
Sich leiſe auf und nieder wiegt,
Wie ſchwanke Lilien auf der See.

Das wie ein ſchlankes, ſcheues Reh
Im grünen Buſch verſtohlen liegt,
Und durch die linden Lüfte fliegt
Als eine Taube, weiß wie Schnee.

Und wenn ich auch gekämpfet je,
Mich ſtets mit ſanfter Macht beſiegt,
Und mir die gold'ne Brücke biegt
An Liebchens Bruſt als güt'ge Fee.

6.

Das böſe Meer verſchlang ein liebes Blatt,
Das mir des Liebchens Hand geſendet hat.

Vielleicht daß es alsbald die Nymphe fand
Und es jetzt nächtlich lieſt am ſtillen Strand.

Das Waſſer wallt heran und trägt ſich fort
Mit Wellenmurmeln manches ſüße Wort.

Die Zeichen all', unleſerlich und klein,
Beſchauet ſich der kluge Mondenſchein.

Die Luft, die kühl der Nymphe Haar durchweht,
Sucht zu erhaſchen, was im Briefe ſteht.

All' das, was ſie voll Sehnſucht mir vertraut,
Ward ſo am Strand belauſchet und beſchaut.

Doch beſſer iſt's, daß es die Woge nahm,
Als daß es in der Menſchen Hände kam.

Denn Nymphe, Welle, Mondenſchein und Wind
Doch viel verſchwieg'ner als die Menſchen ſind.

Stuttgart.

Auf dem Thurme.

Von

Emma Niendorf.

Wenn hoch erglühen Fels und Bäume,
Als käm' verklärt der Tag zurück,
Wenn Düfte steigen auf wie Träume,
— Gemahnt Dich's nicht an letztes Glück?

Es schmiegt sich schlummernd mir zu Füßen
Das duftumkorte stille Thal,
Die Sonne will noch einmal küssen
Die braune Warte Strahl auf Strahl.

Von blauen Gipfeln seh ich's glänzen,
Das Fernste lockt mich in der Rund,
Und Zweige, wie zu Scheidekränzen,
Der Abend flicht auf gold'nem Grund.

Ein Vogel schifft durch Aetherwogen
Umkreis't so bang den alten Thurm
Und sucht und sucht — zu spät verflogen! —
Als flücht' er sich vor nahem Sturm.

Als müßt' er schnell, vor Nacht erreichen
Sein Heim, es sei in Ost, in West:
Noch ganz zuletzt das rechte Zeichen!
Noch ganz zuletzt Ein treues Nest!

Nur Ein Asyl für nächt'ge Stunden!
— Namloser Drang hat mich erfaßt —
Wo ist es, Herz, wo wird's gefunden? —
Die Sonne sinkt, ihr Schein erblaßt.

Stuttgart.

Gedichte

von

Wilhelm Ruckmich.

I.

Liebe.

Kein Vögelein lebet in der Luft
Das nicht ein Liebchen hat,
Kein Blümlein ſtreuet ſeinen Duft
Dem nicht ein Bienlein naht.

Das Sternlein dort am Himmelsblau,
Das Wölklein küßt ſein Licht,
Und dort das Tröpflein Morgenthau
Tränkt es die Erde nicht?

So ſchaut die Liebe ſtill und mild
In's Schöpfungsall herein,
Dem Monde gleich, der rings erfüllt
Die Welt mit ſeinem Schein.

Und ich, der ich kein Liebchen hab'
Und Jede lieben muß,
Frag' hier zu Lande auf und ab:
Wer gibt mir einen Kuß?

2.

Im Walde.

Wenn ich mal recht vergnügt will ſeyn,
Lenk' ich zum Wald den Lauf,
Und ſpreche zu den Vögelein:
Nun ſpielt mir einmal auf!

Da geht das Muſiziren los!
Und, wie auf einem Ball,
Da tanzen die Zweige klein und groß
Zum luſtigen Liederſchall.

Und ſag' ich: „Tiſchlein decke Dich!"
Steht Beer an Beer ſchon da,
„Komm pflücke mich, komm iß Du mich!"
So ruft es fern und nah.

Gerade, wie im Paradies
Iſt das ein Leben doch!
Ich bin Herr Adam ganz gewiß,
Nur fehlt Frau Eva noch!

3.

Wanderung.

Jetzt nehm' ich meinen Wanderſtab,
Zieh' in die weite Welt,
Und ſinge froh Berg auf und ab
Und bleib', wo mir's gefällt;

Das heißt, wo's ſchönſte Mädchen iſt
Mit reinem, treuem Sinn,
Und das mich liebt und gerne küßt
Und fragt nicht, was ich bin.

Ich fürchte nur, mein Wanderſtab
Hält' nicht ſo lange aus,
Bis ich ein ſolches Mädchen hab',
D'rum bleib' ich hübſch zu Haus'.

4.

Im Frühling.

Der Garten aller Poeſie
Iſt wieder aufgeſchloſſen,
Und tauſend Lieder aus der Bruſt
Der jungen Erde ſproſſen.

Mit Liebchen tret' ich froh hinaus
Und heiß den Lenz willkommen,
Da kommt von Duft und Klang ein Meer
Entgegen mir geſchwommen.

Und während rings die Blümelein
Vom Hauch der Lüfte wanken,
Und ſingend ſich die Vögelein
An grüne Zweige ranken:

So küß' ich flink den Takt dazu!
Und bleibt es auf der Erden
Noch lange Lenz mit Duft und Klang,
Will ich ſchön taktfeſt werden.

5.

Unterſchied.

Daß ich nur ein einziges Liebchen gehabt,
Deß haſt Du Dich baß gewundert.
Nun freilich, Du warſt reicher begabt,
Du hatteſt deren wohl hundert.

Doch ſpott'ſt Du der Thräne, daß ſtill und ſchwer
Sie auf die Wange mir falle,
So wiſſe: Ich liebte die Eine mehr,
Als Du Deine hundert Alle.

6.

Antrag.

Was mir lodert tief im Buſen
Kann ich redend zeigen nicht,
Aber wohl könnt' ich es küſſen
Auf Dein holdes Angeſicht.

7.

An die Naſche.

Sie ſtehet, wie ein Kirchthum da,
Die Gluten d'rin ſind die Glocken,
Die ihre Prieſter fern und nah
Zum frommen Dienſte locken.

Der Ton, denk' ich, iſt klar und fein
Und lohnt ſich wohl der Mühen;
So will ich denn der Meßner ſeyn
Und brav die Glocke ziehen.

Konſtanz.

Frühling.

Von

Eduard Wegener.

Es herrſchte mit kryſtallner Krone
Der König Winter, ſtreng und alt,
Von der Gebirge ſtolzem Throne
Weit über Felder, Flur und Wald.
Stumm, finſter ſaß er da, und lauſchte
In's Thal hinab, die Au entlang,
Ob nicht der Bach vom Frühling rauſchte,
Ob nicht der Quell von Freiheit ſang.

Da kommt ein junger Burſch gegangen,
Ein friſches, freies, keckes Blut,
Hat in dem Arm die Zither hangen,
Und Blumen auf dem Wanderhut.
Sein Singen klingt ſo ſüß, ſo eigen,
Hin über Felſen, Berg und Kluft,
Und die Gedanken läßt er ſteigen
Als Lerchen in die blaue Luft.

„Wer kommt ſo kühn dort hergezogen?“
Der König Winter d'rauf zum Hain.
„O, ſperre mir den Demagogen
In Deine tiefſten Kerker ein!“
Kaum aber iſt der Frühling drinnen,
So regt ſich's in dem dunklen Hauch!
Und „Freiheit! Freiheit!“ ruft's nach innen,
Und „Freiheit! Freiheit!“ ſchallt's heraus.

Das Thal vernimmt's, die Wieſenfläche,
Der Winter ſieht erſchreckt hinab, —
Es werfen Anger, Strom und Bäche
Die Feſſeln des Tyrannen ab;
Des Frühlings wunderſüße Lieder
Von Freiheit tönen hell und laut,
Und „Freiheit, Freiheit!“ hallt es wieder
So weit der Ring des Auges ſchaut.

Der Winter bebt auf eis'gem Throne, —
Der Strom beginnt den freien Lauf —
Vom Haupt des Alten fällt die Krone,
Der Ton der Freiheit dringt herauf;
Und sieh, des Lenzes Farbe tragen,
Und stecken hoch die Wipfel aus,
Und Sang und Klang und Düfte jagen
Den Winter aus dem Land hinaus.

Berlin.

Deutsche Lieder.

1.

Seht Ihr den Käfer schwirren durch den Hain,
Den Adler nisten in des Baumes Wipfeln,
Seht Ihr den Sonnenstrahl auf Bergesgipfeln,
Das Mückenspiel im hellen Sonnenschein?
Das sind der Freiheit jubelnde Genossen,
Sie streben aufwärts, sorglos himmelan,
Und nur der kleine Mensch in seinem Wahn
Dünkt sich der Knechtschaft Kerkernacht entsprossen.

Auf Alpenfirnen wohnt der Gemsen Schaar,
Die Vögel fliegen südwärts in die Ferne,
Am Himmelsplan die Orionen Sterne,
Sie schmücken reich den blauen Weltaltar;
Dann auf den Alpen, in den luft'gen Reichen,
Dort wohnt die Freiheit wie am Himmelsplan,
Und nur der kleine Mensch in seinem Wahn
Dünkt sich geknechtet unter blut'gen Streichen.

Der Palmbaum trägt der Blätter stolzes Haupt
Frei zu des Himmels freiem Angesichte,
Und Deutschlands Eichenbaum und Deutschlands Fichte,
Des fernen Südlands Lorber, dicht belaubt;

Sie laſſen frei durch ihre Wipfel rauſchen
Den Zephyr wie den brauſenden Orkan,
Und nur der kleine Menſch in ſeinem Wahn
Siehl von Tyrannenknechten ſich belauſchen.

Durch Berg und Thal mit ſüßer Melodie
Treibt fürder frei das Bächlein ſeine Wellen,
Des Fluſſes Wogen, die zur Ferne ſchwellen,
Sie rauſchen laut der Freiheit Harmonie;
Die Meere brauſen frei in ihren Betten,
Frei ſegeln Maſſe durch den Ocean,
Und nur der kleine Menſch in ſeinem Wahn
Dünkt ſich geknechtet von Tyrannenketten.

Das edle Wort, in welchem Land es ſei,
Aus welchem Herzen jubelnd es gedrungen,
Das edle Lied, aus deutſchem Mund erklungen,
Es iſt im weiten Erdenrunde frei.
Des Geiſtes reiche, ſchaffende Gedanken
Zieh'n frei der edlen, großen That voran,
Und nur der kleine Menſch in ſeinem Wahn
Fühlt von der Knechtſchaft Feſſeln ſich umranken

Nur wenn er ſpielen kann mit Spott und Hohn,
Wenn er geſchmäht dem heil'gen Vaterlande,
Wenn er zerriſſen aller Sitten Bande,
Nur wenn er flucht auf König, Gott und Thron,
Nur wenn er knirſchend kann die Saiten ſchlagen,
Wie es ein Herwegh, Dingelſtedt gethan,
Dann glaubt der kleine Menſch in ſeinem Wahn,
Daß ihm der Freiheit lichte Fernen tagen!

2.

Ich bettle nicht!

Ich bettle nicht um Mädchenliebe,
Nicht um den Gruß aus schönen blauen Augen,
Nicht meines Herzens innerstes Getriebe
Will knechtisch ich in Weibertränen tauchen;
Ich will nicht fleh'n um einen Druck der Hand,
Nicht um den Kuß von schönem Mund mich härmen,
Ich will nicht betteln um ein Liebespfand,
Nicht mit dem Mondstrahl, mit den Vögeln schwärmen;
Doch will freiwillig sich ein Märchenarm
Herzinnig um des Dichters Nacken ranken,
Und bringen frische, blühende Gedanken
Mir über Nacht der Lieder frohen Schwarm,
Und will ein Weib mein stummes Leid versteh'n,
Mir ewig folgen, ein geliebter Schatten,
Will mich sein Kuß zum süßen Schlaf bestatten,
Dann brauch' ich betteln nicht zu geh'n!

Ich bettle nicht um Fürstengnade,
Nicht um das Lächeln gnäd'ger Excellenzen,
Nicht auf der Jugend blüh'nden Rosenpfade
Soll mir der Strahl der Ordenssterne glänzen:
Ich will nicht fleh'n um einen Hofrathstitel,
Bei Lebzeit nicht ein Monument mir bau'n,
Ich will nicht betteln bei den gnäd'gen Frau'n
Um einen reich gestickten Höflingskittel; —
Doch kann mein Lied, der Saiten schlichter Klang,
Auch in den Fürstenherzen wiederdröhnen,
Lauscht auch ein König willig meinen Tönen
Und wird bewegt von klagendem Gesang;
Folgt er in's bunte Zauberland der Feen
Auf stolzen Sängerfittigen getragen,
Läßt er mich frei die gold'nen Saiten schlagen,
Dann brauch' ich betteln nicht zu geh'n!

Ich bettle nicht um Lorberkränze.
Nicht um das Lob gedung'ner Rezensenten,
Dem Vaterland, dem neuerwachten Lenze,
Der Liebe bracht' ich meine Liederspenden;
Ich will nicht fleh'n um einen Dank der Welt,
Nicht nach der Ehrsucht stolzem Ziele stürmen.
Ich bettle nicht, wenn meine Asche fällt,
Um Glockenklang von meiner Heimath Thürmen. —

Doch rankt der Epheu, ſchlankes Immergrün
Einſt um mein Grab in inniger Verkettung,
Verkünden Roſen mir im Auferblüh'n
Des Geiſtes Auferſteh'n, der Seele Rettung,
Seht Ihr geſchmückt an meinem Grabſtein ſteh'n
Maiblumen friſch, des Lenzes erſte Gabe,
Und ſprießt ein Veilchen einſt aus meinem Grabe,
Dann brauch' ich betteln nicht zu geh'n!

3.

Die drei Burſche.

Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Sie ließen Deutſchland Deutſchland ſeyn,
Und ſtanden auf fränkiſchem Boden;
Ein Jeder der hatte ſein Ränzlein geſchnürt,
Darin er das Büchlein der Lieder führt
Voll ſchwerer Sonette und Oden.

Nun wandern ſie weiter: „auf nach Paris,
Dort lächelt der Freiheit Paradies!"
So redet der Eine zum Andern.
Und kaum als die Sonne ſich dreimal gewandt,
Vergaßen ſie Heimath und Vaterland
Wohl über dem Singen und Wandern.

Wer ihrer in Deutſchland mit Liebe gedenkt,
Die Seele, die ſcheidend mit Thränen ſich tränkt,
Des heimiſchen Friedhof's Cypreſſen;
Der Kindheit geſegneter heil'ger Altar,
Wo einſt ſie die Wiege zum Leben gebar.
's iſt Alles und Alles vergeſſen.

Nun zieh'n die drei Burſche zum Thore hinein,
Es leuchtet Paris in hellſonnigem Schein
Und flutet in wogenden Maſſen;
„Allons enfants!" ſchmettert des Pöbels Geſchrei,
Da treten die jubelnden Burſche herbei,
Die Heimath und Liebe verlaſſen.

Sie schmähen auf Deutschland mit wildem Gesang,
Sie folgen des Zornes gewaltigem Drang
Und lassen in Liedern ihn strömen;
Ist das wohl des Deutschen treuherzig Gemüth,
Sich draußen auf fränkischem Landesgebiet
Der Vaterlandserde zu schämen?

Die Sonne sinkt nieder in rosiger Pracht,
Die Bursche, sie schimpfen noch spät bis zur Nacht,
Und setzen sich fluchend zum Weine:
Der Franzmann hört es und glaubt es nicht,
Er wendet kopfschüttelnd sein Angesicht
Und läßt die drei Bursche alleine.

4.

Was ist die Freiheit?

In öder Wüste, wo kein Blatt sich regt,
Kein Silberbach die Wellen südwärts trägt,
Wo heiß die Sohlen über'm Sande brennen,
Dort geht's zum Land, zum gold'nen Zauberfeld,
Oasen gleich, ein Paradies der Welt,
Dort geht's zum Land, das wir die Freiheit nennen.

Der Palmbaum, der in blauer Luft sich wiegt,
An dessen Stamm sich sanft die Rebe schmiegt,
Du rüst'ger Wand'rer wirst den Palmbaum kennen;
Er ragt, umglüht vom heißen Sonnenschein
Frei in des Himmels Aethermeer hinein,
Das ist der Baum, den wir die Freiheit nennen.

Der Berg im fernen, fernen Morgenland,
Der trotzig himmelwärts sein Haupt gewandt,
Wo Wolken tobend sich von Wolken trennen,
Das ist der Berg, den freie Luft umweht,
Der, ein Koloß in Sturm und Wettern, steht,
Das ist der Berg, den wir die Freiheit nennen.

Der Traum, der koſend in der Jugendzeit
Mit duft'gem Blütenmeer uns überſchneit,
Wenn wir begeiſtert ſtolz nach Thaten brennen,
Der gold'ne Traum in lauer Frühlingsnacht,
Aus dem die Jugendbruſt ſo bald erwacht,
Das iſt der Traum, den wir die Freiheit nennen!

5.

Lebendig todt.

Du haderſt mit dem todten Ritter
Und ſchmähſt ſein glänzend Wappenſchild,
Ziehſt, ein verheerend Ungewitter,
Auf ſeiner Fluren friedlich Bild.
Dem todten Geiſt gebührt nicht Schmach.
Nein, nur des Mannes heiße Thräne,
Du weinſt ſie keinem Todten nach:
De mortuis nil nisi bene!

Was Du am Schweizerſeegeſtade
Geflucht und in den Wind geſchrien,
Dünkt Dich im Traum die Iliade,
Vor der die deutſchen Völker knien.
Bald aber ſterben wie der Hauch
Des freien Sängers Jubeltöne,
Und Alles ſchweigt nach altem Brauch:
De mortuis nil nisi bene!

Du zürnſt, daß unter ſtolzen Palmen
Der todte Ritter ſich erging,
Daß nicht auf freien Schweizeralmen
Er ſeinen Sänger heiß umfing;
Du thatſt wie er und zogeſt fort
In's fremde Reich zum Strand der Seine, —
Und biſt nun todt mit Deinem Wort:
De mortuis nil nisi bene!

Du sagst, nicht jede Fürstenreise
Ist des Homeros Odyssee,
So höre, jedes Sängers Weise
Ist nicht der Wahrheit Epopöe,
Dein Pegasus verschied im Flug,
Er schüttelt nicht mehr seine Mähne,
Sein Lorber ist das Leichentuch:
De mortuis nil nisi bene!

Der todte Ritter ließ in Frieden
Dich sammt dem gold'nen Saitenspiel.
Es trieb ihn fort zu Pyramiden,
Fort auf des Weltmeers freien Kiel;
So laß den todten Geist in Ruh
Und zeige nicht ihm Deine Zähne,
Nur an den Wahlspruch denke Du:
De mortuis nil nisi bene!

Du bist, ein Lebender, gestorben,
Und sangst Dir selbst Dein Schwanenlied,
Du hast Dir nicht den Ruhm erworben,
Daß man an Deinem Grabe kniet.
Nun denn, so nimm mein: Gute Nacht
Und eines Deutschen Herzens-Thräne,
Bis einst Dein Saitenspiel erwacht:
De mortuis nil nisi bene!

6.

Arm und Reich.

Ich zog, ein Wand'rer, über Berg und Thal,
Leicht aufgeschürzt, den Stab in meiner Rechten.
Mein Reichthum waren Lieb' und Sonnenstrahl,
Und auf dem Hut die grünen Epheuflechten;
Mein einzig Gut war Liebchens Blumenstrauß,
Ihr freundlich Bild am rosenfarb'nen Bande, —
Arm zog ich fort aus meinem Vaterhaus
Und kehrte reich zurück zum Heimathlande.

Ich kam zum Wald, der Morgen war so kühl,
Des Jägers Kinder spielten in den Hainen,
Rasch war ich dort, ich schaute zu dem Spiel
Und herzt' und küßte bald die lieben Kleinen.
Das Bild der Unschuld nickte freundlich mir,
Daß Thränen bald aus meinen Blicken rannen,
Arm zog ich ein in's grüne Waldrevier
Und ging, ein reicher Wanderer, von dannen.

Auf hohem Berg, wo kalt die Schneeluft weht
Lugt' ich neugierig in des Hüttchens Fenster,
Der Vater sprach ein einfach Tischgebet,
Um ihn die Kinder, bleich wie Nachtgespenster;
Sie theilten hung'rig dann ihr letztes Brod
Und führten weinend jedes Stück zum Munde, —
Arm stieg ich auf zum Berg im Morgenrot,
Und kehrte reich zurück zum Thalesgrunde.

Ich stand gelehnt am schimmernden Palast,
Dort klangen Pauken wirbelnd und Trommeten,
Dort ward geschwelgt im Glück, im Wein gepraßt,
Mich trieb's, zum Fenster lauschend hinzutreten;
Da sah ich Lust und Leben für und für,
Doch Gram und Schmerz in allen starren Blicken. —
Arm trat ich hin zu des Palastes Thür,
Und wandte reich dem stolzen Haus den Rücken.

Zum stillen Friedhof, wo Cypressen steh'n,
War ich gewandert in des Morgens Frühe,
Da scholl vom Kirchthurm klagendes Getön,
Die Kunde, daß ein Menschenherz verblühe.
Am frischen Grabe stand ein armer Mann,
Dem sie sein Weib in kühle Erde scharrten. —
Arm trat ich hin zum Grab' und wankte dann
Reich aber weinend aus dem Friedhofsgarten.

Ich trat in's Kämmerlein um Mitternacht,
Der düst're Lampenschein wirft blasse Schatten.
Da liegt ein krankes Kind, die Mutter wacht
Um bald zum ew'gen Traum es zu bestatten;

Sie weint und betet, kniet am Bett und fleht,
Und will vergeh'n in ihrem stummen Leide, —
Arm trat ich hier an's kleine Krankenbett,
Und zog, ein reicher Wand'rer, in die Weite.

So zog ich rastlos durch die weite Welt,
Leicht aufgeschürzt, den Stab in meiner Rechten,
Mein Reichthum war das blaue Sternenzelt,
Der leichte Hut mit grünen Epheuflechten;
Mein einzig Gut war Liebchens Blumenstrauß,
Ihr freundlich Bild am rosenfarb'nen Bande, —
So zog ich arm aus meinem Vaterhaus,
Und kehrte reich zurück zum Heimathlande!

7.

Das deutsche Liebchen.

Was soll das Schwert an meiner Seite,
Das Schlachtpanier in meiner Hand,
Ich ziehe nicht zum blut'gen Streite,
Der Freiheit Kämpfer, wuthentbrannt;
An meines deutschen Liebchens Thronen
Schwör ich zur Fahne, lustbewegt,
Da prasseln donnernd die Kanonen,
Wenn uns ein Kuß zum Himmel trägt.

Was soll ich mit dem Feinde hadern,
Voll Zorn ihm gegenüber steh'n,
Nicht mit den metzelnden Geschwadern
Will ich zum blut'gen Kampfe geh'n;
Wenn ich mein deutsches Liebchen sehe,
Fällt mir ein schönres Leben ein,
Ihr Herz soll meine Siegstrophäe
Und „Liebe" die Parole seyn.

Doch ſchmachtet einſt in fremden Banden
Das heil'ge deutſche Vaterland,
Wird deutſches Völkerglück zu Schanden,
Das in der reichſten Blüte ſtand,
Dann tret' ich mit zum großen Haufen
Und, mir ein ſchönres Weib zu frei'n,
Laß ich mein deutſches Liebchen laufen
Und ſchlage mit dem Schwerte d'rein!

8.

Rheinlied.

Herr Niklas Becker ſprach vom Rhein:
Sie ſollen ihn nicht haben!
Da fällt mir juſt beim Trinken ein,
Sie ſollen wohl ihn haben;
Er trag' nach Frankre'ch ſeine Flut
Und kühle das Franzoſenblut,
So ſollen ſie ihn haben!

Und wenn ſie gar ſich heiſer ſchrei'n,
Wie beutegier'ge Raben,
Dann ſollen ſie im dunklen Rhein
Sich ihre Kehlen laben;
Herr Franzmann, wie behagt der Tauſch,
Rheinwaſſer ſtatt Champagnerrauſch,
Wollt' Ihr den Rhein noch haben?

Und leidet 'mal das Fränkſche Volk
An Sehnſucht nach dem Rheine,
Kann machen wie die Wetterwolk'
Sie ſtracks ſich auf die Beine;
Und jede fränk'ſche Kreatur
Braucht flugs dann eine Waſſerkur
Im freien deutſchen Rheine.

Da singen nun von früh bis spät
Die Dirnen und die Knaben:
„Und wenn die Welt zu Grunde geht,
„Sie sollen ihn nicht haben!“
Ich aber schreie lustig d'rein:
„Laßt uns nur seinen Feuerwein,
„Das Wasser soll'n sie haben!“

9.

Das Buch.

Ich schlug das Büchlein der Erinnerung auf,
Da stand von heil'ger Engelshand geschrieben,
Was mich umlacht in meinen Jugendtagen,
Das Paradies vergang'ner Seligkeit.
Und weinend, daß der schöne Traum entschwunden,
Schlug ich das Büchlein der Erinn'rung zu,
Und wag' es nimmermehr, darin zu blättern.

Ich schlug das Buch der Wahrheit zitternd auf,
Und sie enthüllte mir des Lebens Schleier,
Sie führte mich zu menschlichen Gebrechen
Und zu der schönen Lüge dieser Zeit.
Und weinend, daß das Leben mich betrogen,
Schlug ich das Buch der Wahrheit wieder zu,
Und wag' es nimmermehr, darin zu blättern.

Ich schlug das Buch des Elends zagend auf,
Da war die Schrift verwischt von tausend Thränen,
Armuth, Verzweiflung, Leidenschaft und Kummer,
Sie hatten dort ihr tröstendes Asyl.
Und weinend über Menschenqual und Leiden
Schlug ich das Buch des Elends wieder zu,
Und wag' es nimmermehr, darin zu blättern.

Ich schlug das Buch der Freiheit jubelnd auf,
Da grüßten mich bekannte, schöne Klänge,
Sie trugen mich empor auf Adlerflügeln,
Bald aber sank ich in die Nacht zurück.
Und weinend, daß sie nicht auf Erden wohne,
Schlug ich das Buch der Freiheit wieder zu,
Und wag' es nimmermehr, darin zu blättern.

Ich schlug das Buch der Weisheit muthig auf.
Da thürmten Berge sich von Wissenschaften
Und gold'ne Lehren zahllos auf einander,
Daß bald gelähmt mir sank der kühne Muth.
Und weinend über mein armselig Wissen,
Schlug ich das Buch der Weisheit wieder zu,
Und wag' es nimmermehr, darin zu blättern.

Ich schlug das Buch der Liebe hoffend auf,
Da küßten Engel sich, und ihre Arme
Verschlangen sich in seligem Entzücken
Zum Bund des Glücks, der fernen Ewigkeit.
Und weinend, daß ich nicht den Traum gefunden,
Schlug ich das Buch der Liebe wieder zu,
Und wag' es nimmermehr, darin zu blättern.

10.

Dichterlohn.

Ich dichte nicht um königlichen Preis,
Nicht um das Lob von Millionen Zungen,
Wenn ich ein einfach deutsches Lied gesungen;
Ich buhle nicht um grünen Lorberreis,
Nicht nach Palästen und nach Königsthronen,
Nicht in des Reichthums prachtbeladnen Saal
Zieht mich das Herz mit seiner stummen Qual,
Nur in der lieben Heimath will ich wohnen!

Dem Gaukelspiel des Lebens laßt mich fern,
Nur in der Einsamkeit geweihten Räumen
Will ich von künft'gen gold'nen Tagen träumen,
Nicht von Brillanten und vom Ordensstern;

Nicht mit den Vögeln will ich südwärts fliegen,
Nur in der Heimath sei mein Paradies,
Das mir den Himmel meines Lebens ließ,
Mich an das Haupt der Liebe sanft zu schmiegen!

In weite Länder sei mein Lied gestreut,
In fernen Bergen soll es wiederhallen,
Soll in Palästen und in Hütten schallen,
Und dann versinken in das Grab der Zeit;
Nicht Lorberkränze soll's zur Heimath bringen
Und nicht den Schatten einer todten Pracht,
Nur bei Cypressenzweigen in der Nacht
Soll es als Schwanenlied des Dichters klingen.

Und stirbt das Lied mir in der todten Brust,
War nicht ein König lächelnd mir gewogen,
Ward ich um Heimath und um Glück betrogen,
Hat nie mein Herz von einem Dank gewußt,
Und grünte Lorber nicht an meinem Heerde,
Sagt mir der Abend, daß ich scheiden muß,
Dann reiche Liebe mir den letzten Kuß
Und bette sanft mich in die Heimatherde!

Magdeburg. E. O. Sternau.

Lieder.

I.

Laß in Deines Blickes Milde
Mich ruh'n, in sel'gem Traum versenkt,
Und schauen, wie mit eig'nem Bilde
Dein liebes Auge mich beschenkt.

Laß träumen mich, daß Deiner Seele
Mein Glück wie Du mir, theuer ist —
Und trügt mein Hoffen — o verhehle
Den Irrthum mir noch kurze Frist!

Oft brachte Täuschung mir das Leben,
Der Liebe hatt' ich längst entsagt —
Du hast die Hoffnung mir gegeben,
Daß sie auch mir noch einmal tagt.

Wie stark, von Deinem Arm umwunden,
Schau' ich auf Leiden, auf Verlust;
Doch jedes Glück, das ich empfunden,
Empfind' ich neu an Deiner Brust.

Den heil'gen Schauer fühl' ich wieder
Wie einst bei'm Abendglockenklang,
Bei'm Jubelton der Frühlingslieder,
Der jauchzend durch die Lüfte drang.

Der ersten Liebe hoffend Bangen,
Der Wonnerausch der ersten Glut
Entflammt, gelehnt an Deine Wangen,
Noch einmal den erlosch'nen Muth.

Aus Deinen lieben, frommen Zügen
Les' ich der Hoffnung Himmelslicht;
Ach, laß die Hoffnung mich betrügen,
Nur störe mich im Träumen nicht!

Und laß in Deines Blickes Milde
Mich gläubig ruh'n noch kurze Frist,
Und wähnen, daß in meinem Bilde
Dein Aug' des Herzens Spiegel ist.

2.

Wer singt in dunkler Sommernacht
Sein liebeschmachtend Lied
Am Hause, wo ich oft gewacht,
Eh' ich die Falsche mied?

Ihr Fenster glänzt vom matten Licht —
Sie kommt, sie öffnet sacht —
Still lauscht ihr süßes Angesicht,
Wer ihr den Gruß gebracht.

Die Töne schwellen, lauter klingt
Des Liedes Melodie —
Er denkt wohl, der das Lied ihr bringt,
Vor ihm geschah das nie?

Ahnt nicht, daß schon an ihrer Brust
Ein And'rer Glück genoß,
Um den sie auch in heißer Lust
Die weichen Arme schloß?

Wie brennend klagt der Sehnsucht Schmerz
Aus seinem Lied hervor —
Geduld, auch Du gewinnst ihr Herz,
Das oft sie schon verlor.

Sie zaudert noch, sie steht und harrt —
Wird sie herab nicht geh'n?
Uns, die sie längst vor ihm genarrt,
War Bess'res doch geschehn.

Da bricht der Mond hervor und hell
Erglänzt sein weißes Licht —
Was fährt sie doch zurück so schnell,
Das Tuch vor'm Angesicht?

Was sendet sie, wie festgebannt
Den Blick zu mir hinan?
Hat sie den alten Freund erkannt,
Dem sie so weh gethan?

Leipzig.

Theodor Apel.

Am St. Wolfgangs-See.

I.

Der See.

Tief in des Thales Felsenschooße ruht
Im Tannengrün des See's schmaragd'ne Flut,
Ein ungetrübter, riesiger Spiegelplan,
Auf dem sich wiegt mein leichtgebauter Kahn. —
Vom Sturm der Menschenwogen keine Spur, —
Nichts störet hier den Sabbath der Natur;
Der einz'ge Ton, der durch die Lüfte zieht,
Sind Ruderschläge und der Vögel Lied. —
Und unter mir im See so klar und mild,
Dort badet sich der Landschaft reizend Bild;
Das Vorgebirg, St. Wolfgangs alter Thurm,
Mit seiner Stirn gebleicht im Zeitensturm, —
Der Falkenstein, von dessen Felsenwall,
Mich fröhlich grüßt der laute Wiederhall;
Der Schafberg, dessen Stirn der Himmel küßt,
Die Felsenreih' die links den See umschließt,
Die blaue Fernsicht in die Alpenwelt,
Und drüber hin das heit're Sternenzelt:
Dieß alles spiegelt Deine klare Flut
O See! auf dem entzückt mein Auge ruht;
Und trinkt die Strahlen Deiner Schönheit, die
Das Herz berauscht, entflammt die Phantasie.

II.

Mein Herz.

O Herz, mein Herz! Du tiefer düst'rer See,
Mit Deinem Wogenschlag von Lust und Weh',
Mit Deinen Klippen, Deinen Stürmen Du,
Du kanntest nie die Segnungen der Ruh',
Des Friedens, dessen mildes heit'res Bild,
Die tiefen Fluten dieses See's erfüllt! —
Dein sturmgebroch'ner Spiegel strahlt zurück
In Trümmern meiner Jugendtage Glück; —
Die Gegenwart, die trüb um Dich sich thürmt,
Um die der Kampf der Leidenschaften stürmt,
Verschließt die Fernsicht Dir auf Glück und Ruh'; —
D'rum stürme nur mein Herz, nur immer zu!
Einst legt Dein Sturm sich doch, wenn See und Flut
Im Schooß der Ewigkeit begraben ruht.

III.

Das Lied der Niren.

Hier in der stillen, dunkelgrünen Flut,
Geschützt vor dem Geschoß der Sonnenglut,
Ist unsre Heimath ruhig, tief und kühl
In Krystallhöhlen fern vom Weltgewühl. —
Die Leidenschaften, die das Menschenherz
Dort schwingen machen zwischen Lust und Schmerz,
Verlodern hier in ungetrübter Ruh; —
D'rum komm zu uns, Du müder Pilger Du!
Hier pocht Dein Herz den Schmerz des Lebens aus;
O komm herab in unser stilles Haus!

Komm her! — Gib auf des Lebens schaalen Lauf!
Wir nehmen Dich mit off'nen Armen auf;
Wir drücken Dich an unsern Busen, und
Wir küssen Deinen schmerzumzuckten Mund.

O komm herab! — Und wenn das Lilienlicht
Des Mondes sich in unsern Fluten bricht,
Da spielen wir mit Dir am Silbersand
Des Ufers; und wo sich die steile Wand
Des Felsens hebt, dort singen wir ein Lied,
Von Liebessehnen schwermuthsvoll durchglüht.
Es lullt Dich ein, es wiegt Dich ein zur Ruh';
D'rum komm herab, Du müder Pilger Du!
Hier pocht Dein Herz den Schmerz des Lebens aus
O komm herab in unser stilles Haus!

IV.

In der Kirche.

Wir stiegen bei dem kleinen Städtchen aus,
Und gingen in das alte Gotteshaus;
Das auf des Felsens Scheitel hingebaut,
Auf Land und See so freundlich niederschaut.
Wir traten in das Kirchlein, es verschlang
Die Stille just den letzten Orgelklang.
Nur hin und wieder hob ein Seufzer sich
Aus tiefer Brust; und nach und nach erblich
Der Kerzen Schimmer auf dem heil'gen Schrein;
Die Frommen gingen, — und ich war allein.

Und sinnend trat ich vor den Altar hin,
Den einst der Väter kindlich frommer Sinn,
Mit vieler Kunst, mit Schnitzwerk reich verziert,
Zum Preis der heil'gen Jungfrau ausgeführt.
Und wie ich sinnend stand, und prüfend wog
Der Väter frommen gläub'gen Sinn, da zog
An meinem Geist vorbei der grelle Streit
Der Gegenwart mit der Vergangenheit.

* * *

O Vater! lehre mich vor dem Altare
Den Du erwählt zum Lieblingsaufenthalt,
Wie Priester sagen. — In dem Sturm der Jahre,
Ward von der Sitten ändernden Gewalt
Der Väter gläubig frommer Sinn verschlungen;
Der Pfeiler alter Satzungen zerbrach;

Die Pſalme alter Andacht ſind verklungen,
Der alte Glaube folget ihnen nach. —
Und neuerer Ideen Flammen zünden
Am Geiſteshorizont; — in Angſt erwacht
Frägt Dich mein Geiſt: was ſollen ſie uns künden?
Wird's tagen Vater? oder wird es Nacht?

Unglaub' und Zweifel wie Kometen gleiten
Mit grellem Lichte auf dem Himmelszelt
Des Glaubens, Vater, iſt das Maß der Zeiten
Schon voll? Naht ihrem Untergang die Welt?
Oder willſt Du ein neues Zion bauen,
Ein Reich des Lichts, wo jeder Hülle fern,
Die Völker ſollen Deinen Willen ſchauen;
Wo ewig glänzen ſoll der Wahrheit Stern?
Und jene Lichter, die wir flammen ſehen,
Verkünden ſie der alten Sonne Tod?
Verkünden ſie der neuen Auferſtehen?
Iſt es ein Nordlicht? Iſt es Morgenroth?

* * *

Ich harrte lang auf eine Antwort, und
Vergebens! — Keine Stimme gab ſie kund.

V.

An Sie.

O wär'ſt Du hier! und Dein entzückter Blick,
Flög' einer Taube gleich, hin und zurück
Durch dieſes Eden; o dann möcht' ich hier
Ein Hüttchen bauen, Liebchen Dir und mir.

Doch Du biſt fern, vielleicht auch ewig fern!
Wie dort am Himmel jener bleiche Stern
Den Fluten hier, die jetzt ſein zitternd Bild, —
Wie Du mein Herz, — mit ſeiner Pracht erfüllt.

Doch in der Ferne auch Dein eigen ganz,
Weih' ich Geliebte hier, Dir einen Kranz
Von Blüten ewig frisch, und ewig jung,
Gepflückt im Garten der Erinnerung!

Der Kirchthurm.

Siehst Du das Kirchlein ragen
Aus düst'rer Tannen Kranz,
Dort auf dem Berge oben
Im abendlichen Glanz? —
Hoch, zackig aufwärts strebet
Sein altersgrauer Thurm:
Um den bald Weste kosen,
Bald tobend heult der Sturm.

Der Thurm, der blickt so freundlich
In's langdurchglühte Thal;
Das durstend jetzt sich labet
Am jungen Sonnenstrahl.
Blickt freundlich auf die Hütten,
Die in dem Thale steh'n;
Um die der Bäume Blüten
Gleich Freudenwimpeln weh'n.

Er blickt hinab so freundlich,
Weil in der rauhen Brust
Ihm schlägt ein Herz, das fühlet
Des Menschen Schmerz und Lust.
Denn was der Thalbewohner
An Freud' und Leid erlebt,
Dafür im Mitgefühle
Sein ehern Herz erbebt.

Dem Kinde neugeboren, —
Wenn man zu seinem Bund
Mit Gott und seinen Brüdern,
Am Taufaltar den Grund,
Nach alter frommer Sitte
Dort in dem Kirchlein legt: —
Mit freudevollem Beben
Sein Herz entgegenschlägt.

Wenn d'rauf der kräft'ge Jüngling,
Die aufgeblühte Maid,
Am Traualtare schwören,
Den inhaltschweren Eid:
Vereint zum Grab zu pilgern,
Zu theilen Lust und Schmerz;
Da pocht in rascher'n Schlägen
Des Thurm's metallnes Herz.

Und wenn den müden Pilger
An seiner Reise Ziel,
Der Freunde Hand gebettet
Im Grabe tief und kühl:
Wenn man ob seinem Hause
Das Erdendach erhebt;
In leisen Trauerschlägen,
Das Herz des Thurmes bebt.

D'rum ist mir auch der Thurm dort
Auf jenem Berge werth;
Ich habe treue Freundschaft
Stets für sein Herz genährt.
Und hör' ich seine Schläge,
Da pocht mit, auch mein Herz;
Im rascher'n Takt für Freude,
Im leiseren für Schmerz.

Trient. Frommberg.

Am Rhein bei Konſtanz.

Die Sonne ſinket roth hinab
Taucht blut'gen Flammenſchein
In feuchtes Wolkengrab,
Dumpf rauſcht der Rhein.

Die Weide ſeufzt im kalten Hauch
Des Abendwind's, vom Moor
Qualmt fahler Nebelrauch
Zur Höh' empor.

Was ſchäumſt Du an der Brücke auf,
O Strom im Wirbeldrang?
Was brauſt Dein wilder Lauf
Wie Hochgeſang?

O wecke nicht die Helden dort,
Vergeſſen wie ihr Streit,
Wird einſt zur That das Wort,
Dann iſt es Zeit!

Was hemmſt Du Deine raſche Flucht
So ſcheu am ſchilf'gen Strand?
Erkennſt Du noch der Bucht
Befleckten Sand?

Enteil', nicht Scheiterhaufenglut
Flammt praſſelnd himmelan,
Nicht Aſche ſtopft und Blut
Mehr Deine Bahn!

D'rum rauſche hin, drückt manches Joch
Noch Deinen Nacken ſchwer,
Eil hin, bald ſchäumſt Du doch
Im freien Meer!

Konſtanz. C. Kaiſer.

Gedichte von Minna.

1.

Nur Einmal.

Nur einmal ſeh'n und dann die ew'ge Nacht!
Dann weiß ich doch wie ſchön die Blumen blühen,
Wie Roſenwolken durch den Aether ziehen,
Wie herrlich dort die gold'ne Sonne lacht.
Ach ſeh'n ein einzig Mal — dann ew'ge Nacht!

Nur einmal ſingen und dann ewig ſtill!
Dann ſah ich doch mein Lied die Herzen rühren,
Aus ſtrömt der Quell — er wird zum Strom' — entführen
Wird er mein Herz, wohin es will.
Ein einzig Lied und dann auf ewig ſtill!

Nur einmal frei — dann reicht die Kette her!
Dann hob' ich einmal doch kühn zu den Höhen
Das ſtolze Haupt, wo nicht die Dünſte wehen
Des Wahns, die Mauer hemmt den Blick ſo ſehr —
O einmal frei und dann die Kette her!

Nur einmal lieben und dann ſtill o Herz!
Dann hab' ich doch die heil'ge Weih' empfangen,
Das Leben heiß mit einem Kuß umfangen,
Dann nehm' ich Deinen Schleier gern o Schmerz!
Nur einmal lieben und dann ſtill mein Herz!

2.

Die Kapelle.

Mein Herz iſt eine Kapelle,
Sie ſteht verborgen, allein;
Die ewige Ampel der Liebe
Verklärt ſie mit roſigem Schein.

Die Glocken ſind meine Lieder,
Sie rufen zum ſtillen Altar,
Die Betenden ſind die Gedanken
Und gläubig und fromm iſt die Schaar.

Das Weihewaſſer, die Thränen,
Benetzet ſie, wenn ſie ſich neigt,
Und wenn ſie erhebet die Blicke
Ein heilig Mirakel ſich zeigt.

Das iſt Dein Auge voll Strahlen,
Das weiht zur Kapelle mein Herz;
Der Prieſter, ertheilend den Segen,
Du haſt ihn geſandt — iſt der Schmerz.

3.

Sonntag.

Heut' iſt es Sonntag mir im Herzen,
Erfüllt iſt es von heil'gem Licht;
Die Wundenmale alter Schmerzen
Verklären ſich und bluten nicht.

Ein feierlich und hell Geläute
Ertönet, wie in heit'rer Luft,
Das alle, alle Weſen heute
Zu einem ſchönen Sabbath ruft.

Im kleinen Raume weite Hallen
Eröffnen ſich, die zu empfah'n
Die meine Glocken hörten ſchallen
Und ſich des Tempels Schwelle nah'n.

Und fragt ihr, wo die Menge bliebe,
Erſchiene ſie im Kirchlein klein?
O ſorget nicht! der Bau der Liebe
Wird nicht zu eng für Alle ſeyn!

O kommt! es harrt Euch zu vereinen,
Ein Liebesmahl im Altarſchrein,
Und die ihr kommt allein, mit Weinen,
Ihr ſollt geliebt vor Allen ſeyn!

A . . .

Das rheiniſche Mädchen.

Die Wogen ſprüh'n — das Segel weht —
Auswand'rer zieh'n vom Rhein.
An hoher Burg ein Mädchen geht
Und ſingt im Abendſchein.

Was ſoll ich in die Fremde zieh'n,
Die Heimath iſt ſo ſchön,
Wenn grün der Berg, wo Reben blüh'n,
Und linde Lüfte weh'n.

Wenn hoch am ſtillen Himmelblau
Das Gold der Traube reift,
Durch Morgenduft und friſchen Thau
Zur Burg der Wand'rer ſtreift

Fern ſagt ihr liegt des Glückes Bahn,
Mein ſtilles Herz ſpricht: nein.
O laßt mir dieſen ſchönen Wahn,
Trübt nicht mein Glück am Rhein.

Wo liegen Städte, Perlen gleich,
Wie hier am Ufer grün?
Wo zieht ein Strom ſo ſegelreich
Durch Blumenborde hin?

Nicht in die Fremde zög' ich fern,
Ich lieb' mein Heimathland,
Wo mich ein ſchöner Burſche gern,
Wo ich die Liebe fand.

Zieht hin! zieht hin! ſucht fern das Glück,
Wo reich're Länder ſind,
Ich bleib an meinem Rhein zurück,
Obſchon ein armes Kind.

Hanau. Hammerſchmidt.

Nachtlieder

von

Theodor Deichmann.

1.

Sieh'! es geht der Mond der leiſe
An dem Himmel auf,
Luſtig gaukelnd ſchwimmt ſein Bildniß
Auf des Fluſſes Lauf.

Und es quillet heil'ger Frieden
In dem Herzen mild,
Auf die gaukelnden Gedanken
Hauchet er ſein Bild.

2.

Durch die ſchwarzumflorten Berge
Grollt der Donner dumpf und bang,
Blitze ſchreiben heiße Lieder
Auf den wolkigen Verhang.

Ein Titan voll Leidenſchaften
Raſ't der Wildbach durch die Kluft,
D'rüber her mit wüſtem Sange
Jauchzen Stürme durch die Luft.

Manchmal lauſcht ein einſam Sternchen,
Zag wie banges Mutterherz,
Auf dieß wilderregte Kämpfen
Wie in wehmuthsvollem Schmerz.

3.

Auf dem glanzverſchnei'ten Gipfel
Liegt des Mondes weiße Blüte,
Seltſam huſcht es durch die Wipfel,
Wie die Ahnung durch's Gemüte.

Von dem grauen Alpenhorne
Klinget leis der Quell hernieder,
Träumend von dem Mutterborne
Weint er ſeiner Wehmuth Lieder.

Stille iſt's im Buſen worden,
Sinnend ruh' ich in dem Hage,
Von der Heimath fern im Norden
Träum' ich eine Jugendſage.

Mägdleins Traum.

Das bleiche Mädchen ſchlummert ſüß,
Der ſchwere Kummer floh;
Sie hat gar einen lieben Traum,
Deß' wird ſie innig froh;
Der Buhle naht ſo ſtolz und lind,
Er ſpricht zu ihr in Liebe:
Mein theures Herzenskind! —

Er legt die Hand ihr auf die Bruſt,
Sie ſchauert wonnig auf,
Er ſchmeichelt ihr, er koſ't mit ihr
Und küſſet ſie darauf:
Sei ſtill, mein Herz und weine nicht! —
Ich wollte Dich nur prüfen —
Dich laß ich ewig nicht.

Und ſie hierauf: Du trauter Mann,
Mein Hort, mein Morgenſtern!
Wohl Morgens früh, wohl Abends ſpat
Gedacht' ich meines Herrn.
Der Gram war — ach! — ſo lang und bang;
Ich weinte bitt're Zähren

Und er darauf: ſei freudenvoll!
Drück' in das Haar den Kranz
Von Myrthen grün und Röslein roth, —
Ich führe Dich zum Tanz;
Ein gold'nes Ringlein ſchenk' ich Dir
Zu unſ'rer luſt'gen Hochzeit,
Ein Kleid mit Schmuck und Zier.

Still iſt die dunkelblaue Nacht
Und iſt ſo ſchwül, ſo heiß,
Jasmine geben üpp'gen Duft,
Der Liebſte flüſtert leis;
Und leiſe ſchlingt er ſie und warm;
Das Mägdlein weint und lächelt
In ihres Buhlen Arm.

Und als der Morgen neu erſtrahlt,
Erwacht die ſchöne Maid;
Der Traum der geht, in ihrer Bruſt
Wird wach das alte Leid:
Ach! er iſt fern und denkt nicht mein! —
Sie ruft's und ringt die Hände
Und ſchluchzt in ſich hinein.

Gedichte

von

Feodor Löwe.

Verklungene Sagen.

Im alten Schloßhof an des Thurmes Fuß,
Von dem einſt freudig wehten die Standarten
In's tiefe Thal den ritterlichen Gruß,
Auf den die Vorzeit ihre Schauer gießt,
Wo hoch die Mauer trotzt, aus deren Scharten
Kein Schütze mehr die ſichern Bolzen ſchießt,
Läßt ſich des Tags Verdämmern ſchön erwarten.

Kühl von den Bergen weht hieher die Luft,
Melodiſch ſäuſelnd um die jungen Loden —
Es athmet hier ein ſüßer Tannenduft,
Der Träume bringt und die Erinn'rung weckt.
Nur zögernd tritt der Wand'rer dieſen Boden,
Da ihn des Echo's Klageruf erſchreckt,
Als höre er die Stimmen großer Todten.

Hier — klingt die Sage — brach den Treueſchwur
Dem Ritter einſt die ſchönſte aller Damen,
Und gab ihr Herz dem ſchlanken Troubadour,
Der feurig pries mit holdem Liederton
Der Herrin Mühe, ihren ſanften Namen
Der ſeiner Lippe einmal raſch entflohʼn,
Zu böſer Frucht gereift den böſen Samen.

Betrog'ne Liebe iſt ein dunkler Wein,
Der glüh das Blut durch alle Adern jaget,
Den Geiſt entflammt zu tollen Raſerei'n! —
Des Ritters Stahl zerreißt das Sängerherz, —
Die Zither ſpringt, wenn Ihr zu heftig ſchlaget, —
Leicht bricht ein zartes Frauenherz der Schmerz,
Nur kurze Zeit und es hat ausgeklaget.

Und weiter ſpricht die Sage: daß vom Blut
Des Sängers hier die wilden Roſen ſprießen,
Ein blühend Bild der ſüßen Liebesglut; —
Daß alle Thränen, die ihr Aug' geweint,
Als ſie zur ſtillen Gruft ihn niederließen,
Die treue Liebe unauflöslich eint,
Als Wellen dort von jenem Felſen fließen! —

Wie iſt die Herrlichkeit verrauſcht, verglüht!
Von jenen mittelalterlichen Tagen,
Da noch der Liebe ſchöner Mai geblüht!
Da ſchwertumgürtet, froh der Troubadour
Sein kühnes Lied von Schloß zu Schloß getragen —
Von alle dem zerfall'ne Burgen nur,
Die düſter auf den hohen Bergen ragen.

Die Sonne ſank! — ſo ſank in dieſer Zeit
In's Meer des Zweifels jeder fromme Glaube,
Für den man ſonſt gezogen in den Streit.
Die Sage ward — das wunderliebe Kind —
Der beſſeren Erkenntniß längſt zum Raube,
Man ſtürzt die Tempel, zieht frech und blind
Die Gottheit ſelbſt hernieder zu dem Staube.

Ave Maria.

Still liegt der See im Abendroth;
Im nahen Kloſter zum Gebet
Zieht jetzt der Glöckner fromm am Strang,
Und leiſe, wellenüber, weht
Der Glocke tiefer milder Klang;
Der Schiffer lenkt das ſchmale Boot
Und ſpricht: Ave Maria.

Die Wellen murmeln ſachte, ſacht;
Der heil'gen Brüder Chorgeſang
Sich in dem Luftgeſäuſel wiegt;
Nur hie und da den Wogengang
Ein Fiſchlein ſpringend überfliegt.
Mit ſanften Schritten naht die Nacht.
Ave, Ave Maria!

Der Mond ſteigt auf, ſein weißes Licht
Gießt er befriedend in die Flut,
Die wallend ihm entgegen bebt,
In Andacht rings die Schöpfung ruht,
Des Weihrauch's duft'ge Wolke ſchwebt
Und jeder Hauch des Abends ſpricht:
Ave, Ave Maria! —